THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
833G55
I1923
v.1

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/goethessamtliche01goet

PANDORA-KLASSIKER

Goethes sämtliche Werke

*

Mit Einleitungen von
Hermann Bahr, Max Dessoir, Paul Ernst
Herbert Eulenberg, Cäsar Flaischlen, Ernst Hardt
Gerhart Hauptmann, Wilhelm Hegeler, Hermann Hesse
Hugo von Hofmannsthal, Wilhelm Ostwald, Karl Scheffler
Wilhelm von Scholz, Georg Simmel, Martin
Wackernagel, Jakob Wassermann
Bruno Wille

*

Erster Band

*

Berlin
Im Verlag Ullstein

Gedichte

Erster Teil

1756—1796

Mit Vorwort

von Gerhart Hauptmann,

Gesamt-Einleitung von Georg Simmel und

Einleitung zu den Gedichten von

Cäsar Flaischlen

*

Berlin

Im Verlag Ullstein

Herausgegeben nach einem von Georg Witkowski
aufgestellten Gesamtplan von Curt Noch
und Paul Wiegler

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Einband von Hugo Steiner-Prag
Printed in Germany

833G55
I1923
v.1

Inhalt

Vorwort von Gerhart Hauptmann 7
Allgemeine Einleitung von Georg Simmel 11
Zu Goethes Lyrik von Cäsar Flaischlen . 99
Gedichte, Erster Teil
Frankfurt 1756—1765 147
Leipzig 1765—1768 159
Frankfurt 1768—1770 211
Straßburg 1770—1771 241
Frankfurt 1771—1775 253
Weimar 1775—1786 359
Italien 1786—1788 475
Weimar 1788—1796 485
Register der Gedichte dieses Bandes . . 581

*

Alphabetisches Verzeichnis sämtlicher Gedichte im dritten Band

*

Eine Übersicht über Anlage und Inhalt der Ausgabe befindet sich am Schluß dieses Bandes, ein ausführliches Gesamtregister am Schluß des letzten Bandes

13 Oct 30 mo
German 23 Ag 30 Harras = v.1-20
738255

Goethe

Ein Vorwort

von

Gerhart Hauptmann

teilen muß. Kein Atom dieses, Gott sei Dank, unverletzlichen Himmelskörpers ist von den eindringenden, fremden Energien unberührt geblieben: trotzdem, und auch mit deshalb, ist mein Schaudern gerechtfertigt.

Es bleibt ein Trost, daß diese meine Worte fast unsichtbar sein werden vor dem dahinter aufleuchtenden, mächtigen Licht. Und somit werden sie keinen nennenswerten Schatten darauf werfen. Ja, ich möchte wünschen, sie würden etwa aufgefaßt wie ein schlichtes, bekränztes, offnes Tor, das, wer da will, mit Ehrfurcht will, durchschreiten mag. Will man dazu noch einen flüchtigen Blick über sich, auf die Stirn des Tores und seine Inschrift richten, während Glanz durch seine Wölbung schon das Auge trifft, so mag man lesen:

Von oben rührt göttliches Licht und dringet
in dieses ein, das meine Seel umflicht,
paart meine Kraft mit meinem Schaun und schwinget
so hoch mich dann, daß ich das höchste Sein
anschaue, welchem jenes Licht entspringet.

Allgemeine Einleitung

von

Georg Simmel

Meine Arbeiten sind immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens. Goethe, 1775

Meine ernstlichste Betrachtung ist jetzt die neuste Ausgabe meiner Lebensspuren, welche man, damit das Kind einen Namen habe, Werke zu nennen pflegt. Goethe, 1815

Wer sich über die Werte einer menschlichen Existenz, beurteilend oder genießend, Rechenschaft ablegt, wird nach zwei Richtungen blicken müssen, von denen her das Leben die allgemeinsten Formen des Wertvollen und Bedeutsamen erzeugen kann. Das Leben selbst, in der Unmittelbarkeit und Gegenwart seines Daseins und seiner Kräfte, ist der erste Träger von Werten: schaffend und genießend, empfindend und spielend, in sittlicher Bewährung wie in Gewinn und Verlust dem Schicksal gegenüber, kann es sich als groß und wesentlich und wertvoll — freilich auch als das Gegenteil von alledem bewähren. Diese Werte bezahlt der Vorgang des Lebens mit seiner Vergänglichkeit; wenn er gelebt ist, ist er vorbei, aufgelöst in anders geformte Wirkungen und in die Schattenbilder der Erinnerung. Aber als geistiges Leben hat er die mit keiner anderen Daseinstatsache vergleichliche, alle menschliche Kultur begründende Fähigkeit: ein Ergebnis zu bewirken, das, unabhängig von dem Prozeß seiner Erzeugung und dessen Vorübergehen, eine selbständige Existenz besitzt. Kunstwerke und Erkenntnisse, religiöse Lehren und

soziale Verfassungen liegen in diesem Bezirk des vom Leben zwar Erzeugten, aber vom Leben Gelösten, gegen seine Entstehungskräfte selbst gleichgültig Gewordenen. Und hier erheben sich ganz neue Werte, an sachlichen Maßstäben, an zeitlosen Ideen, an der Realität der Dinge gemessen. Dies ist die andere große Wertmöglichkeit unserer Existenz, daß sie die Erzeugnisse ihrer Energien aus sich heraus setze, in eine von ihr selbst geschiedne, überdauernde Ordnung, in der diese Ereignisse wie Dinge selbst stehen und sich ihren Rang nach Normen von Schönheit und Größe, von Tiefe und Wahrheit bestimmen.

Die Betonungen des höheren Lebens pflegen in sehr ungleichmäßiger Weise nach der einen oder der anderen dieser Richtungen zu fallen und uns in Widersprüche und Konflikte unserer Beurteilungen, ebenso wie unserer praktischen Entscheidungen zu verwickeln. Das strömende, nur auf sein eigenes Gesetz hörende Leben, mit den Werten, die es seiner Unmittelbarkeit verleihen oder ihr entnehmen kann, übertönt unzählige Male die objektiven Werte unseres Schaffens, die selbständige Bedeutung seiner Erzeugnisse verblaßt vor den Werten des erzeugenden Lebens selbst; und dann wieder versinkt das Subjekt mit seiner vorüberfliegenden Existenz, es wird, widerstandslos oder in Kämpfen, zurückgeschoben, ein bloßes Mittel für die Sachwerte, die überpersönliche Bedeutung unserer Arbeit oder vielmehr der Resultate unserer Arbeit.

Sucht man nun zu den mannigfaltigen Werten, deren Summierung die Goethesche Existenz als etwas Unvergleichliches erscheinen läßt, nach einer zentralen Formulierung — nicht für Einzelwerte, sondern für deren Vereinheitlichung —, so möchte ich diesen Wurzel- oder Gipfelpunkt seines Wesens

so bezeichnen: der Prozeß seines Lebens, die von innen hervorbrechende, stetige Strömung seiner Triebe und Kraftentladungen war den Ergebnissen dieses Lebens harmonischer zugeordnet, die sachlichen, von ihrem Entstehungsprozeß ganz gelösten Werte seines Werkes waren den inneren, gelebten Werten inniger verbunden, als wir es sonst von einer Existenz des gleichen Größenmaßes wissen. Hier wurde eine Existenz gelebt, die an sich einen höchsten Wert darstellte, von dem ihrer Produkte ganz unabhängig: nach der Tiefe ihrer Geistigkeit, nach der Kraft und Freiheit ihres Idealismus, nach der Fülle ihres Aufnehmens und Sichausströmens, nach der strengen Schönheit, zu der er sein leidenschaftliches Verhältnis zu Dingen, Menschen und Ideen gestaltete. Und dieses Leben, mit alledem nur von seinem individuellen Gesetz gelenkt, seinen eigenen Ausdrücken nach in allem Tun nur einem Spieltrieb und Liebhabertum folgend, — schuf hiermit Kunstwerke, wissenschaftliche Erkenntnisse, Deutungen des Lebens, von einer so reinen Sachlichkeit, solcher Treue gegen den Gegenstand, so objektiver Vollendung, als wäre alles dies sozusagen unmittelbar aus den Gesetzen der Dinge selbst, aus den ganz überpersönlichen Forderungen der Kunst hervorgegangen. Der große Spalt, der unsere Existenzwerte so oft auseinandertreibt: zwischen dem subjektiven Lebensprozeß, der seine Bewährungen in sich selbst trägt und sich in seinen Zeitgrenzen vollendet, und dem objektiven Werke, dessen Wert sich, jenseits aller Lebensbedingtheit seines Entstehens, nach bloß sachlichen Maßstäben entscheidet — dieser Spalt setzt sich bei Goethe nicht wie bei den meisten von uns bis in den Wurzelgrund der Existenz fort. In diesem letzten Fundament besaß er eine Einheitlichkeit — keine starre, prinzipielle, sondern eine lebendige, durch unzählige Wechsel-

stadien und Widersprüche hindurch entwickelte —, die es ihm gestattete, sich seinen Neigungen und Impulsivitäten gewissermaßen unbekümmert anzuvertrauen, als müßten diese ihn von sich aus zu der Produktion des sachlich, überzeitlich Wertvollen führen; und die in demselben Maße, in dem dies Leben, rein als Leben, ein subjektiv vollendetes wurde, als hätte es alle Kräfte und Werte in seine Gegenwart gesammelt, das Werk in die Höhen hob, die wir kennen. — Dies ist natürlich nur ein erstes und allgemeinstes Schema seines Wesens, nur die Form umreißend, in der sich mit ihm, in einziger Weise, die allgemeinen Menschheitswerte aufgegipfelt haben. Aber hiermit motiviert sich das von jeher bestehende Gefühl, daß wir an Goethe mehr haben als die Summe seiner Werke. Nicht im Sinne des ungeheuren biographischen Materials, das ja, von dem Bedürfnis tieferen Verstehens her gesehen, eigentlich *neben* seinen Werken steht; kennten wir nämlich auch das ganze Milieu, alle Modelle, die gesamten äußeren „Anregungen" zu jedem seiner Werke, so würden wir tatsächlich darüber alles dasjenige wissen, was eben *nicht*-goethisch ist, was also das Spezifische der Leistung, um dessentwillen wir uns überhaupt um sie kümmern, gerade *nicht* enthält. Vielmehr, wodurch er uns mehr ist als die Schöpfer, die für uns nur in der Summe ihrer Werke bestehen, das ist — kurz und etwas paradox ausgedrückt — das Bewußtsein, jedes dieser Werke und Worte sei von Goethe. Jener Wert, der dem geistigen Erzeugnis von seinen rein sachlichen Normen her zukommt, wird hier aufgenommen, genährt, gesteigert von dem Strom des persönlichen Lebens, der unmittelbar aus eigener Quelle fließt. Dadurch, daß jede seiner Äußerungen in einer unerhörten Einheit und Kontinuität aus der rein selbstgesetzlichen Innerlichkeit dieses Lebens quillt, haben sie

alle untereinander, bei aller Mannigfaltigkeit, ja Gegensätzlichkeit ihrer Inhalte und auch ihrer Werte, eine organische Beziehung zueinander, als gehörten sie demselben Blutkreislauf zu; und dadurch wird gewissermaßen jede einzelne um die Totalität aller bereichert. Daß wir Goethe als ganzen haben, das enthebt jedes Werk und jedes Wort von ihm der Isoliertheit des Wertes, der nur seinem Sachgehalt zukäme. Wie Goethe nun einmal als Gesamterscheinung und unvergleichlicher Besitz der deutschen Kultur vor uns steht, ist sein einzelnes Werk, in seinem letzten Sinne und seiner Bedeutung für uns, weit weniger aus der Gesamtheit der Lebensleistung gelöst, als es bei Kunstwerken sonst der Fall ist. Mehr als anderen spüren wir diesem Menschen gegenüber, von dem wir unmittelbar und mittelbar wohl mehr wissen als von irgendeiner historischen Persönlichkeit, die Macht und Einheit des Lebensprozesses als solchen, dem jede Äußerung entsprossen ist; so daß wie durch diese gemeinsame Wurzel hindurch jede einzelne mit dem Kern oder der Entwicklungsreihe aller anderen organisch verbunden und dadurch mit einer Weite und Tiefe von Beziehungen und geahnten Bedeutungen, einem Reichtum gelebten Lebens ausgestattet ist, wie keine andere Erscheinung der Geistesgeschichte es in gleichem Maße besitzt. Daß nun aber Erzeugnisse, so aus rein innerlichen Wachstumsnotwendigkeiten heraus entfaltet, mit der Wahrheit der Dinge und den Forderungen der Kunst so harmonisch und sachgesetzlich einstimmig sind — das mag man symbolisch so ausdrücken, daß eben jene Wesenswurzel seiner selbst, das ganze individuelle Gesetz seiner Existenz und Entwicklung dem Kosmos — oder wie man die letzte Einheit alles Seins und Sinnes benennen mag — enger oder wenigstens fühlbarer und in verfolgbareren Linien verwurzelt war als andere

Existenzen der gleichen Bedeutsamkeit. Hiermit mögen nur die Motive vorbereitet sein, aus denen sich eine prinzipielle Art, das Gesamtwerk Goethes aufzunehmen, entwickeln läßt.

★

In seinem tatsächlichen Verhalten wie in der Betrachtung wird Goethe von der Empfindung beherrscht, daß das Leben zu seinen höchsten Werten gelange, wenn es nur ganz sich selbst, seinem reinen Wachstum, der Unverfälschtheit seiner Triebe folgen wollte, statt sich von Zwecken ziehen zu lassen, die ihm in irgendeinem, wie auch idealen Sinne von außen kommen. Dagegen spricht nicht, daß Goethes Leben ein ungeheures Maß von Selbsterziehung, Selbstbeherrschung, Verzicht enthält; denn dies sind bei ihm nicht Hemmungen, Abzüge, Gegenbewegungen zur Lebensströmung, sondern die inneren Formungen ihrer selbst, durchaus positiv ihr zugehörige Gestaltungen. Darum wird der ganze Umfang und die ganze Entwicklung Goethes von einem unbedingten Vertrauen zum Leben selbst getragen, von der fortwährenden Akzentuierung jener ersten Seite unserer Existenzwerte: der Lebensdynamik, der Aktivität als solcher — oft mit entschiedener Abweisung der zweiten, der Normierung durch Zwecke und Produkte, wie sie von bloßen Sachgehalten herkommt. „Es kommt offenbar", so sagt er, „im Leben aufs Leben und nicht auf ein Resultat desselben an." Wer auf die Resultate sieht, sagt er anderweitig, dem „geht darüber die einzelne Tat sowie der einzelne Mensch verloren". Und in zwei ganz kurz abschließenden Ausdrücken: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst" und: „Das Tun interessiert, das Getane nicht." Das eigentümliche, wohltätige Gefühl nach der Lektüre auch nur

weniger Seiten Goethes oder der Berichte über ihn, als wäre man in seiner Lebenszuversicht gestärkt, spürte unter der eigenen Existenz einen tragfähigeren Boden — geht sicher auf diesen in sich selbst gegründeten Lebenswillen zurück, auf dieses tiefe, seine Äußerungen von Anfang bis Ende durchströmende Zutrauen, daß das Leben sich um seiner selbst willen lohne. Er selbst empfindet mit einem gewissen Stolz diese Wirkung, wenn er, nur mit einer leichten Modifikation, sich einen „Befreier" der Deutschen nennt; denn sie wären an ihm gewahr geworden, daß „der Mensch von innen heraus leben müsse". Es war jene glücklich geniale Harmonie seiner Existenz zu dem, was man die Wahrheit und die Schönheit der Dinge nennen möchte, woraus ihm das Zutrauen zum Leben entsprang, und die Überzeugung, an der Unmittelbarkeit dieses nur auf sich selbst hörenden Lebens sein Wertmaximum zu besitzen; daß dies überhaupt an einem Menschen höchster objektiver Leistungen möglich war, ist eben für uns ein unersetzliches Pfand für eine letzte Zuverlässigkeit des Lebens.

Dieses, seinem eigen-innerlichen Triebe überlassene und in dieser Gerichtetheit seiner selbst sichere Leben spricht sich in der Abneigung gegen alle „Profession" aus. Als den beharrenden Grundzug seiner Gesinnung bezeichnet er es, zu keiner „Innung" zu gehören und „Liebhaber bis ans Ende" zu bleiben; es ist ihm „zuwider" etwas als „Profession" zu treiben: „Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt, und solange die Lust daran währt." Er war einer der arbeitsamsten Menschen, von denen wir wissen. Seine erhaltenen Werke (außerordentlich viel Geschriebenes hat er selbst vernichtet) bezeichnet doch nur einen Bruchteil dieser ungeheuren Tätigkeit als Dichter und Verwaltungs-

beamter, als Naturforscher und Theaterdirektor, als Agierender in unzähligen Angelegenheiten dritter Personen und als Kritiker. Daß er dies alles als Liebhabertum im Gegensatz zur Berufsmäßigkeit empfand, war nur durch jene Grundstruktur seiner Existenz möglich: daß deren zentrale Triebhaftigkeit Inhalte, Gebilde, Leistungen erzeugte, die typischerweise von vorbestehenden Formen, gegebenen Zielen, äußerer Objektivität her gewonnen werden. Gewiß hat er gelernt und von Welt so viel aufgenommen wie wenige; aber das Entscheidende war doch immer die Selbstentwicklung seines Geistes, die ihn sozusagen auf den Wegen seines eigenen Lebens zu den Punkten führte, an denen er mit den Wegen der Welt — als Wirklichkeit und Idee — zusammentraf. In einer Epoche, in der er eine unerhörte Fülle von Eindrücken und Erkenntnissen gewann, schreibt er, es dränge so auf ihn ein, daß er sich dessen nicht erwehren könne — „und doch entwickelt sich alles von innen heraus". Dies ist freilich der äußerste Gegensatz zu aller „Professionsmäßigkeit", die auf vorgebahntem Wege vorbezeichnete Ziele sucht und die Kraftbewährung in einer von außen her gezogenen Linie festlegt. Darum kann er, ohne daß ein Ton von Selbstvorwurf mitklänge, es aussprechen, daß er immer nur „egoistisch" gelernt und gearbeitet hätte; schließlich hätte ihm immer nur daran gelegen, sich selbst auszubilden; was uns später noch näher beschäftigen wird. Solche Ich-Sucht ist schließlich danach zu werten, was für ein Ich es ist, das sich selbst sucht. Und hier war es ein solches, das sich mit der Natur und dem Werte der Dinge harmonisch wußte und fühlte, so daß es mit der eigenen, sich selbst suchenden Entwicklung und Ausbildung gleichsam den Sinn des Daseins selbst — in dem Maße menschlicher Beschränktheit — realisierte. Es ist darum

eigentlich selbstverständlich, daß er die Summe seiner Leistungen: Dichterisches und Geistesgeschichtliches, Naturwissenschaftliches und Biographisches als eine einzige Leistung ansah. Er spricht dies in einer äußerst markanten Weise aus, indem er am Anfang der Bekanntschaft mit Schiller, in einem für seine ganze Geistigkeit programmatischen und höchst durchdachten Briefe an diesen schreibt: „Da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt" — usw. Nicht etwa ein einzelnes Unternehmen ist gemeint, sondern die Gesamtheit seiner Lebensleistungen; aber er bezeichnet sie nicht als „meine Unternehmen", nicht als Mehrzahl, sondern als ein einziges: „mein Unternehmen" — diese Leistungen, die sich zwischen Dichtung jeder Form und dem geschichtsphilosophischen Studium der früheren Farbenlehren spannen, von Theorien über Knochenbau bis zur systematischen Darstellung des Dilettantismus, von der Erzählung orientalischer Geistesgeschichte bis zu den Regeln für Schauspieler. All dieses erscheint ihm keineswegs in dem Maße heterogen und gegeneinander selbständig, wie wenn jedes für sich der Inhalt einer besonderen Berufstätigkeit wäre. Da vielmehr Interesse und Arbeit für ein jedes aus der vollen Spontaneität und jeweiligen Entwicklungsnotwendigkeit seiner Natur hervorgeht, so ist es eben alles miteinander verwurzelt und schlechthin „mein Unternehmen". Wenn es zu seinen entscheidendsten Grundüberzeugungen gehörte, daß die Welt in natürlicher wie in kultureller Hinsicht eine einheitliche sei, wenn die Natur allenthalben im Kleinen genau dasselbe tut wie im Großen, wenn ihm Orient und Okzident nicht zu trennen sind — so ist dies gewissermaßen die objektive Spiegelung der ungeheuren Einheit seiner Natur. Denn auch diese bedeutet ja nicht

Einschrumpfung auf eine einseitige Enge, sondern eine unerhört weite Ausstrahlung, an der sich gerade erst die produktive und eben damit zusammenhaltende Kraft der zentralen Einheit bewährt.

Von hier verdeutlicht sich noch einmal das Verhältnis zwischen Goethes Werken und seinem Leben — nicht etwa den „Umständen" dieses Lebens, sondern seinem ganzen und inneren Prozesse. Er hat oft ausgesprochen, daß seine Schriften von dem Augenblick ihrer Vollendung an alles Interesse für ihn verloren hätten. Er habe eben das, was ihn beschäftigt habe, beglückend oder peinigend, in ein künstlerisches Bild verwandelt und sich dadurch von dem Erlebnis des Affektes selbst befreit. Die Befreiung aber hat sozusagen nur den Zweck, daß das Leben nun seinen Weg weitergehen kann; es hat diese Station des Erlebens und Erzeugens passiert, und sie hat nun keine Bedeutung mehr für den Weiterlebenden. Er fühlte offenbar zu seinen Werken, obgleich sie doch gerade in objektiver Festigkeit und Zeitdauer vorliegen, so wenig Beziehung, wie die Lebensgegenwart als solche sich auf die Pulsschläge des vergangenen Lebens zurückbezieht; in dem weitesten Sinne des Wortes kann man deshalb sagen, daß er der undogmatischste Mensch von der Welt war. Er läßt seine Dichtungen, seine Maximen hinter sich, wie wir die durchlebten Gefühle und Situationen unserer Existenz hinter uns lassen, da sich für ihn, den schlechthin produktiven Menschen, alles Okkupierende, Bedrängende, Vergewaltigende wie von selbst in Schöpfung und Gebilde umsetzte, sich aus der Lebensströmung herausfetzte, damit für diese, wie sie immer von neuem aus ihrer Quelle nachdrängte, Platz würde. Damit ist ein sehr merkwürdiges und für das Verständnis seiner Gesamterscheinung höchst wichtiges Doppelverhältnis

zwischen ihm und seinem Werke gegeben: einerseits ist er der Mensch einer sozusagen bis zu seinem letzten Tage nicht rastenden Entwicklung, und da seine Dichtungen nur Momente dieser Entwicklung in der Form der künstlerischen Objektivierung sind, so sind sie auch jeweilig völlig abgetan und ausgeschieden: da er „immer vorwärts strebe", sagt er in seinem zweiundachtzigsten Jahre, so vergesse er sehr bald, was er geschrieben habe. Man übersehe die Begründung nicht „da ich immer vorwärts strebe" — also nicht der Grund gilt, der dem Schaffenden sonst oft sein Werk zu etwas Fremdem, ja Unbegriffenem und Unheimlichem macht: daß es die Form der Objektivität hat, als ein Selbständiges, nun wie aus eigenem Rechte, auch seinem Erzeuger gegenüber, Dastehendes. Aber während das unter solchem Aspekt von uns losgelöste Erzeugnis gerade oft in unserer Lebensströmung wie ein Pfahl oder wie ein widerwillig Mitgeschlepptes ist, kann das Geschaffene für Goethe, weil es ganz unmittelbar der Überfluß oder die Not seines Lebens selbst war, wirklich radikale Vergangenheit werden. Denn es ist das Wesen des Lebens, nicht umgekehrt werden zu können wie eine mathematische Gleichung, und keine Unveränderlichkeit bewahren zu können wie ein Energiequantum, sondern sich schlechthin nach vorwärts zu wandeln. Derselbe Grund aber, auf den der Radikalismus dieser Ablösung des Werkes zurückgeht, verknüpft es nun andererseits in ebenso einzigartiger Weise dem Leben. Je mehr ein Inhalt, ein Produkt, ein Objektiv-Werdendes wirklich sich der letzten Lebensquelle entformt, wirklich „das Leben selbst" ist, desto entschiedener zeigt sich daran das doppelte Verhältnis: daß es einerseits mit dem Subjekt solidarisch, nur aus der Totalität seiner Existenz verständlich ist, andererseits wegen jener Zeitgebundenheit des Lebens eine bloße Durchgangs-

station ist, zum Überwundenwerden bestimmt, in dem Augenblick seiner Verwirklichung auch schon für dieses Leben ein Versinkendes, Vergehendes. Nur unter diesem Doppelaspekt, der ersichtlich die Entfaltung einer ganz einheitlichen Grundstruktur ist, kann das Verhältnis zwischen Goethes Leben und Goethes Werken voll erfaßt werden.

Daß der jeweilige Inhalt seines Lebens sozusagen nichts Abgesondertes, Isoliertes war, sondern die Wellenhöhe, zu der sich seine Lebenstotalität gerade jetzt hob, ist der tiefere Grund und die Schönheit eines Zuges, den man namentlich seinen späteren Jahren zum Vorwurf zu machen pflegt: der „Kühle" seines Sichgebens, Sichäußerns. Er lebt eben als Ganzer in jeder Äußerung, und eben dies gibt ihr die wundervolle Temperierung, verhindert das Mitgerissenwerden in die Einseitigkeit des momentanen Inhalts. So viel Eruptives, an den Moment Gebundenes, ja Launisches sich in seinem Leben und seinen Äußerungen finden mag, so empfindet man doch, daß das ganze Leben nie sein Übergewicht über das gerade zur Oberfläche gehobene Element verloren hat, daß das Verhältnis des Ganzen zum Teil prinzipiell immer richtig geblieben ist: seine „Kühle" ist nichts anderes als dieses Aufwiegen der Lebenseinzelheit durch die Lebensganzheit. Je mehr und voller dies Leben wurde, desto geringer wurde ersichtlich das Gewicht der Einzelheit, desto kühler also muß er all denen erscheinen, die, gegen jene Proportion rücksichtslos, die ganze gestaltlose Lebensintensität in die jeweilige Einzelheit einschießen lassen und damit freilich ein gewisses Wärmephänomen erzeugen. Dies ist durchaus kein Widerspruch gegen das sonst Hervorzuhebende: daß Goethe, nach seinem eigenen Ausdruck, „das Leben nicht teilte"; weil er nie Erstarrtes innerlich mitschleppte, sondern seine Existenz eine

in jedem Augenblick von ihrem letzten Grunde her bewegte war, so war er in jedem Augenblick wirklich „der Ganze", war selber so, wie er es von Homer sagt: „Der Eine, der sich in Viele — Teilt und einer jedoch, ewig der Einzige bleibt." Aber dieses Ganze war keine gleichsam formlose Masse, wie wir es oft an unbeherrschten Menschen empfinden, wenn sie „sich ganz geben". Das eben bedeutete die fortwährende „Ganzheit" seines Lebens, daß er jedem Inhalt gab, was ihm in Rücksicht dieser Ganzheit, als deren jeweilig angemessener Ausdruck zukam. Und aus dem gleichen Grunde bekräftigt sich das vorhin Angedeutete: daß das einzelne Werk Goethes allerdings durch unser Bewußtsein, es sei ein Werk Goethes, eine höhere Bedeutsamkeit erhält, als es sie in anonymer Vereinzelung besessen hätte. Als Aberglaube und Idolatrie muß dies dem Rationalismus erscheinen, für den nur Einzelheiten und Elemente wirklich sind, Ganzheiten nur als Zusammensetzungen aus diesen, restlos wieder in sie auflösbar und nur in dieser Auflösung „begriffen". Wenn aber irgendeine historische Erscheinung es nachdrücklich machen kann, daß der Weg zum Begreifen des Lebens der umgekehrte ist: vom Ganzen zum Einzelnen, von der Einheit zum Element — so ist es Goethe. Das Unvergleichliche seiner Gestalt für uns ist doch dies: wir haben die Erzeugnisse seines Schaffens nicht einfach in der Form der Objektivität als einen daliegenden Inhalt mit gegeneinander abgeschlossenen Teilen, sondern wir haben all diese zugleich in der Form des Lebens, weil wir seine Person, seine Ganzheit, die Entwicklung und Strömung seines Lebens kennen, nachleben, besitzen. Es handelt sich nicht nur darum, daß jedes der Werke durch das andere interpretiert oder, wie ich es vorhin ausdrückte, um das andere bereichert werde; sondern den Lebensprozeß selbst fühlen wir,

der sich in diesen Inhalten niedergeschlagen hat, fühlen ihn in dem Geburtsmoment seiner Inhalte, die sozusagen nach allen Seiten hin offene Türen zu ihm haben. Seine Werke sind nicht nur die fertigen, allenfalls sich untereinander tragenden Elaborate der Prozesse, die sie erzeugten oder deren Inhalt sie waren; sondern sie sind außerdem sein Leben selbst, wir wissen das Unbeschreibliche des kontinuierlich strömenden Lebens an ihnen, durch sie, in seinem Gegensatz gegen alle Form des Objektiv-Gewordenseins. Dies alles bedeutet nichts anderes, als daß das einzelne nur aus der Totalität begriffen und in dieser Zugehörigkeit über seinen unmittelbaren Inhalt hinausgeführt wird; wobei die Ganzheit des ihm einwohnenden oder es umstrahlenden Lebens natürlich nicht dessen zeitliche Erstrecktheit und Inhaltssumme bedeutet, sondern die Einheit, die in fortwährendem Wandel lebt und von der jeder ihrer wechselnden Momente dennoch das Ganze ist. Diese Form des Lebendigen überhaupt — im Gegensatz zu dem Schöpfer, bei dem sich das Erzeugnis von vornherein vom Leben abgelöst und ihm gegenübergestellt hat — ist es, die uns, über allen mechanistischen Rationalismus hinaus berechtigt, ja verpflichtet, das einzelne Werk und Wort wirklich daraufhin, daß es dem Gesamtleben Goethe zugehört, in einer volleren Bedeutung, einer tieferen Weihe, gleichsam einem größeren Umfang und Inhalt hinzunehmen, als stünde das genau Identische in einem geringeren Leben oder in einer Isolierung gegen das schöpferische Leben überhaupt. Die Weltgeschichte des Geistes kennt keine Persönlichkeit, die mit einer so reichen und nach allen Seiten hin ausstrahlenden Produktivität den Eindruck einer so einheitlich umfassenden, bruchlosen, über alle Einzelheiten als solche erhabenen Lebensganzheit erzeugte. Vergebens, diese Einheit an seinen

Produkten selbst, an den Inhalten seines Dichtens und Forschens zu suchen, sie mit Begriffen fixieren zu wollen. All ihre Mannigfaltigkeiten und Widersprüche lassen aber ihre vitale Einheit fühlen: daß sie die Pulsschläge oder Entwicklungsmomente eines Lebens sind, dessen Einheit nicht starr an irgendeinem Stoff haftet, sondern gerade in dem Sich-Hindurchleben durch eine Unendlichkeit von Zuständen besteht: „Und so teil ich mich, ihr Lieben — Und bin immerfort der Eine."

Selbstverständlich ist Goethe nicht der einzige Schöpfer, bei dem die einzelne Äußerung und Schöpfung durch die so gedeutete Strömung des Lebensganzen fühlbar getragen wird; allein das Maß, in dem sich bei ihm die Gegensätze spannen, die nach einer geheimnisvollen, dem Leben allein vorbehaltenen Formel dynamisch zusammengehalten werden — dieses Maß ist schlechthin einzig. Man könnte an Michelangelo denken, dessen ungeheure, aus jedem Werk herausglühende Lebensdynamik und Lebenstiefe die tragische Gegensätzlichkeit letzter Lebenswerte in ein künstlerisches Schauen und seelisches Fühlen zusammenzwingt. Allein in ihm sind die Gegenrichtungen: des Irdischen und des Transzendenten, der leiblichen Schwere und der sehnsüchtigen Geistigkeit, der sinnlichen Leidenschaft und der religiösen Erlösung — von vornherein der Inhalt von Leben und Werk, ihr Kampf, der doch die Parteien voraussetzt, ist die angebbare, anschauliche Einheit dieser beiden. Damit ist er wohl gigantischer, metaphysisch-dramatischer, erschütternder als Goethe, aber seine Probleme, man möchte sagen, sein Problem ist in sich geschlossen, es gibt sich nicht wie das Goethesche an alle Extensität des Daseins hin, so daß es, sozusagen gleichmäßig, künstlerisch, wissenschaftlich, praktisch angegriffen werden

müßte. Näher kommt an das Goethesche Maß von Mannigfaltigkeiten und Entwicklungen, mit denen eine einheitliche Lebensdynamik zu ihrer zeitlichen Verwirklichung drängt, noch Beethoven heran. Auch bei ihm ist das unsäglich Erleuchtende und Ergreifende, daß die äußersten Gegensätze der Lebensströmungen sich in eins schlingen und gegenseitig deuten, weil sie die Stadien einer allmählich durch sie hindurch sich entfaltenden Lebenseinheit sind. All jenem vereinzelnden analytischen Rationalismus zum Trotz sind uns die harmlosen ersten Sonaten und Trios Beethovens dadurch in eine besondere Gefühlsbedeutung gerückt, daß wir die fünfte Symphonie und die russischen Quartette kennen. Und diese Entwicklung von schöner Heiterkeit zu dem Ernst der Größe steht nun wieder in einer Wechselwirkung des Eindrucks mit dem tragischen Sichselbstsuchen der Seele in den letzten Cellosonaten und Quartetten. Ähnlich ist es bei Rembrandt, dessen ganze Alterskunst, so selbstgenugsam und durch sich selbst erschütternd sie wirkt, dafür eine dennoch aus dem isolierten Einzelwerk nicht begründbare Verstärkung gewinnt, wenn man sie als das letzte Wort eines Lebens weiß, dessen frühere Epochen sich in den Saskiabildern und der Nachtwache aussprachen. Aber auch bei diesen beiden, deren einheitlich strömende Vitalität gleichfalls das begrifflich polar Entgegengesetzte in der Form der Entwicklung kontinuierlich zusammenschließt, bleibt das Problem auf das Kunstgebiet beschränkt. Das handelnde Dasein verlangt bei Beethoven gar keine fühlbare Einheit mit dem künstlerischen; denn bei aller inneren Vornehmheit, bei aller sittlichen Unbeugsamkeit und aller Güte seines Wesens hat doch sein Verhalten innerhalb der praktischen Welt etwas Unkultiviert-Abruptes etwas Disharmonisch-Zufälliges nie ganz überwunden, das praktische und

das künstlerische Phänomen Beethoven scheinen oft von zwei ganz verschiedenen Grundströmungen des Lebens genährt. Von Rembrandt wissen wir in dieser Hinsicht gar nichts. Sein Leben, soweit es nicht irgendeine Beziehung auf seine Kunst hatte, scheint eigentlich an dieser und dem sie tragenden Leben nur wie ein rudimentäres Organ oder wie ein Parasit zu hängen. Natürlich ist jeder große Künstler — was uns noch später wichtig werden wird — mehr als bloß Künstler, grade bei den größten spüren wir eine schöpferische Macht schlechthin, für die das besondre Talent nur der gewissermaßen zufällige Auslaß ist. Rückstandsloser aber als bei andern ist bei Rembrandt jene, ich möchte sagen, undifferenzierte Kraft und Umfänglichkeit der Seele von diesem Kanal aufgenommen, nirgends überschäumt sie die Form, zu der grade das spezifisch malerische Talent sie prägt. — Immerhin, es ist bei diesen Künstlern die Lebensströmung fühlbar, in der die einzelne Leistung steht und die deren Grenzen nach einem Persönlichkeitszentrum hin öffnet, ihr damit neuen Umfang und neue Bedeutung gewährend — wenngleich die in diesem Zentrum zusammenschießenden und von ihm wieder ausgehenden Strahlen nicht die Mannigfaltigkeit wie in der Goetheschen Existenz haben. Prinzipiell anders aber verhält sich der andere künstlerische Typus, den man etwa auf die Namen Shakespeare, Velasquez, Bach taufen kann. Hier hat das einzelne Werk die Nabelschnur völlig zerschnitten, die es mit seinem Erzeuger verband und die ihm bei jenen anderen auch aus dessen Weiterleben und Gesamtexistenz noch — für den Aufnehmenden — ein eigentümliches Mehr an Eindruck und Bedeutung zufließen ließ. Ich lasse dahingestellt, ob dies nicht irgendwie modifiziert wäre, wenn wir z. B. von Shakespeare mehr außerkünstlerische Dokumente seiner Persön-

lichkeit und seiner Entwicklung besäßen, und spreche nur von dem tatsächlichen Bilde, als das alle diese Schöpfer für uns bestehen und dessen Bestimmung durch das, was von ihnen zufällig überliefert ist und zufällig nicht überliefert ist, ein unvermeidliches Schicksal ist. Dennoch glaube ich, daß auch in rein sachlicher Beziehung für die Werke dieses Künstlertypus jeweils ein ganz anderes Maß von Abgeschlossenheit gegen die Totalentwicklung ihres Schöpfers besteht als bei Michelangelo und Rembrandt, bei Goethe und Beethoven. Ich begehe zur Charakterisierung dieses immerhin nur relativen Unterschiedes eine absichtliche Übertreibung, indem ich ihn dahin verabsolutiere: gegenüber einem Drama Shakespeares, einem Porträt von Velasquez, einer Bachschen Cantate ist es gleichgültig, daß sie von eben diesen Schöpfern stammen; wäre jedes einzelne Werk anonym und ohne irgendeinen gewußten Zusammenhang mit einem andern desselben Künstlers überliefert, so würde sein Eindruck um nichts geringer sein. Hier umfaßt jedes Werk nur sich selbst, es streckt nicht die unsichtbaren Hände aus, mit denen es sich mit den andern zu einer Kette schließt und die Strömung eines Gesamtlebens jenseits der Werke, gebend und empfangend, durch sich hindurch leitet. Dies aber gilt, natürlich in sehr abgestuftem Maße, für jenen andern Typus von Künstlern, die man wohl Subjektivisten genannt hat. Über diese Differenz bedarf es durchaus der Klarheit, weil sie über die Attitüde entscheidet, mit der man dem Werk Goethes gegenübersteht.

Für die rein ästhetische Betrachtung scheint das Kunstwerk dastehen zu sollen, als wäre es vom Himmel gefallen. Denn es ist doch allerdings sein Wesen, daß es die unendlichen Fäden, die jedes reale Ding mit allem sonstigen realen Dasein verbinden, abgeschnitten und in sich selbst zurückgeknüpft hat;

was seinem Reiz und seiner Bedeutung aus andern als den in ihm selbst entspringenden Quellen zufließen möge: aus historischen oder religiösen, anekdotischen oder ethischen, personalen oder sensuellen — ist insofern unehrlicher Erwerb; es ist eine selbstgenugsame Welt und es hat so Recht wie Pflicht, gegenüber der Welt und den Welten jenseits seines Rahmens in undurchbrechlicher Begrenztheit zu verharren. Diese Reinheit des Kunstbegriffs ist uns heute ein schwer errungener Besitz und er darf unter keinen Umständen wieder preisgegeben werden. Sie bedeutet auch keineswegs Verarmung des Inhalts zugunsten eines leeren Formalismus, denn jeder Weltinhalt kann mit seinem vollen Reichtum in irgendeine Kunstform eingehen; nur, ist dies einmal geschehen, so dürfen in die damit bezeichnete Grenze sich nicht diejenigen Bedeutungen und Anziehungen einschleichen, die dieser Inhalt besitzt, insofern er außerhalb der Kunst besteht. Solche Lauterkeit und Geschlossenheit des Kunstwerks in sich selbst also unbedingt festhaltend, kann man dennoch überzeugt sein, daß das Kunstwerk als Ganzes nun vom Leben umgriffen wird, in einem Lebensgrunde wurzelt, dessen Kräfte seinen Rahmen, seine Einheit und Ganzheit nirgends durchbrechen und doch darin einströmen und es tränken. Die vollkommene innere Geschlossenheit und die gleichzeitige Verbundenheit mit einer persönlichen Entwicklung und dem Kräftestrom eines Lebens besteht hier in einer mit diesen räumlichen Gleichnissen nicht recht zu veranschaulichenden Art. Das Kunstwerk verhält sich insofern ähnlich wie die Landschaft: um wirklich „eine Landschaft" zu sein, muß ein Stück des natürlichen Daseins zu einer festen, umgrenzten Einheit erschaut, aus dem allumschließenden Naturzusammenhange herausgehoben werden; und dennoch ruht ihre Bedeutung für uns auf dem nie aussetzenden

Gefühl, daß die unendlichen Strömungen dieses Zusammenhanges, auch in ihr lebendig, sie absatzlos dem All-Leben verbinden. Dieser Doppelaspekt des Kunstwerks: ein absolut Selbständiges zu sein, aus eigenem Zentrum gewachsen und verständlich, und zugleich ein Moment einer umgreifenden, es durchströmenden und in ihm fühlbaren Lebensentwicklung — dieser läßt durch die stärkere Betonung des einen oder des anderen jene Reihung der Künstler entstehen, von dem Extrem desjenigen Werkes an, das von dem erzeugenden Gesamtleben wie durch eine Isolierschicht getrennt ist, nirgends durch ein positives Symptom verratend, daß dahinter oder darin etwas ist, was es nicht verrät, — bis zu dem anderen Extrem, wo das Werk völlig in die Lebenssphäre seines Erzeugers eingetaucht ist, mit all seinen anderen Produkten kontinuierlich verbunden, wie jede Meereswelle mit jeder anderen. Diesen Pol der Reihe bezeichnet Goethe. Gewiß steht jedes seiner dichterischen Werke in der Umschriebenheit und Selbstverantwortlichkeit, in der artistischen Objektivität, die überhaupt das Wesen jedes Kunstwerks ausmacht. Aber er ist der monumentale Beweis für das logisch so schwer Ausdrückbare: daß die Gelöstheit des Kunstwerks und seine Lebenswurzelung sich nicht widersprechen. Für die Teile seines Werkes gilt, was er von dem geschichtlichen Kosmos des Geistes überhaupt aussagt: „Nur wer Hafis liebt und kennt, Weiß, was Calderon gesungen." Oder genauer: Nur wer das Ganze „liebt und kennt", wird des Einzelnen in seinem ganzen Wesen, Wert und Fülle inne, so sehr das Einzelne, weil es Kunstwerk ist, selbst ein Ganzes ist. Was ich soeben als geistesgeschichtliche Erfahrung aussprach: daß der Künstler eine äußerste Höhe auch rein als Künstler nur dann erreicht, wenn er mehr als nur Künstler ist — das ist nicht nur eine letzte Formel

für Goethes Existenzwert überhaupt, sondern gilt übertragenerweise auch für sein Werk. Jede seiner Dichtungen besitzt ihre äußerste Bedeutung für uns erst, wenn wir sie innerhalb der Totalität eines Schöpfertums und Lebens erblicken, das sehr viel mehr als ein nur künstlerisches war. Hier liegt die eine Begründung dafür (die andere wird uns später beschäftigen), daß seine wissenschaftlichen, kritischen, ja gelegentlich sogar seine poetischen Arbeiten im höheren Alter einen autobiographischen Ton annehmen. Von den sachlichsten Angelegenheiten redet er mit Rücksicht darauf, wie er sie erlebt hat, welche Bedeutung für sein Leben sie haben, das Subjekt Ich gewinnt ein eigentümliches Übergewicht. Er drückte damit nur den Zusammenhang aus, in dem jede seiner Äußerungen zu seiner Lebensganzheit stand und der ihm selbst mit steigendem Alter immer klarer geworden war. Mit dieser betonten Beziehung auf sich selbst, seine Tendenzen und seine Entwicklung realisierte er jene Charakteristik seiner Gesamtleistungen Schiller gegenüber: „Mein Unternehmen", — offenbarte, daß all dies fast unabsehbar Mannigfaltige dadurch auch eine tiefgelegene sachliche Beziehung gewann, daß es die Schöpfung eines einzigen, kontinuierlichen, eigengesetzlichen Lebens war; oder vielleicht erschöpfender: jede einzelne Schöpfung war dieses ganze Leben, erfaßt in dem Augenblicke, wo es sich gerade zu dieser Form, dieser Wellenhöhe hob. —

Ich habe schon angedeutet, daß dieses innere Verhältnis der Erscheinung Goethe sich gewissermaßen an dem Verhältnis dieser Erscheinung zu der kosmischen Ganzheit wiederholt. Das Entscheidende war, daß die einzelne Äußerung, Schöpfung, Bewährung aus dem Gesamtleben der Persönlichkeit in einer innigeren und fühlbareren Unmittelbarkeit hervorging,

daß dadurch alle Äußerungen entschiedener organisch verbunden und aufeinander angewiesen waren, als bei irgendeinem seiner Pairs im Bereiche der Kunst. Nun aber empfinden wir an ihm, die Ganzheit seines Denkens, Erlebens, Schaffens zu überblicken versuchend, eine analoge Einwurzelung eben dieser Existenz in das kosmische Dasein. Damit ist nichts Mystisches gemeint, wenigstens nicht anders, als es überhaupt im Verhältnis einer individuellen Existenz zu dem Weltganzen enthalten ist. Selbstverständlich ist jedes Leben diesem Ganzen verhaftet, ist eine Frucht ebenderselben Triebkräfte, die auch jede andere Daseinsforderung begründen, und geht auf die letzte Einheit und Gesetzlichkeit des Kosmos überhaupt zurück. Aber mit unverkennbaren Abstufungen unterscheiden sich die Erscheinungen danach, bis in welche Tiefe hinein sie uns diesen Zusammenhang mit den Gründen alles Seins fühlbar machen. Insbesondere für die geistigen Erscheinungen gilt dies, die nicht nur Wirklichkeit und Wirkung sind, sondern ein ganz neues — vielleicht entfernteres, vielleicht näheres — Verhältnis zum Dasein aufbringen, ein Verhältnis des Symbols, der Spiegelung, der Zusammenfassung oder wie man es nenne. So erzeugen denn manche Wesenheiten den Eindruck, als ob der tiefste und allgemeinste Sinn und Rhythmus des Daseins in ihnen deutlicher als in anderen zum Ausdruck käme, als ob ihre Gestalt und Entwicklung die Gesetzlichkeit des Ganzen unmittelbar anschaulich machte. Mag das an der Einstellung unseres Blickes liegen, die uns nicht fähig macht, in jedem Wesen überhaupt das Walten des göttlich All-Einen unmittelbar festzustellen, jedes einzelne als Analogie des Weltdaseins zu begreifen. Allein, daß dem so beschaffenen Blick das eine Wesen als das reine Gefäß der tiefsten Seinskräfte erscheint, und als klänge es von sich selbst aus harmonisch zu der Tonart

der Weltsymphonie überhaupt, während andere Wesen ihm nur wie trübe Spiegel der Wirklichkeit vorkommen und als beschränke sich ihr Zusammenhang mit der Ganzheit und Einheit des Seins auf das Notdürftigste — das ist dennoch ein Unterschied in diesen Wesen selbst. Und das Gefühl, jenen ersten zuzugehören, muß in Goethe das wundervolle Zutrauen zu Welt und Leben, zu dem eigenen Leben erzeugt haben, von dem ich sprach, während es zugleich seine wundervolle Bescheidenheit und Selbstbegrenzung trug. Denn alle Anmaßung, aller Größenwahn beruht ja darauf, daß der Mensch sich von dem Gesamtsein losgerissen hat, daß die Harmonie mit ihm, die des Menschen Stellung zu ihm und sein Bewußtsein von dieser „richtig" macht, verloren ist. Daß alles, was Goethe gesagt und getan hat, mit all seinen Ungleichmäßigkeiten und inhaltlichen Widersprüchen, in unvergleichlichem Maße zum Bilde eines Menschen zusammengeht, heißt doch, in anderer Richtung gesehen, daß all seine Äußerungen in einer unmittelbareren Art als wir es bei Schöpfern objektiver geistiger Werte gewöhnt sind, aus den Trieben, Kräften und Gesetzen seiner innersten Lebensentwicklung hervorgegangen sind. Und das konnten sie mit dem Erfolge, den wir wissen, weil bei ihm in einem ganz unvergleichlichen Maße jene Konsonanz des individuellen Lebens mit dem kosmischen stattfand, jenes spürbare Hinabreichen in die tiefsten Schichten von Welt und Idee, deren Gesetzlichkeiten und Formen durch die scheinbar sich allein überlassenen Bewegungen seiner Seele hindurchklangen.

Von hier ist die ganze Tiefe und Weite des Goetheschen Weltverhältnisses zu erfassen, ist zu begreifen, daß er sich selbst einen „Liebling der Götter" nennen durfte. Er selbst hat die Bedeutung dieser kosmischen Harmonie seines Wesens sehr

wohl gefühlt. „Unendlich viel wert" ist es ihm, aus Schillers Urteil über den Meister sich zu vergewissern, daß „ich, was meiner Natur gemäß ist, auch hier der Natur des Werkes gemäß hervorgebracht habe". Mit unzweifelhafter Beziehung auf sich selbst spricht er von „besonders begabten Menschen", die „zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen steigern". Und als ein Höchstes preist er es, wenn zu dem innerlich Erzeugten und Notwendigen die Natur außer uns „Ja und Amen sage". Es ist ersichtlich nichts anderes, wenn er das Auge selbst „sonnenhaft" nennt, da es doch sonst die Sonne nicht erblicken könne, und wenn er — nun dasselbe Motiv auf die geistige Welt anwendend — vom „Verstehen" sagt, es hieße: „dasjenige, was ein anderer ausgesprochen hat, aus sich selbst entwickeln". Er hat wie wenige Menschen die Erscheinungen der menschlichen und der äußeren Natur mit einer strengen Selbstlosigkeit, einer hingebenden Treue und Wahrheitsliebe erforscht; und zugleich hat er — zunächst zwar vom Dichter, aber mit ganz deutlicher Ausdehnung auf den Menschen überhaupt — gesagt, daß ein jeder, „gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zutage fördern wird". Daß ihm dies kein Widerspruch war, daß er überzeugt war, das reine „Zutagefördern" des Individuums trüge den gleichen Inhalt wie die objektivste Erforschung des natürlichen Seins — das eben ist das Phänomen jener Einheit oder Parallelität zwischen seinem persönlichen Leben und Sichentwickeln und den großen Rhythmen der Natur; es ist das, was man das metaphysische Glück seines Wesens nennen könnte.

An diesem Punkte länger zu verweilen, ist unerläßlich, denn an ihm treffen sich die verschiedenen Formulierungen des

Urphänomens Goethe, von dem all seine Betätigungen und Schöpfungen nur einzelne ausgesandte Strahlen sind oder Stationen, durch die hindurch die Entwicklung dieses letzten, an sich unaussprechlichen Geheimnisses des individuellen Lebens sich vollzieht. Hier ist also zuerst seines höchst merkwürdigen Wahrheitsbegriffes zu gedenken, dessen er keineswegs nur als Voraussetzung seines Forschertums, vielmehr zur Deutung seiner gesamten geistigen Existenz bedarf. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr" — das heißt: Wahrheit ist für ihn nicht, wie sie gewöhnlich vorgestellt wird, Übereinstimmung zwischen einer objektiven Wirklichkeit und ihrem Spiegelbild in unserm Bewußtsein, auch nicht, wie die Philosophie sie gefaßt hat, die Übereinstimmung unseres Denkens mit sich selbst. Sondern dasjenige ist für den Menschen wahr, was für ihn fruchtbar ist, das heißt, was ihn fördert, was seinem Wesen gemäß ist, was sich seinem Sinn und Leben harmonisch anschließt. Die Vorstellung eines Dinges ist doch nicht dessen mechanischer Abdruck in unserer Psyche, sondern ist ein Vorgang unseres Lebens selbst, eine Funktion innerhalb des rastlosen Bewegtseins unserer Persönlichkeit. Den Inhalt dieses Vorstellens nennen wir wahr — so ist Goethes Überzeugung —, sobald sein Geschehen als solches sich fördernd, passend, steigernd in den Gesamtverlauf unseres Lebens einfügt. Die Wahrheit ist kein freischwebendes logisches Abstraktum, sondern sie ist tief in das Leben des Individuums eingebettet, für das sie eben Wahrheit sein kann. So wird also auch hier das Grundgefühl mächtig, daß die Welt uns nicht im Stich läßt, wenn das Leben nur den von ihm selbst geforderten, ihm selbst förderlichen Weg geht: das Sein dementiert nie den Gedankeninhalt als unwahr, der als Gedankenprozeß, als dynamisches Geschehen sich der Zweckmäßigkeit und Eigengesetzlichkeit des Lebens harmonisch

und erhöhend einfügt. Die Konsonanz mit dem Kosmos, die er in sich selbst spürt, deutet ihm auch die Wahrheit als einen Wert, in dem das Leben und das sachliche Erzeugnis des Lebens sich nicht voneinander getrennt haben, und mit dem der Gedanke, den das Leben als einen ihm selbst notwendigen erzeugt, sich als dem Dasein entsprechend, das heißt eben als wahr legitimiert. „Kenne ich mein Verhältnis zu mir selbst und zur Außenwelt," sagt er, „so heiß' ich's Wahrheit." Und damit bekommt das Motiv noch einmal eine Vertiefung in noch breitere Fundamente des ganzen Goetheschen Wesens hinein. Denn nun ist aufs deutlichste ausgesprochen, daß der ganze Mensch mit all seinen Bestimmungen und Beziehungen darüber entscheidet, was für ihn Wahrheit sein kann, — nicht aber der isolierte Verstand oder die isolierten Sinne. Gegenüber aller zerlegenden und vereinzelnden Betrachtung des Menschen und seiner körperlich-seelischen Kräfte hat Goethe stets auf das leidenschaftlichste daran festgehalten, daß in jeder Betätigung der ganze Mensch tätig ist, nur bald die eine, bald die andere Fähigkeit gleichsam zum Kanal seines unaufhörlich strömenden Gesamtlebens machend. Darum verlangt er gerade von dem Gelehrten, also von demjenigen, dessen Leistung auf die objektivste Wahrheit hingeht, daß er nicht etwa nur den Intellekt, sondern die Gesamtheit seiner seelischen Energien in seine Arbeit einsetze: die Phantasie und das Gemüt, die kombinatorische Spekulation und den enthusiastischen Schwung; gerade wo es sich darum handelt, das reinste Bild der Sache zu gewinnen, muß der ganze Mensch dazu wirken, jede vereinzelte Kraft seiner, mag sie noch so intensiv sein, ist unzulänglich. Ein Greuel ist ihm stets die Lehre von den „oberen und unteren Seelenvermögen" gewesen. „In dem menschlichen Dasein sowie im Universum ist nichts oben noch unten;

alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältnis aller Teile zu ihm manifestiert." Wer dieses Grundmotiv Goethes, mit dem er sich freilich einer fast durchgehenden Tendenz der modernen — analysierenden und atomisierenden — Wissenschaft entgegenstellt, nicht in seinem Sinn für die ganze Deutung des Lebens begreift, hat keinen Zugang zu der Goetheschen Welt. Denn daß gerade deren unendliche Mannigfaltigkeit von dem Leitwort beherrscht ist: „Teilen kann ich nicht das Leben", macht sie einerseits zu einer lebendigen Welt und gibt andererseits dem individuellen Leben jene Möglichkeit der Harmonie mit dem Gesamtsein, die Goethe in sich so rein und stark empfand, daß er an dieser Empfindung die Aussprechbarkeit von Welt und Leben und ihrem Verhältnis überhaupt gewann. Daß die Elemente nicht in Sonderexistenz nebeneinander liegen, sondern daß in jedem von ihnen das Ganze da ist und sich offenbart — das eben macht den Unterschied des Lebendigen gegen allen Mechanismus aus; und dieses Ganzsein des einzelnen Lebendigen macht es zu einem Gegenbild des Gesamtseins. Wie das Ewige, das Universum sich in jedem Wesen „fortregt", so regt sich das Ganze eines Lebens in jedem seiner Teile; und nichts andres als dies ist jene Harmonie und Einordnung, durch die das sich selbst überlassene, sich selbst gehorsame Leben Wahrheit, d. h. Übereinstimmung des lebendigen Denkens mit der objektiven Welt erzeugt oder, in einem tieferen Sinne, selbst schon Wahrheit ist.

Aber die ungeheure Originalität und Tiefe, mit der hier die Einseitigkeiten und Gegensätzlichkeiten des Lebens selbst, auch die scheinbar unentbehrlichsten, zugunsten seiner Totalität und seines Totalverhältnisses zum Dasein überwunden werden,

leuchtet erst aus der Bedeutung des Irrtums auf. Was wir Wahrheit nennen, ist für Goethe nur der geistige Ausdruck, die geistige Formung des richtigen, vom Leben selbst geforderten Verhältnisses zur Welt: die Vorstellung, die zu haben uns in diesem Verhältnis nützlich ist, heißt uns Wahrheit. Dieser Wahrheitsbegriff aber ist so weit und hoch gespannt, daß er auch dasjenige, was in singulärem, äußerlichem, bloß intellektuellem Sinne Irrtum ist, noch einzuschließen imstande ist — natürlich ebenso auch das, was in diesem niedrigeren Sinne Wahrheit ist. „Ans Wahre wie ans Falsche", sagt er an einer entscheidenden Stelle, „sind notwendige Bedingungen des Daseins gebunden." Und in ebendiesem Sinne sagt er, daß für den einen falsch sein müsse, was für den anderen wahr sei, weil die Verschiedenheit der Menschen eben ein ganz verschiedenes, reales Verhältnis zum Dasein fordere, das sich dann in der Gegensätzlichkeit ihrer Wahrheiten ausspräche. Ebendasselbe ist gemeint, wenn er von individuellen seelischen Beschaffenheiten, die doch Anschauungen und Überzeugungen mitbedeuten, sagt, sie seien „irrtümlich nach außen, wahrhaftig nach innen". Unzweifelhaft also steht ihm ein Wahrheitsbegriff vor Augen, der den gewöhnlichen relativen Gegensatz von Wahrheit und Irrtum umgreift, ein höherer Sinn von Wahrheit, der gar nicht unmittelbar nach dem Inhalt und dessen Prüfung an den allgemeinen Methoden und Kriterien fragt, sondern danach, ob das Denken dieses Inhalts als ein Pulsschlag des Lebens in Sinn und Wert und Förderung dieses Lebens hineingehört oder nicht. Verschwistert oder vielleicht sogar subordiniert ist dies seiner ganz allgemeinen Maxime über das organische Leben: daß in ihm „selbst das Unnütze, ja das Schädliche selbst, in den notwendigen Kreis des Daseins aufgenommen wird (um) ins Ganze zu wirken";

so daß er an vielen Stellen davor warnt, das sogenannte Abnorme in den Naturgebilden in einen absoluten Gegensatz zu dem Normalen zu stellen, da eine höchste Norm eben jenes wie dieses umfaßt. Von Abnormitäten könne man zwar sprechen, „wenn die Einzelheiten obsiegen und auf eine — zufällig scheinende Art sich hervortun". Allein auch dies sei mit dem Normalen „nah verwandt", da doch schließlich alles „von einem Geist belebt ist". So kann ein Gedanke wohl falsch sein, wenn das Besondere, Einzelne seines Inhalts sich gegen das Ganze und Allgemeine absperrt, in eine Sackgasse verläuft und erstarrt; dennoch kann der gleiche Inhalt in jenem höheren Sinne richtig sein, wenn er „ins Ganze wirkt", wenn ihn zu denken das Leben seines Trägers belebt und fördert, nicht nach einem momentanen Interesse, — das bedeutet Selbsttäuschung und Abschneiden der Weiterentwicklung —, sondern nach der zentralen, definitiven, alles einzelne übergreifenden Strömung dieses Lebens.

Die unmittelbare Konsequenz, wie Goethe selbst sie ausspricht, ist, daß ein jeder „seine eigene Wahrheit haben kann". Denn jeder Mensch, insoweit er sich vom andern unterscheidet, hat auch ein unterschiedenes Verhältnis zur Welt. Es bedarf also vielleicht besonderer Verhaltungsweisen, besonderer Voraussetzungen, einer besonderen, sein Leben fundierenden „Wahrheit", um dieses Leben, dieses Verhältnis zur Welt zu der höchsten Förderlichkeit zu bringen. Ersichtlich bezieht sich dies nur auf die letzten, prinzipiellsten Überzeugungen auf allen Gebieten; in Beziehung auf die singuläre, empirische Realität ist die Interessengleichheit der Menschen groß genug, um ganz allgemeine, durchgehende Wahrheiten gelten zu lassen. Aber Goethe ist weit entfernt, selbst jene Spannung der individuellen Wahrheiten gegeneinander als isolierendes

Außereinander anzusehen. Sondern, da eine jede jeweils das „richtige", vollkommenste Leben ihres Subjekts ausdrückt, so gehören sie, über alle logische Unvereinbarkeit ihrer Inhalte hinweg, dem einen großen Leben an, dem „Ewig-Einen, das sich vielfach offenbart", der einen Menschheit, die, seinem Ausspruch nach, gerade durch diese einander entgegenstehenden und einander ergänzenden Überzeugungen erst ihre Einheit gewinnt.

Ich habe mich bei diesem Wahrheitsbegriff so lange verweilt, nicht wegen der Bedeutung, die er etwa an und für sich als philosophische Theorie besitzt, sondern weil er die Grundstellung des Goetheschen Wesens zu Werk und Leben besonders eindringlich macht. Welch ungeheures Gefühl der Einheit zwischen dem persönlichen Leben und der Objektivität der Dinge muß zugrunde liegen, damit ganz allgemein behauptet werde: das Bild der Dinge, die Wahrheit, die doch irgendeine Art Nachzeichnung jener von uns unabhängigen Objektivität zu sein scheint, sei in Wirklichkeit nichts anderes, als eine Bewegung dieses Lebens selbst, nichts anderes, als der Inhalt des Prozesses, mit dem das Leben sich selbst fördert, seine zentralste, vielleicht ganz individuelle Kraft zu ihrer Höhe, ihrer Gesundheit, ihrem Selbst-Sein bringt! Die Erfahrungen an den Menschen, die er um sich sah, können ihn diese Maxime nur äußerst fragmentarisch, wenn überhaupt gelehrt haben. Nur in der tiefsten Schicht seines eigenen Wesens konnte er eine so harmonische Zuordnung zwischen seinem Leben und der Welt spüren, daß er eine Deutung der Wahrheit wagte, die sie ihrer Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit gegenüber den Schwankungen des Lebens entriß und sie eben diesem Leben selbst preisgab — mit der sichersten Überzeugung, sie damit nicht etwa zu entwurzeln und zu einem subjektiven Trugbild

zu machen, sondern ihr gerade so erst die letzte Sicherheit und Richtigkeit anzuweisen.

Dieses Motiv lebt in einem Satz, der in all seiner Unscheinbarkeit Goethes tiefste Überzeugungen wie im Keime enthält: „Wenn man mit sich selbst einig ist, ist man es auch mit andern." Nur im Gefühl des einheitlichsten Zusammenhanges zwischen dem individuellen Dasein und dem Dasein überhaupt, dem auch „die andern" angehören, kann dies gesagt werden. Und zwar nicht in dem naheliegenden Sinne einer durchgängigen natürlichen Verknüpftheit aller Erscheinungen, sondern so, daß gleichsam die Form des individuellen Daseins, insofern sie vollkommen ist, die Form des allgemeinen Daseins oder des allgemeinen Geistes wiederholt. Diese Form des Daseins als Ganzen ist für Goethe: Einheit; und wie sollte sie etwas anderes sein, da der Kosmos ja von dem unteilbaren göttlichen Prinzip durchdrungen ist und nur dessen in unendliche Mannigfaltigkeiten und Wechsel gebrochenes Leben bedeutet? Wenn er von der Form des Organismus sagt, sie sei nichts als die fortwährend verwandelte Erscheinung seines Inneren, so gilt ihm dies auch für das Dasein überhaupt, und deshalb ist es ihm schlechthin Einheit. Indem nun auch der Einzelne diese erreicht, „mit sich selbst einig ist", wird die Form des Weltbaues gleichsam durch ihn hindurchgeleitet, wird an ihm selbst mächtig, macht ihn zum Ausdruck und zugleich zur Parallelerscheinung des Ganzen, dem auch die andern Einzelnen angehören. Darum müssen alle in dem Maß, in dem jeder mit sich einig ist, es auch untereinander sein. Nicht um Gleichförmigkeit der Ansichten und Überzeugungsinhalte handelt es sich, die Goethe vielmehr als durchaus unrealisierbar ablehnt, sondern um die Gestalt des Lebens, um die dynamische Realität unserer Existenz, von der die theoretischen Meinungen nur Symbole sind,

und oft durchaus einseitige, fragmentarische, die ihnen zugrunde liegende Lebendigkeit gar nicht richtig ausdrückende. Jener Satz überträgt eine andere allgemeinste Maxime Goethes: „Die Natur tut nichts im großen, was sie nicht auch im kleinen täte" — in die tiefsten Zusammenhänge des persönlichen Lebens. Die ganze Stellung Goethes zur Welt, die ihm einerseits Aufgabe, andererseits gefühlte Tatsächlichkeit war, wird durch dies Motiv bestimmt: daß das individuelle Leben, als solches vollendet und in der Ganzheit seines Sinnes und seiner Rhythmik durchschaut, die Form des All-Lebens — die innere Einheit — wiederholt und durch diese Vermittlung hindurch die Harmonie, die „Einigkeit" mit den anderen individuellen Ausgestaltungen desselben All-Lebens gewinnt. Die Allgemeinheit solcher großen Blicke und Maximen ist unmöglich aus der Erfahrung singulärer Tatsachen zu gewinnen, und er selbst charakterisiert die umfassendsten Seinsgesetze, denen sein Suchen galt, als solche, von denen in der Erscheinung nur Ausnahmen aufzuweisen sind. Die Maxime vielmehr über das Mit-sich-Einigsein als Voraussetzung, es mit andern zu sein, war der Ausdruck seiner innerlich eigensten Lebensstruktur. Er fühlte — an diesen symbolischen, wie aus der Ferne tastenden Ausdruck sind wir gebunden — seine eigene Existenz dem All-Leben störungslos, gleichsam für dessen Pulsationen durchlässig, verwurzelt; er fühlte das metaphysische Verhältnis, das in jener Maxime liegt, in sich selbst so deutlich, daß er es als allgemeine Wahrheit aussprechen konnte und durfte. Das muß man die Genialität seiner Natur nennen: während der gewöhnliche Mensch nur Singuläres erfährt, aus dem er in Annäherungen und mit Vorbehalten schließlich ein Allgemeines gewinnt, hat Goethes Geist das Allgemeine unmittelbar erfahren, er war den fundamentalsten, menschlich

erreichbaren Schichten des Seins von Natur wegen so zugeordnet, daß er seine innere Erfahrung, sein Wissen und das eigene Leben als ein allgemeines, weil jener tiefen Schicht entwachsendes Gesetz aussprechen konnte. Wenn es überhaupt das Wesen des Genies ist, zu wissen, was es nicht gelernt hat, so ist hiermit wohl eine Begründung davon, wie unvollkommen auch immer, formuliert; und geht man dem Satz vom „Einigsein" in seine Voraussetzungen oder Grundlagen nach, so zeigt er sich also als die inhalt- oder theoriegewordene Form des Goetheschen Lebensprozesses selbst in seiner Beziehung zu dem kosmischen Leben.

All diese Vorstellungen von dem Wahren als dem Lebensförderlichen, von einem höheren Wahrheitsbegriff, der Irrtümer und Besonderheiten umschließt, von innerer Einheit als Bedingung der Einheit mit anderen, — können nur entstehen, wo statt irgendwelcher einzelner Vorstellungen oder Ziele, Anschauungen oder Interessen vielmehr der Lebensprozeß selbst in seiner einheitlichen Kraft und Gerichtetheit das Letzte und Entscheidende ist und erst von sich aus all jenes inhaltlich Angebbare bestimmt. Dieser schlechthin wesentliche Zug der Goetheschen Existenz, der der oft — und oft naiv — gebrauchten Formel: „Leben und Werke" erst ihren eigentlichen Sinn gibt, bringt seine eigentümliche Gleichgültigkeit gegen das einzelne Werk als solches mit sich. Ob er dies oder jenes unternimmt, ob er überhaupt produziert oder stagnierende Epochen durchmacht, ob er das Angefangene fortsetzt oder liegen läßt, das ist ihm, der das Leben überhaupt nicht von seinen Resultaten her wertet, offenbar nicht von erheblicher Wichtigkeit, wenn er nur fühlt, daß der Rhythmus und die Entwicklungsnotwendigkeiten des von innen strömenden Lebens damit die jeweilig richtige Erscheinung finden. Aber gerade weil diese

allein entscheidende Triebhaftigkeit des schöpferischen Lebens nicht auf einen bestimmten Inhalt festgelegt ist, hat Goethe eine ganz seltene Freiheit, seinem Tun nun wieder Inhalte rein nach deren Wert zu wählen. Dies eigentümlich positive und negative, die Goethesche Existenz überhaupt erst interpretierende Verhältnis zwischen dem vitalen Prozeß und seinen Inhalten oder Produkten liegt der — sonst gar nicht verständlichen — Äußerung aus seinem 78. Jahre zugrunde: „Hätte ich so deutlich wie jetzt gewußt, wieviel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas anderes getan." Und noch einmal drückt er, gleichfalls im hohen Alter, dieses ganze Verhältnis mit einem Satz aus, von dem ein Strahlenbündel von Lichtern über sein Gesamtbild fällt: „Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln." Aber wohin zeigt diese Symbolik? Was wird durch sein Wirken und Leisten symbolisiert? Gewiß irgendein Letztes und Unaussprechliches des Daseins überhaupt, der Dinge, die ihm in irgendeinem Sinn Gegenstand oder Ziel sind: da ihm die Dinge selbst — „alles Vergängliche" — nur ein Gleichnis sind, so ist ihm ersichtlich alles Denken, Dichten, Formgeben eine Symbolik gleichsam zweiter Instanz. Aber Goethes Ausdruck geht hier noch auf etwas anderes als auf das symbolisierte Geheimnis der Wirklichkeit; er geht auch auf das innere Wesen und Leben seiner selbst, das an sich gleichfalls ein verborgenes, nicht unmittelbar zu beleuchtendes ist und für das alle Worte und Taten nur Symbole sind, der Eigenbedeutung ihres Inhalts nach also insofern gleichgültig, wesentlich nur, insofern jene innerlichste Tatsache und Bewegtheit des Lebens in ihnen versinnbildlicht wird.

Diese zweifache Symbolik ist freilich um alles Menschenwerk herum. Jeder Inhalt, den wir praktisch oder theoretisch schaffen und der nicht ein sinnloser Zufall ist, weist aus größerer oder geringerer Entfernung auf irgendeine Tiefe hin, die wir unmittelbar nicht anrühren können. Vielleicht bewahrt dies und die damit gegebene Möglichkeit eines letzten Sinnes und Zieles all unserer Betätigungen uns vor dem Gefühl, daß diese Betätigungen rettungslos isoliert und ein zusammenhangsloses Durcheinander wären. Wie sie Symbole eines Tiefsten außerhalb unser sind, so sind sie es für ein Tiefstes in uns selbst, Zeichen eines Lebens, das wir zwar unmittelbar sind, aber nicht unmittelbar haben, sondern nur an dem Zeichen dafür: den Inhalten unserer einzelnen Betätigungen und Äußerungen. Während aber bei den meisten von uns diese beiden Richtungen, nach denen hin unser Tun symbolisch ist, ungleichmäßig ausgebildet und gegeneinander zufällig sind, scheint die Harmonie des Subjektiven und des Objektiven überhaupt in Goethes Wesen und Bewußtsein auch zwischen diesen beiden zu wirken: als wären jene Unaussprechbarkeiten, auf die sie hingehen, schließlich nur eine, und als könnte er sich deshalb dem „Wirken und Leisten", das seine Sanktion nur von dem Persönlich-Innerlichen her bekommt, überlassen, sicher, daß sein Ergebnis, mochte es nun „Töpfe oder Schüsseln" sein, den gleichen Wert als Symbol des Höchsten außer uns besäße.

Dieses unvergleichliche Maß, in dem Goethes Geistesnatur sich dem Sein und Sinn der Welt verschlang, um in sich selbst dessen reiner Ausdruck und Spiegel zu sein, setzt sich in die Bedeutung fort, die die beiden Begriffe: Leben und Einheit — in seinem objektiven Bilde der Welt gewinnen. Will man Goethes Weltanschauung mit einem der systematischen Stich-

worte der Philosophie bezeichnen, so kann sie nur pantheistisch heißen. Daß das Dasein in all seiner Ausdehnung und Vielfältigkeit in sich Einheit ist, und daß diese Einheit das göttliche Prinzip in sich begreift, daß sein Gott sich „in die Welt verschlingt" — das ist die eigentlich niemals erschütterte Basis seines Denkens. Niemals verstummt seine Gegnerschaft gegen die atomisierende, an unverbundenen Einzelheiten endende, die Weltelemente untereinander oder die Welt gegen Gott isolierende Betrachtungsweise. „Wir sollten nicht von den Dingen an sich reden, sondern nur von dem Einen an sich. Dinge sind nur nach menschlicher Art, die ein Verschiedenes und Mehreres setzt. Es ist alles nur eins. Aber von dem Einen an sich zu reden, wer vermag es?" Solche Vereinheitlichung des Weltbildes ist bekanntlich in der Geschichte des menschlichen Denkens eines der allerverbreitetsten und allermächtigsten Motive. Wo aber immer sie wirksam wurde, drohten ihr zwei gefährliche Konsequenzen. Zunächst eine Verarmung des Daseins, eine Aufopferung alles Mannigfaltigen, Bewegten, Individuellen, Gegensätzlichen der Welt zugunsten einer schließlich leeren und farblosen Einheit. Alle Verschiedenheiten, Entwicklungen, Besonderheiten waren Schein, Irrtum, Nicht-Seiendes, das starre und kahle Eins war das einzig Wirkliche. Und damit zusammenhängend das andere: die Unmöglichkeit, aus dieser, durch Abstraktion gewonnenen Einheit die Vielgestaltigkeit wieder zu entwickeln — mag diese auch nur ein Schein oder eine Erscheinung, ein Vorüberfliegendes oder eine Oberfläche sein. Es scheint unserm Denken nicht gegeben, aus der absoluten Einheit heraus das Werden oder die Möglichkeit einer Vielheit zu begreifen, sie bleibt steril und kann ohne Befruchtung durch ein zweites Prinzip keine Folgeerscheinungen aus sich entlassen. Diese

Gefahren der All-Einheitslehren hat Goethe sehr wohl durchschaut. Er warnt davor, das göttliche Prinzip „in eine vor unserem äußeren und inneren Sinne verschwindende Einheit zurückdrängen zu lassen", behauptet, daß durch die All-Einheitslehre „so viel gewonnen wie verloren wird und zuletzt das so tröstliche als untröstliche Zero übrigbleibt". Das Entscheidende ist nun: daß für Goethe die Einheit der Welt eine lebendige ist. Das Leben ist die einzige uns zur Verfügung stehende Kategorie, in der eine Einheit (im Gegensatz zu allem mechanisch Zusammengesetzten) der Vielheit nicht widerspricht, sondern sie gerade, im Nebeneinander mannigfaltiger Organe wie im Nacheinander mannigfaltiger Entwicklungsstadien, aus sich herausspießen läßt. Weil Goethe die Welt als einen Organismus verstand, überwand er jene Klippe des früheren Pantheismus: daß die absolute Einheit ja etwas schlechthin Undifferenziertes, Formloses, ewig Unänderbares ist; denn das Wesen des Lebendigen ist es doch, daß es ein vielheitlich Geformtes, unendlich Differenziertes und dennoch eines ist, das schlechthin verschwindet, wenn man es in Teile zerschneidet (obgleich man diese unverändert „in der Hand haben" mag), und das man nicht durch Zusammensetzung seiner Elemente zustandebringen kann. Wie das Lebendige, so ist ihm die Welt nicht Eins, sondern immer ein Vieles; und wie das Lebendige, so ist ihm die Welt die Einheit dieses Vielen. Daß er die Welt organisch verstanden hat, heißt: Idee und Wirksamkeit des Ganzen als einer Einheit dominiert ihm so sehr alles Einzelne und die Wechselwirkungen innerhalb des Einzelnen, wie in dem Organismus jeder Teil von dem Ganzen bestimmt wird und das Leben jedes Teiles nichts anderes ist, als das in ihm sich vollziehende Leben des Ganzen. Auch hier liegt eine Analogie zu der wunderbaren Einheit, in

der wir, wie ich oben sagte, das Goethesche Leben empfinden. Der Sinn und die Kraft dieser Einheit erschöpft sich keineswegs darin, daß sie Betätigungen und Interessen von einer sachlichen Vielseitigkeit und Spannweite, wie wohl kein anderes uns bekanntes Leben, ohne Problematik und Disharmonie in sich schloß, daß sie aus jenen eine sozusagen logisch begreifliche Lebensordnung herstellt, aus Elementen von einzigartiger Form und Größe doch eine Lebensentwicklung von reinster, typischer Menschlichkeit. Aber jenseits aller inhaltlichen Vielfachheiten und ihrer Bezwingung in eine Einheit durch die Macht seiner Lebensströmung scheint es mir das erstaunlichste Phänomen dieser Lebenseinheit, daß sie auch durch die Verschiedenwertigkeit ihrer Erzeugnisse nicht durchrissen wird. Neben den Leistungen, die ihm in der Weltgeschichte des Geistes seinen Rang geben, steht ein Maß von wertlosen, nichtigen, eigentlich ganz unbegreiflichen Produktionen, wie es sich bei keinem seiner Pairs in irgendeiner Kunst findet. Dennoch fühlen wir bei ihm auch dies sachlich Leere und Unterwertige als notwendige Durchgangspunkte einer als Ganzes unermeßlich wertvollen und in diesem Werte auch ganz einheitlichen Entwicklung. Als Lebensäußerungen haben sie eine ganz andere Bedeutung, als wenn man sie aus dem Leben isoliert und ihren Inhalten bloß sachlichen Kriterien gemäß nachfragt. Gerade wer aus der letzten, von ihrer Strömung gar nicht abbiegbaren Lebensquelle heraus schafft, dessen Werk unterliegt den Schwankungen des Lebensprozesses und muß diesen durch seine Tiefstände und unvermeidlichen Mattheiten hindurchbegleiten — viel mehr als bei dem sekundären, epigonenhaften Künstler, dessen Werk von fest übernommenen, dem Leben bereits gegenüberstehenden Normen her bestimmt ist und es deshalb leicht hat, in sich

gleichmäßiger zu sein. Daß eine so ungeheure Polarität der sachlichen Werte das Gefühl von der Einheit der Goetheschen Existenz nicht zerstört, ist nur der Unmittelbarkeit zu danken, mit der sich alle diese Erzeugnisse als Symbole eines kontinuierlich sich entwickelnden Lebens geben.

Ich verfolge diese innere Gegensätzlichkeit in Goethes Wesen noch nach einer anderen Richtung ihrer Spannungen. Die geistige Gesamthaltung Goethes zu Welt und Menschen führt zu der Vorstellung, daß in ihm eine sozusagen absolute Gerechtigkeit war. Eine solche entspricht zunächst seiner metaphysischen Überzeugtheit von der gleichmäßig einheitlichen Göttlichkeit alles Seins. Wer jede einzelne Erscheinung als Offenbarung des Absoluten empfindet, es wirklich empfindet, nicht nur denkt — für den entfällt eine sozusagen formale Voraussetzung der Ungerechtigkeit: die Scheidung in Schafe und Böcke. Er kann konsequenterweise gar nicht mit parteimäßigem Radikalismus irgendeine Erscheinung schlechthin verdammen; und wäre eine solche Verdammung auch tatsächlich gerecht, so gibt sie prinzipiell doch die Möglichkeit einer so absoluten Ungerechtigkeit, wie sie eben bei pantheistischer Verneinung jedes absoluten Wertdualismus im Dasein nicht stattfinden kann. Mit einem ganz ins Allgemeine hinsehenden Gleichnis sagt er: der Mensch wird „eher die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen, allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der Weizen". Und es ist doch eigentlich nur eine positive Symbolik des gleichen Gedankens, wenn er, dreißig Jahre später, von einer Fortsetzung des Faust spricht, „wo der Teufel selbst Gnade und Erbarmen vor Gott findet".

Mit dieser Attitüde, soweit sie für Goethe aus seinem Pantheismus folgt, ist nicht etwa Toleranz gemeint; denn diese setzt ja gerade ein objektiv Verwerfliches voraus, das nur vom Subjekte und aus subjektiven Gründen ertragen wird. Es wird vielmehr der Standort für das urteilende Verhältnis in einer Idee des Göttlichen genommen, deren Allumfassung eine absolute Wertdifferenz der Erscheinungen, eine aprioriische Verwerfung irgendwelcher, überhaupt nicht zuläßt, sondern eine gemeinsame Distanz, oder wenn man will, einen gemeinsamen Boden schafft, auf dem eigentlich erst der relative Wert und der relative Unwert der einzelnen abgewogen werden kann. Höchst eigentümlich ist dies Streben nach Gerechtigkeit in seiner Jugend, wo doch seine Werturteile von äußerster Leidenschaft sind: er erzählt selbst im Alter, er hätte früher Bilder, die ihm verkehrt vorkamen, an der Tischecke zerschlagen, Bücher habe er manchmal zerschossen und ingrimmig dazu gerufen: Das soll nicht aufkommen! Dennoch sucht er schon damals die höchste Gerechtigkeit von dem Gedanken einer höchsten Werteinheit her, der ihm, unter Spinozas Einfluß, alles Wirkliche auch als vollkommen erscheinen läßt. Und ebenderselbe läßt ihn, mit derselben Tendenz, aber höchst bezeichnendem Unterschied der Altersstufen, in der Jugend sagen: „Ist das Böse nicht gut und das Gute nicht bös?“ — und im Alter: „Warum denn immer bös und gut? Müssen wir nicht mit uns selber wie mit andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen?“ Er negiert den Radikalismus des Unterschiedes, zuerst in dem Temperament der Jugend, indem er die Gegensätze in eine Einheit zusammenballt, dann in dem resignierenden Alter, indem er von ihnen zurücktritt. Und von vornherein ist eines der tiefsten Gerechtigkeitsmotive in ihm wirksam: die Anerkennung

der Individualität. Es ist seine metaphysische Überzeugung, daß der einheitliche Naturgrund sein Leben in der Hervorbringung fortwährend wechselnder, in ihrer Gestaltung unvergleichbarer Wesen zeige. Er nennt es die höchste und einzige Operation der Natur, daß „ein jedes ein Besonderes werde, sei und bleibe". Darum hat, wie er sagt, „jedes Individuum vermittelst seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben". Leidenschaftlich bekämpft er den einseitig Urteilenden, der auch den von Natur anders Gerichteten über den eigenen Kamm schert, der nicht anerkennen will, daß das verschiedene Sein der Menschen auch verschiedene Handlungsweisen, Wertungen, Gläubigkeiten zur notwendigen Folge hat. Dies ist bei ihm keineswegs schlaffe Toleranz, die ihm mit ihrem bloß negativen Wesen sehr fern lag, sondern die starke, positive Überzeugung, daß mit jedem Menschen ein natürliches Recht auf seine Individualität geboren ist, auf das Rücksicht zu nehmen die erste Bedingung aller Gerechtigkeit sei. Und wenn er im Alter einmal sagt, daß er lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung dulden wolle, so ist ganz klar, daß diese „Unordnung" eine Verletzung der höheren und allgemeinen Gerechtigkeit ist, die „Ungerechtigkeit" aber nur einem Individuum gilt, das freilich jener gegenüber nachgeben muß. Dies lebenslange Streben zur Gerechtigkeit — er fordert, mit deutlicher Beziehung auf sich selbst, für gerechtes Urteilen eine „unausgesetzte, leidenschaftlich durchgeführte Übung" — ruhte allerdings wohl auf der Stärke des theoretisch intellektuellen Elementes in seiner Natur. Man kann sich nicht denken, daß leidenschaftliche Künstlertemperamente, denen die Goethesche Wissenschaftlichkeit fernlag, Michelangelo, Rembrandt, Beethoven, dieses bewußte Interesse an das Gerechtigkeitsideal gesetzt hätten. Unter den großen

Menschheitsforderungen hat, abgesehen von dem Ideal der Erkenntnis selbst, die der Gerechtigkeit am meisten einen theoretisierenden Zug, mit dem sie sich natürlich keineswegs erschöpft; aber sie ist unter allen praktischen Werten das Lieblingsideal des theoretischen Menschen. Daß diese Konstellation in irgendeinem Maße der Gerechtigkeitstendenz Goethes zugrunde lag, hat Schiller offenbar empfunden, indem er ihm in Indignation über einen Angriff Schlossers schreibt: „Sie, der die Menschen besser kennt, erklären sich vielleicht richtiger und natürlicher durch eine natürliche Beschränktheit, was ich, der die Menschen gern verständiger annimmt, als sie sind, mir nur durch eine moralische Unart erklären kann."

Auf welche innere Struktur dies aber auch weise — der Erfolg war, daß Goethe der größte aller Jasager war, sein ganzes Leben war, hinsichtlich anderer Menschen und ihrer Leistungen, auf Gerechtigkeit mit dem Willen zur Anerkennung gestellt; denn auch dem gerechtesten Individuum pflegt man anzumerken, ob seine tiefste Tendenz, seine eigentliche Spontaneität (auch wo sie sein tatsächliches Urteil gar nicht beeinflußt) auf Verwerfen oder auf Anerkennen geht. Vielleicht gibt es keinen Großen, der andere Menschen in solchem Maße anerkannt hätte, und daß er von sich selbst sagt, das einzige, ihm absolut fernliegende Laster sei der Neid, ist nur ein sehr negatives und sekundäres Phänomen für seine lebenslange Leidenschaft, gerecht zu sein und, als Resultat davon, anzuerkennen. „Ich hasse die Leute", sagte er mit zweiundachtzig Jahren, „die nichts bewundern (nämlich menschliche Leistungen); denn ich habe mein Leben damit hingebracht, alles zu bewundern."

Dieser Zug, dessen Wichtigkeit für das ganze Bild der Goetheschen Existenz solche Ausführlichkeit rechtfertigt, findet

nun aber innerhalb dieser Existenz die frappierendsten Gegenteile. Er, der in der Kunst alles, was es Großes gab, mit der höchsten Intensität zu begreifen und zu würdigen sucht, hat, sobald die Klassik in seinen Gesichtskreis trat, die Gotik verachtet, hat von Dantes „widerwärtiger, oft abscheulicher Großheit" gesprochen, hat für Michelangelo nach ganz kurzer Beeindrucktheit eigentlich keine Augen gehabt, ist durch Italien gegangen, ohne die Frührenaissance sozusagen eines Blickes zu würdigen; er hat Mozart über Beethoven gestellt, hat die Zeltersche Musik gepriesen und Schubert als nicht vorhanden betrachtet; er hat soundso viele mittelmäßigste Talente ermutigt, in einer uns oft unbegreiflichen Weise, und hat Jean Paul, Hölderlin, Kleist abgelehnt! Dies alles ansehend, muß man gegenüber jener absoluten Gerechtigkeit, die sein Bild zu zeigen schien, fast sagen, er sei einer der ungerechtesten Menschen gewesen. Die Polarität, die er an jedem Daseinspunkte sah, hat sich zwischen seiner Gerechtigkeit und seiner Ungerechtigkeit in einer, vielleicht nicht für ihn selbst, aber für andere und für die von ihm bestimmte Kultur tragischen Weise verwirklicht. Und nun ist das Merkwürdige, das gar nicht rational, sondern nur in einer gewissen Intuition seines Gesamtlebens begreiflich wird, daß auch diese Falschurteile, ersichtlich der Intention seines Lebens äußerst entgegengesetzt, dennoch dessen einheitliches Bild nicht zerstören. Nicht als ob sie irgendwie gerechtfertigt werden sollen; sie müssen durchaus als unverlöschte Gegenwertigkeiten in seiner Existenz stehen bleiben. Denn gerade, daß wir diese ungeheuren Kontraste nicht aus seinem Leben wegdenken können, offenbart die ungeheure Einheitlichkeit dieses Lebens, das, obgleich es sich ganz jedem Inhalt hingab, doch wieder von diesen Inhalten in ihrem Selbstsinne, oft auch in ihrem Selbstwerte, ganz

unabhängig war. Gerade, daß er sein volles Leben in die jeweiligen Inhalte hineinlebte, gab allen diesen, als seine Lebensäußerungen angesehen, eine Einheitlichkeit, die sie, logisch oder in irgendeiner anderen Hinsicht betrachtet, niemals zeigen könnten.

Die Stärke des Goetheschen Lebens, das gerade als Lebensprozeß alle Gegensätze seiner Inhalte in seine Einheit faßte, zeigt sich damit wieder in jener Verwurzelung und Analogie mit dem, was wir, mit allen Vorbehalten, Wesen und Grund des Daseins überhaupt nennen müssen. Auch innerhalb der objektiven Welt sah Goethe eine unerhörte Gespanntheit von Gegensätzen der Inhalte und der Werte. Alle Dinge leben für ihn in einer unaufhörlichen Entzweiung mit sich selbst und mit andern, die sich unaufhörlich versöhnt, um sich wieder zu spalten. Und ebenso sieht er Hohes und Niedriges, Gutes und Böses überall nebeneinander und durcheinander. Aber alles dies ist Einheit, weil es nicht für sich bestehende selbstgenugsame Daseinsstücke sind, nicht Sackgassen, in die sich die Wirklichkeit verrannt hat, um jedesmal in ihnen definitiv stillzustehen — sondern weil es Pulsationen eines Lebens sind. „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur." Will man diesen Satz recht verstehen, so muß der Ton auf „Leben" liegen. Und dessen Einheit wiederum darf nicht so verstanden werden, als setzte sie sich schlechthin der „Entzweiung" entgegen, sondern daß sich das Geeinte entzweit, das Entzweite vereint, das sind die Seiten der übergreifenden Lebenssynthese, der allumfassenden Einheit des Daseins, die überhaupt keine zu versöhnende Entzweiung sich gegenüber hat. Solange dieser Gegensatz noch besteht, diese sich wechselseitig sinngebende Relativität von Einheit und Getrenntheit — solange ist die absolute Einheit des göttlich-natürlichen

Lebens noch nicht erschaut, für die die Einheit in jenem noch gegensätzlichen, noch parteimäßigen Sinne nur eine Äußerung ist, und die Trennung der Elemente die andere, beides zusammen aber, mit dem Gleichnis, das Goethe so gern braucht, nur wie Einatmung und Ausatmung, die zusammen erst das Atmen des Lebendigen sind. So allein war es möglich, daß er an keinem Stück der unendlich gespaltenen, unendlich wertverschiedenen Welt den Geist, die Kraft des Göttlichen vermißte. Es war doch auch der Zauber seines Lebens, durch den er all dessen Gespanntheiten überwand, daß wirklich jeder Augenblick oder jede Leistung die jeweilige Form war, in der sich sein Leben überhaupt bot — dieses Leben, dessen Gesetz freilich ein fortwährendes Sichwandeln, oft ein Schwanken zwischen äußersten Ausschlagpolen war. Goethe, der dem oberflächlichen Blick ein unaussprechlich zerspaltenes Dasein bietet, eine harte Isolierung zwischen seinen Vorder- und Hintergründen, sagt, offenbar aus dem tiefsten Gefühl seiner selbst heraus: „Teilen kann ich nicht das Leben, Nicht das Innen, nicht das Außen, Allen muß das Ganze geben." Er gab allen das Ganze, aber er gab es auch allem, jeder Aufgabe, jedem Gedanken, jeder innerlichen oder auch äußerlichen Situation. Was wir aus dem Tiefsten des Goetheschen Lebens heraus lernen können, ist dies, daß die entschiedenste Einheitlichkeit eines Lebens durchaus nicht an das gleichsam substantielle Verharren und Durchhalten von irgendwelchen Inhalten, ja sogar von Charakterzügen gebunden ist. Daß das Leben eine unaufhörliche Bewegtheit ist, ist freilich eine Banalität — allein voller Ernst wird mit dieser Erkenntnis keineswegs häufig gemacht. Immer noch scheint die Einheit eines Lebens dadurch bedingt, daß unter dem Wellenspiel einer fortwährend bewegten und wechselnden Oberfläche irgend etwas Festes

und ungeändert Bleibendes liegt, das eben der eigentliche Träger der „Einheit" ist. Aber gerade dadurch wird ja das Leben in sich gespalten, jeder seiner Momente in zwei ganz verschieden rhythmisierte Reihen zerlegt. Nur dadurch, daß jeder Augenblick mit seinem vielleicht völlig neuen Inhalt das ganze Leben ist, d. h., daß das Leben eben die Form hat, sich als Ganzes kontinuierlich zu wandeln und zu entwickeln — nur dadurch ist es Einheit; es muß in den Wandel seiner Momente auch wirklich jeweils ganz eingehen, es kann nicht irgendeine Starrheit tieferer Schichten diesem Wandel entziehen, um an sie seine Einheit zu knüpfen. Solange man nicht einsieht, daß die absolute Stetigkeit eines absoluten, d. h. die Ganzheit des Lebens erfassenden Sichwandelns die eigentliche und einzige Einheit dieses Lebens ist, hat man den Goetheschen Lebensbegriff nicht erfaßt. Er bildet sogar die einzelnen Elemente des Lebens, den herrschenden Vorstellungen entgegen, im Sinne dieses Begriffes um. Denn nichts anderes will die wunderbare Äußerung sagen, die er als Vierundsiebzigjähriger einmal in einem kleinen Kreise tat, als bei Tisch ein Toast auf die „Erinnerung" ausgebracht wurde: „Ich statuiere keine Erinnerung in eurem Sinne. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder erinnert, gleichsam erjagt werden. Es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues, besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet." In dieser Auffassung hat das Leben seine letzte Starrheit überwunden. Auch unsere leidenschaftlichen Erlebnisse — ein solches hatte er in diesem

Moment im Auge — sind nun nicht an einer Stelle der Vergangenheit, an der wir sie in ihrem unveränderlichen Sogewesensein wieder zu suchen hätten, angenagelt — und wir mit ihnen; sondern sie sind die selbst bildsamen Elemente der Lebensgestaltung, die mit jedem Augenblick neu einsetzt. Weil er das Weltdasein in eben dieser Absolutheit des Sichwandelns erschaute, war es ihm Leben und Einheit. Er sah, daß es keine andere Einheit gibt, die die Einheit eines unendlich Vielfachen und kontinuierlich anders Werdenden wäre, als die, zu der das Leben den Schlüssel gibt.

Goethe war eine heraklitische Natur; daß „alles fließt", war sozusagen das metaphysische Zentrum, von dem her sich nach der einen Seite sein Leben und Lebensgefühl, nach der andern sein objektives Daseinsbild gestaltete. Daneben aber tritt ein anderes Motiv, das vielleicht nicht weniger tief gegründet ist als jenes, aber in Goethes Leben erst später, insbesondere, nach einigen Vorahnungen, durch den Einfluß der klassischen Kunst mächtig wird: die ewig unveränderliche Gestalt, die Form des Lebendigen, die, einmal angelegt, nicht mehr umzuprägen ist. Als radikalen Gegensatz freilich, als welchen wir es vielleicht empfinden, hat Goethe das Verhältnis zwischen dem absoluten Wandel des Lebendigen als solchen und der absoluten Unwandelbarkeit seiner Gestalt, soviel ich weiß, nicht ausgesprochen, wenigstens nicht in abstrakter Formulierung. Tatsächlich aber laufen unzählige seiner tiefsten Denkbemühungen in der Richtung, dies beides zusammenzubringen. Wenn ich die Elemente formulieren sollte, von denen der Geist, der metaphysische Sinn dieser Existenz ebenso Synthese wie Antithese ist, so wäre es: das ewig fließende Leben und die ewig beständige Form. Es sind Gegensätze, die als Gedanken und Tendenzen weltgeschichtlich sind, weil sie als

objektive, als metaphysische Sachgehalte, übergeschichtlich sind. Was Goethe in Italien an der klassischen Kunst fand, war die Bedeutung der Form: darum fühlte er in Rom sich „so froh", weil „hinten im Norden — farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten" gelegen hatte. Der Sinn für die plastische Geschlossenheit der Erscheinung in ihrer naturhaften wie in ihrer künstlerischen Wirklichkeit, der bis dahin in ihm latent gewesen war, wurde nun geweckt. Die Leidenschaftlichkeit seines rastlos vorwärtstreibenden Lebens war schließlich an dem Kleinkram, den Widerständen, den Disharmonien des Weimarer Milieus zersplittert, er empfand seine Existenz als auseinandergestückelt, und was ihn nach Italien trieb, faßte er in den einen Ausdruck zusammen, er wünsche seine Existenz „ganzer" zu machen — er hatte den Instinkt, daß er dort die Ganzheit finden würde. Und diese eben war die Form in ihrem Selbstwert, ihrer ruhigen, klassischen Vollendung, in ihrer Zeitlosigkeit, mit der sie sich als Erlösung aus den Irrsalen des bloß bewegten, aber in seiner Bewegtheit schließlich auseinanderfallenden Lebens anbot. In den Gestalten der griechischen Plastik und vielen der Hochrenaissance, an denen Goethe nun die unmittelbare, die symbolische, die vorbildliche Lösung für die Wirrnisse seines Lebens und Weltfühlens fand, ist das Leben zum Stillstand gekommen; nicht als ob sie jenseit seiner stünden, als Abstraktionen oder Schemen; es ist wirklich in sie hineingegangen, dann aber hat es sich zu einer Rundung, Fertigkeit, Selbstgenugsamkeit seiner Form verfestigt, über die hinaus es nun nicht weiter fließt, im Gegensatz etwa zu den gotischen Gestaltungen, menschlichen wie ornamentalen, über die der Lebensstrom hinaussprüht, sei es ins Transzendente, sei es zu einem bloßen Immerweiter in der gleichen Dimension. Man wird vielleicht überhaupt sagen

können, daß hier der griechisch-italienische Geist gegen den germanischen steht. Jener strebt nach dem plastischen, ruhenden, zeitlosen Sein der Form. Dieser ist „historisch", d. h., er geht mehr auf zeitliche Bewegung und Entwicklung und ist deshalb formloser, weil die Kontinuität der Bewegung es zu der anschaulichen Ausgeprägtheit und Festigkeit der Form weniger kommen läßt. Darum hat er freilich etwas von dem „Prinzipium der Unendlichkeit" an sich, das den schön geschlossenen Idealen der Mittelmeerkultur abgeht. Wenn man schon lange hervorgehoben hat, daß Goethes Lebensarbeit und Lebensintention im Antagonismus, Wechsel, Vereinheitlichung der weltgeschichtlichen Parteien der Klassik und des Germanentums verlaufe, so scheint mir dieser Dualismus in seinem allgemeinsten Ausdruck der zwischen der Form und der Lebensbewegtheit zu sein. Er selbst bringt die Gegensätze ganz nahe zusammen, wenn er die unentrinnbare Bestimmtheit des Individuums als „geprägte Form, die lebend sich entwickelt" bezeichnet. Das eben ist das ungeheure Problem, dessen Seiten die Goethesche Weltattitüde markieren: wie kann das schon Geprägte sich noch entwickeln? wie kann der Sinn und Wert der Existenz sein Symbol in der geschlossenen, allem Werden entrückten Festigkeit der klassisch plastischen Gestalt haben, wenn das Leben doch gerade ein ewig sich Wandelndes, alle Starrheit Fliehendes, in rastloser Umformung Werdendes ist und sein soll? Aus dem Widerspruch zwischen der unendlichen Vielfältigkeit der Welt im Nebeneinander wie im Nacheinander, und der Einheit, von der wir nicht lassen können, hatte ihn Gefühl und Begriff der lebendigen Gott-Natur gerettet; die organisch verstandene Welt war eben die Einheit, die in Vielheit, als Vielheit, lebt und fruchtbar ist — wovon wir in unserer körperlich-geistigen

Persönlichkeit mit ihrer im Ich zusammengehaltenen Vielheit einen sehr gebrochenen Strahl und unvollkommenes Gleichnis haben. Nun aber tat sich der neue Zwiespalt auf, der neben das Leben selbst ein anderes, nicht weniger wertabsolutes Prinzip setzte, das, in ganz anderer Schicht, eine neue Versöhnung mit jenem, dem bisher Allversöhnenden verlangte. Freilich interessierte ihn hier so wenig wie sonst der Zwiespalt als solcher, sondern daß er ein versöhnbarer und versöhnter sei. Daran, daß hier eine unheimliche, vielleicht eine tragische, metaphysische Entzweiung vorliegt, hält er sich überhaupt nicht auf, seine Gedanken und sein Ausdruck stehen von vornherein in der Vermittlungslinie: „Die Gestalt ist ein Bewegliches, ein Werdendes, ein Vergehendes. Gestaltenlehre ist Verwandlungslehre!"

In der Übertragung auf die organische Natur als solche ist die überdauernde, gegenüber allem Formwechsel des Lebens stabile Gestalt nun dasjenige, was Goethe den Typus nennt. Alle Lebewesen sind nach Grundformen gebildet, die ewig sind, obgleich die Erscheinung sie fortwährend individualisiert, rückwärts und vorwärts bildet, bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet. Die Grenzen dieses Entwicklungsspielraumes sind für unsere Erkenntnis gar nicht bestimmt festzulegen, aber irgendwo liegen sie, irgendeine, unter keinen Umständen veränderliche Grundform, der Typus der Art, besteht in jedem Organismus. Auch wieweit die Art greift, für wieviele einzelne Gattungen ein Arttypus anzusetzen ist, steht dahin. Aber all diese empirischen Unsicherheiten erschüttern nicht das Grundmotiv: daß ein Unveränderliches, das Allgemeine der jeweiligen Art bedeutend, in dem rastlosen Werden und Umgeschaffenwerden jeder organischen Natur enthalten ist. Den Begriff, die Idee des Tieres nennt Goethe dies selbst, es ent-

spricht seinem anderweitigen Ausdruck über das „Gesetz, von dem in der Erscheinung nur Ausnahmen aufzuweisen sind" — das aber nichtsdestoweniger Gesetz bleibt. Es ist freilich nicht Gesetz im Sinne der modernen mechanistischen Naturwissenschaft; denn für dieses hat die „Ausnahme" keinen Sinn. Der Spielraum der Freiheit, den Goethe der Natur zuschreibt, damit sie die unveränderlichen Grundgesetze, Grundgestalten in kontinuierlichem Werden und Wechsel und Umbilden realisiere, ist eine der exakten Wissenschaft fremde Vorstellung. Daß Goethe das überzeitlich Wertvolle der Erscheinungen, das, was ihm in dem scheinbar regellosen, verwirrenden Strome des bloßen Lebens Halt und Erlösung war, als das Allgemeine bestimmte, als dasjenige, was einem unabsehlichen Komplex von Erscheinungen gemeinsam war, das offenbart die tiefe Beziehung seiner Naturanschauung zu seinem Klassizismus. Die antike Geistesart, soweit sie auf Goethe wirkte, fand das Wesen jedes Stückes des Daseins in dem plastisch festgeformten Allgemeinbegriff. Wie die griechische Kunst auf Typen ausging, um die die einzelnen Gestaltungen sich mit gewissem Spielraum bewegten, in der Reinheit ihres Typus das Maß ihrer Vollendung findend, so schienen die Dinge in Klassen zu gehören, die für ein jedes die Vorzeichnung bildeten, und jedes Ding war es selbst, in dem es einen Typus darstellte — was es oft oder immer nur in Unvollkommenheit und Trübung konnte. In der Goetheschen Vorstellung des „Gesetzes" der natürlichen Dinge trafen, indem die Gestalt Gesetz ist, die beiden Momente zusammen: die „Gestalt" als das treibende, alles Werden erklärende Movens in allen Elementen, wie es dem organischen Weltbegriff entspricht, und diese Gestalt als Verwirklichung eines Typus, der sie zwar nie ganz aus sich entläßt, von dem sie sich aber mit unabsehbaren

Modifikationen, Hypertrophien und Atrophien entfernen kann. So ist also mit diesem Begriff des Typus oder des Allgemeinen eine Erhebung über den Dualismus des Lebens und der Gestalt gewonnen. Das Leben selbst, in dem unstaubaren Flusse seines Werdens und Anderswerdens, enthält nun in jeder seiner Gestalten notwendig ein Ewiges, Unveränderbares, das sich als solches dadurch legitimiert, daß es in allen Vielfältigkeiten und allen Wandlungen der Individuen und allen Wandlungen des Individuums als das immer gleiche Grundschema der Organisation aufweisbar ist. Und zwar ist damit nicht etwa ein mechanisches Nebeneinanderbestehen jener dualistischen Prinzipien gewonnen. Denn das grade ist das Wesen des Organismus, daß das Allgemeine und das Individuelle, das Beharrende und das Fließende eben eine Erscheinung ausmachen, in der jene Elemente nicht real oder äußerlich, sondern nur ideell trennbar sind; damit grade hat die Strömung und Individualisierung des Lebens das Ewige und Gleiche ergriffen, ohne es zu zerstören, die Gestalt ist und bleibt in ihrem Kern typisch, aber dieser Kern selbst steht in der Rhythmik des Werdens und Sichentwickelns. Unzählige Äußerungen Goethes gehen auf dieses Ruhend-Bewegte, Einheitlich-Vielfache, Formgefestet-Lebendige, das freilich nicht mit irgendeiner mechanistischen Vorstellungsweise, sondern erst aus einer Vertiefung in das Leben zu erfassen ist; nur daß leider unsere Ausdrücke aus jener Mechanistik stammen und deshalb nur von einer gewissen Entfernung her auf das hier Gemeinte, das ja für Goethe selbst eine nur mühsam verbegrifflichte Intuition war, hinzeigen können.

Man muß wohl auch seine psychologisch-ethische Deutung des Menschen in diesem Grundverhältnis wurzeln lassen. Es mögen nicht viele Menschen die Bewegtheit und den Wandel,

die Anregbarkeit und die Beeinflussungen des individuellen Lebens so empfunden und anerkannt haben wie er. Sein eigenes rastloses Beobachten und Forschen brachte seiner Persönlichkeit keine äußerlichen Zutaten, sondern baute an dieser selbst und gestaltete sie fortwährend um, wie er selbst das ausspricht: „Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf." Und wie von außen, so von innen: sein ganzes Leben war ein fortwährendes Bilden und Umbilden seiner selbst; noch in seinem zweiundachtzigsten Jahr spricht er von seinem „Immer-Vorwärts-Streben", das den Erfolg hätte, daß er seine Produkte bald vergäße und sie ihm etwas ganz Fremdes würden. Er hat das Leben, an ihm selbst wie überhaupt, als das Ewig-Regsame gewußt, das „nur scheinbar Momente stillsteht". Dabei hat aber er so entschieden, wie es überhaupt möglich ist, an der Unveränderlichkeit des angeborenen „Charakters" festgehalten. „Wir finden", sagt er, „die Menschen, über deren Veränderlichkeit so viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unserem Erstaunen unverändert und nach äußeren und inneren unendlichen Anregungen unveränderlich." Er nennt es auch unsere „Natur", die „zwar modifikabel, aber doch unveränderlich" ist. Also auch im Seelischen ist eine festgeprägte Form, die ersichtlich zu jeder seiner Äußerungen das Allgemeine, Durchhaltende ist, gleichsam der Typus dieses individuellen Menschen — aber dieser Mensch von Moment zu Moment ein anderer, kontinuierlich durch unabsehliche Individualisierungen seiner Lebensmomente hindurch entwickelter. Beides aber steht doch nicht nebeneinander, sondern dies eben ist die seelisch-sittliche Einheit des Lebens, daß der unveränderliche Charakter des Menschen (und Unveränderlichkeit des Lebendigen hat ganz anderen Sinn und Bedeutung als Unveränderlichkeit des Mechanischen und

Starren!) sein Leben als eine unaufhörliche Entwicklung und Umänderung vollzieht; es ist nicht ein Leben da, welches diesen Gegensatz überwindet, sondern ihn zu überwinden heißt Leben.

Das ist nun auch die metaphysische Grundlage, die Tendenz der Gesamtanschauung, der z. B. die Metamorphose der Pflanzen zugehört. In dem wuchernden Gewirr der Pflanzenformen, in der fortwährenden Formveränderung der einzelnen — welches beides den heraklitischen Werdecharakter des Lebendigen offenbart — sieht er eine durchgehende Einheit, ein sich gleichbleibendes Muster ihrer Bildung — ohne welches wir doch nicht sagen könnten, „daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei". Unter dem in Raum und Zeit unendlich Mannigfaltigen müsse es doch eine „wesentliche Form" geben, „mit der die Natur gleichsam spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt". Es schwebt ihm das Bild einer „Urpflanze" vor, die natürlich nicht im Sinne der heutigen Evolutionslehre der Stammvater aller Pflanzen wäre — womit ja auch noch nicht bewiesen wäre, daß ihre Form sich in sämtlichen Nachkommen wiederholen müßte —, sondern die nur als das zeitlose Schema jeglicher Pflanze zu erkennen wäre. Allein die wirkliche Erfüllung des Problems geschieht durch die zuerst ganz kurz formulierte Einsicht: „alles ist Blatt". Alle Organe der Pflanze: Kelch, Staubwerkzeuge, Griffel, Früchte usw. sind umgebildete, metamorphosierte Blätter. Es ist also „im Grunde immer dasselbe Organ, das durch eine Progression verändert wird". In diesem Motiv, dessen sonstige Bedeutung und Entwicklung ich hier nicht verfolge, wird Goethes Art, das Einheitlich-Bleibende und das Lebendig-Veränderliche sich zusammenleben zu lassen, unmittelbar anschaulich. Das Blatt ist das in seiner Urform Unveränderliche, ist die Einheit, die

sich in allen ihren Organen, als alle ihre Organe entwickelt, es verhält sich etwa zu der einzelnen Pflanze, wie sich zu einer Abteilung des Tierreichs ihr Typus verhält. Das Blatt ist die in sich völlig feste Form, die doch nicht als diese abstrakt allgemeine, sondern in fließender, ewig modifizierender Metamorphose lebt. Denn das eben heißt für ihn Leben, daß eine ewige Form — die anschaulich, freilich nicht für einen einzelnen äußeren Sinn, sondern für den intuitiven Geist gegeben ist — sich in kontinuierlicher Bewegtheit durch immer neue individuelle Gestaltungen hindurch entwickle. Die Metamorphose ist hier die Lösung der Antinomie, die uns in der „geprägten Form, die lebend sich entwickelt", zu liegen schien. Er selbst hat das ganz programmatisch ausgesprochen: „So viel getraue ich mir zu behaupten, daß, wenn ein organisches Wesen in die Erscheinung hervortritt, *Einheit* und *Freiheit* des Bildungstriebes ohne den Begriff der Metamorphose nicht zu fassen sei." Denn Einheit und Freiheit ist offenbar ebendieselbe Zweiheit, die ich als Form und Leben bezeichnete. Die festgeschlossene Dauer der Formgeprägtheit schien gegen die fließende Vielfältigkeit des Lebens fremd und unberührbar zu sein. Nun aber kommt ein höherer Begriff des Lebens auf, dessen Explikation oder Träger oder Beispiel die Metamorphose ist. Dieser — wie man sagen könnte — absolute Begriff des Lebens enthält den relativen, der noch an dem der Form seinen Gegensatz findet, unter sich, schließt ihn als *eines* seiner Elemente ein, dessen anderes nun die Form, die Gestalt ist. Jetzt ist „Leben" nicht nur, wie es auf der früheren Stufe war, zeitliche Bewegtheit, individuelle Vielfältigkeit, rastloses Werden, sondern alles dies seiend ist es Bewegtheit eines zeitlos Bedeutsamen und Beharrenden, Vielfältigkeit eines einheitlich Typischen, Werden eines in feste Form Geprägten. Dieser

unbedingte Begriff des Lebens, der den Gegensatz seiner eigenen bedingten Form mitumfaßt, gehört unter dieselbe Kategorie Goetheſcher Geiſteswelt, wie jene Syntheſe des Lebens — in einem anderen Sinne —, von der ich oben ſprach und die das Zuſammen und das Auseinander als jetzt nur noch relative Parteien in ſich begriff. Zwiſchen Getrenntheit und Einheit alterniert das Leben, es vereinheitlicht ſeine Elemente, um ſie zu ſpalten, ſpaltet ſie, um ſie zu vereinen, aber dieſer Rhythmus iſt eben das einheitliche Leben. Das Definitivum ſeiner Formel iſt nicht die Einheit, zu der die zerſtreute Vielheit ſich zuſammenfaßt, ſondern erſt die übergreifende Einheit, als deren Momente und Pendelſchwingungen nur die Einheit aus der Zerſtreuung und die Zerſtreuung aus der Einheit gelten dürfen. Wir haben hieran eine der tiefſten Formen, mit denen die Goetheſche Geiſtigkeit die Weltinhalte bezwang: er ſah dieſe Inhalte ſich fortwährend in Gegenſatzpaaren ordnen oder bekämpfen; und es war ihm gegeben, je die eine (oder wechſelnd die eine und die andere) Seite ſolcher Gegenſätze als ſo wichtig und abſolut zu empfinden, daß ſie nun ihren eigenen Sinn, ſoweit er noch ein bloß relativer, im Gegenſatz ſtehender und auf ihn beſchränkter war, unter ſich begriff, daß beide Parteien, in der Beſchränkung auf ſich ſelbſt einander ausſchließend, nun das Einatmen und Ausatmen desſelben höchſten Daſeins wurden.

★

Die in den tiefſten Schichten wurzelnde Beziehung zwiſchen Goethes objektivem Weltbild und der inneren Struktur und Selbſtempfindung ſeines perſönlichen Daſeins, die ſich an vielerlei Punkten erwies, iſt auch an dieſen weiteſten Maximen

seiner Natur- und Lebensauffassung deutlich fühlbar. Gerade diese aber dürften am meisten jene unglücklichen Versuche dementieren, die für Weltanschauungen die „Personalakten" ihrer Schöpfer verantwortlich machen wollen, d. h., ein Weltbild für die bloße Vergrößerung oder kosmische Projektion einer seelischen Beschaffenheit halten und aus dieser „erklären". Mag dies für sekundäre Denker zutreffen, an dem Wesen des schöpferischen Genies geht es völlig vorbei. Der wirklich große Geist, der in produktiver Weise von der Ganzheit des Seins spricht, hat ein unmittelbares Bild von ihr, in das sich Gefühl und Vorstellung seiner eigenen Existenz erst einordnet; man kann es gerade als das Entscheidende des Genies bezeichnen — so bildlich und asymptotisch solche Ausdrücke sein müssen —, daß das Wesen der Sache selbst aus ihm spricht, gewissermaßen mit Überspringung der bloßen eigenen Subjektivität. Es mag dann freilich diese Subjektivität in einer tiefen Harmonie und Verwurzeltheit mit der Welt und ihren Dingen fühlen und sie mag ihm in ihren individuellen oder typischen Zügen das nächstliegende Beispiel und die Ausdrucksmöglichkeit für die Schauung des Objektiven sein. Aber immer ist es diese letztere, aus der heraus der große Denker redet. Gewiß, sie ist für den einen anders beschaffen als für den andern, und gewiß liegt der Grund dieser Andersheit in den Differenzen der Seelen, deren Strukturverhältnisse ihr Weltbild bestimmen. Allein darum braucht dieses Bild doch keine Ähnlichkeit mit dem Subjekt zu haben — als hätte es sich zu seinem Weltbild selbst Modell gestanden! Die unmittelbar subjektive seelische Beschaffenheit eines Denkers in seiner Vorstellung des Daseins, als deren Motivierung, wiederzusuchen, ist nicht anders, als wollte man in dem individuellen Stil eines bildenden Künstlers, in dem er seine Anschauung

gestaltet und der natürlich aus seinem ganzen physisch-psychischen Komplex hervorgeht, ein Abbild seiner eigenen Körperlichkeit erblicken. Wie die wenigen ganz großen Philosophen, hatte Goethe ein geistig unmittelbares, zu Anschauung und Begriff werdendes Verhältnis zum Seinsgrunde oder Seinsganzen; aber er fühlte freilich, wie ich es vorher zu skizzieren versuchte, die tiefe und lebendige Zugehörigkeit seiner Existenz zu der Einheit und dem Sinne des Daseins überhaupt, und das hat jene wundervolle Konsequenz, daß er sich mit einer unerhörten Freiheit und Einheitlichkeit den Antrieben, dem von innen drängenden Prozeß des Lebens überlassen konnte — die Selbstbeherrschung eingerechnet, die aus der gleichen Quelle kam —, sicher, daß damit die Inhalte von Leben und Produktion sozusagen von selbst dem Sinne und der Wahrheit natürlicher wie ideeller Welt angemessen verliefen. Niemals aber ist es das isolierte Subjekt, das ursprünglich nur sich selbst hätte und von da aus die Welt konstruiert; sondern der Boden seiner Geistigkeit bleibt das Ganze und die Objektivität der Welt, der sein Subjekt auch angehört. Wäre dies nicht das metaphysisch-seelische Grundverhältnis, so würde seine Lebenstendenz sich in seinen eigenen Äußerungen völlig unheilbar spalten. Man kann nicht die hingebende Treue gegen das Objekt, im Anschauen und Erforschen, leidenschaftlicher betonen, sie nicht gewissenhafter bewahren als er, aller Subjektivismus und Anthropomorphismus ist ihm nicht nur abstrakterweise verhaßt und von ihm aufs heftigste verfolgt, sondern er ist mit einer Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit in jedem Sinne, die kein Fachgelehrter übertreffen kann, der reinen Objektivität der Dinge nachgegangen. In einem programmatischen Augenblick, wo er an der Schwelle eines neuen, seines eigentlichen Lebens zu sein meinte, schreibt

er: „Ich will nichts als die Wahrheit um ihrer selbst willen.“ Und in diesem objektivistischen Interesse hält er in der gleichen Epoche seine enthusiastische innere Erregtheit fast gewaltsam nieder: „Ich lebe sehr diät“, schreibt er, „und halte mich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erhöhen. Im letzten Falle ist man dem Irrtum weit weniger ausgesetzt als im ersten.“ Aber mit gleicher Entschiedenheit spricht er aus, daß jeder schöpferische Mensch doch nur „sein Individuum zutage fördere“, daß alle Theorien bis in die Einzelheiten hinunter von der persönlichen Gerichtetheit des Denkers abhingen; in einer seiner trockensten und spezialistischsten geologischen Abhandlungen sagt er: „Man würde nach meiner Überzeugung über Gegenstände des Wissens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger streiten, wenn jeder vor allen Dingen sich selbst kennte und wüßte, zu welcher Partei er gehöre, was für eine Denkweise seiner Natur am angemessensten sei.“ Wie für ihn „poetischer Gehalt Gehalt des eigenen Lebens“ ist, so spricht für ihn der Forscher, indem er von Natur redet, nur sich selbst aus. Auf den Gedanken, man könne hier irgendeinen Widerspruch sehen, kam Goethe ersichtlich überhaupt nicht, weil das Sprechen aus dem Grunde der Individualität und das aus dem Grunde der Sache selbst für ihn eines und dasselbe war, weil er nicht aus einem der Natur gegenüberstehenden, von ihr losgerissenen Subjekt heraus, sondern aus der Totalität, der auch das Subjekt angehöre, redete: „Und so kann jeder“, sagt er in einem entscheidenden Satz, „seine eigene Wahrheit haben, und es ist doch immer dieselbige“ — ein Ausspruch, der um seiner Paradoxität willen der Ergänzung durch einen anderen bedarf, in dem er gleichfalls die durchgehende Individualität jedes organischen Geschöpfes betont und dann fortfährt: „So ist jede Kreatur nur ein Ton,

eine Schattierung einer großen Harmonie." Nicht in dem Sinne eines inhaltlichen und sozusagen mechanischen Sichdeckens sind die Wahrheiten des einen und des andern Individuums „immer dieselbige"; sondern weil eine jede ein zu der andern harmonischer Ausdruck des einen göttlich-natürlichen Seins ist, ein jeder nicht sich selbst als ein im Leeren schwebendes Subjekt ausspricht, sondern ein jeder in seiner Sprache das Sein in seiner Einheit und Objektivität.

Wenn dies nun auch die prinzipielle Grundlage seines Seins und Wirkens ist, so ist doch das mit ihr gesetzte Verhältnis kein starres, ein für allemal geschaffenes; sondern auch dies ist ein „Gesetz, von dem in der Erscheinung nur Ausnahmen aufzuweisen sind", etwas Lebendiges, das in jedem Augenblick neugeschaffen werden muß und das Definitivum seines Sinnes vielleicht nie realisiert („Kein organisches Wesen", sagt er, „ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend"), mehr eine Aufgabe als ein Besitz. Von hier aus verstehen wir die Äußerungen, die für das Bild seines Wirkens und Wirkungsbewußtseins unentbehrlich sind: über das Wiederfinden des eigenen Wesens und Daseins in der Erkenntnis der Welt und über die Bedeutung und das Glück der Bestätigung seiner selbst, das durch jene dem erkennenden Menschen wird. Alle Freude des Entdeckens bestünde darin, daß man „beim Anlaß einer äußeren Erscheinung sich in seinem innern Selbst gewahr wird". An der schon angeführten Stelle, wo er von den „besonders begabten Menschen" spricht, die „zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, noch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder suchen", erklärt er es für die Wirkung dieser letzteren, daß sie „das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen steigern". In dem ganzen unabschließbaren Prozeß des Erkennens erst vollzieht sich empirisch jenes Ein-

wohnen des Individuums in der Welt, das metaphysisch eigentlich schon Tatsache und Voraussetzung ist; Kenntnis wie Sicherung des eigenen Ich wächst erst so aus ihrem metaphysischen Grund zu realem Besitz: „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird." Und anderswo: „Mein ganzes inneres (!) Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche, eine unbekannte geahnte Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet." Und endlich: „Der Mensch erlangt die Gewißheit seines eigenen Wesens dadurch, daß er das Wesen außer ihm als seinesgleichen, als gesetzlich anerkennt." — Ich habe diese Mehrzahl von Stellen angeführt, weil sie mir in der Deutung des Goetheschen Geisteswesens ein wichtigstes Moment scheinen: das Grundgefühl seiner Existenz stellen sie noch einmal in die Unendlichkeit des Lebens und Forschens hinein, zeigen seine Realisierung gleichsam als die sich immer vollziehende und nie vollzogene Vermählung des individuellen Geistes und des objektiven Allseins. Ist dieser Akzent richtig gelegt, so verstehen wir daraus das Eigentümliche, daß er sich über seine naturwissenschaftlichen Arbeiten und Entdeckungen mehr als einmal mit einer erregten Freude und einem Stolz äußert, wie, wenn ich mich nicht täusche, niemals über seine Dichtungen. Er sagt von seinen Gedichten — und im wesentlichen wird das wohl von seinen poetischen Produktionen überhaupt gelten —, daß sie Umsetzungen und Beruhigungen innerer Erregungszustände seien, mit denen er auf diese Weise abschloß. Darum verdanken sie sich einerseits irgendwelchen äußeren Veranlassungen („Gelegenheiten" nennt er es); andererseits waren sie Entlastungen von einem gewissen inneren Überschuß; er selbst begründet ihre Notwendigkeit

für ihn damit, daß seine Natur ihn „immer von einem Extrem ins andere warf", sie kehrten also nicht als positive Bedeutsamkeiten für sein Leben wieder in dieses zurück, sondern hatten nur etwas störend Erregendes, das Gleichgewicht Verrückendes beseitigt, das nun zugleich mit ihnen selbst aus ihm herausgesetzt war. Seine Erkenntnisse aber, und zwar sowohl die naturwissenschaftlichen wie doch auch die objektiv seelischen, leisteten etwas Positives, das jene angeführten Äußerungen festlegen: sie waren ihm Bestätigungen seiner selbst, durch sie wurde jene tiefe Harmonie zwischen seinem subjektiven Sein und der kosmischen Einheit nun für ihn selbst hörbar und gewiß. Indem in der Erkenntnis die äußere Wirklichkeit nach seinem Ausdruck zu der inneren „Ja und Amen" sagt, legitimierte sie seine Existenz, die gerade auf diese Legitimation und nur auf diese in ihrer Tiefe angelegt war. Wenn seine poetischen Erzeugnisse ihn nur — cum grano salis zu verstehen — so ließen oder wiederherstellten, wie er vorher gewesen war, so machte ihn sein erkenntnishaftes Weltbild zwar nicht zu mehr, als er war, aber mehr zu dem, was er war.

Über den Gewinn des theoretischen Weltbildes hinaus kann man den Prozeß, in dem Goethe den überzeitlichen Sinn seiner Existenz zeitlich realisierte, ganz allgemein als die Objektivierung des Subjekts bezeichnen. In einer kaum überschaubaren Arbeit hat er das vielleicht reichste, gedrängteste, bewegteste subjektive Leben, das wir kennen, derart zu objektiver Geistigkeit gebildet, daß man den ganzen Umfang — wenn auch nicht den ganzen Inhalt — und die unzähligen Ausschlagspole dieses rastlosen innerlichen Werdens, dieses immer schwingenden, immer empfangenden und immer zeugenden Ich an dem zeitlos ausgebreiteten Werk ablesen kann. Er selbst hat auf das Werk als solches einen merkwürdig

geringen Wert gelegt, selbst der Stolz auf seine naturwissenschaftlichen Entdeckungen, den ich erwähnte, bezog sich auf die Entdeckung als Tat, auf das, was er das Aperçu nennt, auf das wesentliche Motiv, allenfalls auf die treue, unabläßige Arbeitsmühe, die ihn zu seiner Auffindung führte, aber nicht eigentlich auf die fertige, als Werk vorliegende Publikation. Ich erinnere an die eigentümliche schon angeführte Äußerung, daß er nur aus Unkenntnis des schon Vorhandenen Schriftsteller geworden wäre, und daran, daß er sein Leben lang kein rechtes Interesse am Fertigmachen zeigte: Jahre und Jahrzehnte blieb Angefangenes liegen, und nur die exzeptionelle Länge seines arbeitsamen Lebens ließ schließlich noch so vieles fertig werden. Gerade dieser Charakter seines Schaffens gibt dessen Erzeugnissen eine gewisse Kontinuität, durch die sie im höchsten Maße als die Objektivierungen eines ununterbrochenen Lebens erscheinen; jedes Produkt war mit dem Zeitpunkt seiner Erzeugung solidarisch verbunden (daher er all seine Gedichte als Gelegenheitsgedichte bezeichnete und das einmal Geschaffene sogleich, im Fortschreiten zu Neuem, zu vergessen behauptete) —, so daß die Reihe der Produkte die selbst fließende Symbolik seiner Lebensströmung war. Darum vereinigt sich mit jener Gleichgültigkeit gegen das Abschließen des Werkes als solchen das lebhafteste, gewissenhafteste Interesse an der Fixierung aller Lebensinhalte. Ich weiß nicht, ob noch von irgendeiner anderen Persönlichkeit eine so große Summe von mehr oder weniger unmittelbaren Erzeugnissen des eigenen Lebens in objektiver Form niedergelegt ist. Er selbst rechtfertigt im hohen Alter das Tagebuchführen, das er mit unvergleichlicher Exaktheit und Detaillierung tat: „wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsobald zu einem historischen machen". — Jene Äußerung, daß alle

seine Gedichte nur Abschlüsse und Beruhigungen gegenüber erlebten Freuden und Qualen wären, bedeutet eigentlich nur eine partielle Beleuchtung innerhalb eines viel Allgemeineren: es war überhaupt die Notwendigkeit seines Subjekts, sich zu objektivieren, dies war sein individuelles, mit seiner Existenz selbst unmittelbar verbundenes Gesetz.

Aber noch ist dies nicht die tiefste Form und Bedeutung, in der die Objektivierung des Subjekts als seine Lebensformel gelten kann; denn nicht nur an der dichterischen und überhaupt werkmäßigen Ausgestaltung des Lebens, sondern unmittelbar an diesem selbst verwirklichte sie sich. Denn nichts anderes ist gemeint, wenn man Goethes ganze geistige Entwicklung als einen ungeheuren Prozeß der „Bildung" bezeichnet. Bilden heißt doch wohl, ein „Gebilde" herstellen, das heißt, einem gegebenen Material äußerer oder geistiger Art eine Form verleihen, die es vor dieser Abzweckung, vor diesem Willen zur Gestaltung nicht hatte. Nun mag solche Form irgendwie latent, ja irgendwie drängend in dem Stoff selbst liegen, wie es Michelangelo von der Statue sagt, daß sie im Marmorblock schon schlummere und nur herausgemeißelt zu werden verlange. Allein sie steht in jedem Fall als etwas Objektives da, von dem Stoff und der subjektiven Arbeit an ihm ideell getrennt, und mit ihrer Erreichung hat der Stoff eine Objektivierung gewonnen, die er vorher nicht hatte. Denn nun gehört er einem höheren Begriff an, der auch noch über anderen Stoffen als ihre Norm steht. In diesem Sinn hat Goethe lebenslang „sich gebildet", hat den Stoff seiner Persönlichkeit in eine Form gebracht, die freilich als Trieb und Forderung von vornherein in ihr lag, aber erst als verwirklichte ihn sozusagen zum „Gebilde" macht, zu etwas, was als objektiver Wert dastand. Daß dieses Formen und Entwickeln an seinem

Subjekt sozusagen nicht einfach zu seinem Subjekt zurückkehrt, sondern eine objektive Bedeutung gewinnt, ein gültig Daseiendes ist — das muß man vor Augen haben, um den scheinbaren Egoismus seines Arbeitens und Lernens recht zu verstehen. Im höchsten Alter spricht er es offen aus: „Ich habe Natur und Kunst eigentlich immer nur egoistisch studiert, um mich zu unterrichten, ich schrieb auch nur darüber, um mich weiter zu bilden"; und in eben dieser Tendenz hatte er den Künstler aufgefordert, „höchst egoistisch" zu verfahren. Ein Begriff des Egoismus kommt damit auf, der innerhalb der modernen ethischen Begriffsbildung ein völlig Neues war, nachdem er freilich schon im griechischen Altertum und irgendwie auch in der Renaissance als seelische Tatsächlichkeit wirksam gewesen war. Das Individuum führt sich allen Weltstoff zu, bildet sich an ihm, vollendet sich zu höchsterreichbarer Formung — nicht um sich schließlich doch zum Mittel für „die Anderen" zu machen („Was die Leute daraus machen," so fährt Goethe in dem obigen Ausspruch über sein Studieren und Schreiben fort, „ist mir einerlei"), aber doch mit dem Bewußtsein vollkommener Sittlichkeit, indem dieses Sich-Bilden das Subjekt aus seiner Subjektivität herausführt und es zu einem „Gebilde" macht, das dem eigenen Selbst gerade so wie dem der andern Menschen als ein objektiv Wertvolles gegenübersteht. Schließlich war er von dem objektiven Inhalt von Welt und Geist gleichsam durchdrungen, und an diesen Inhalten und mit ihnen gewissermaßen wieder in eine Einheit zusammenwachsend, hatte sein Subjekt das Äußerste von Form, das in ihm überhaupt angelegt war, gewonnen. Er war sich selbst zum Gebilde geworden, das gänzlich objektiv war, oder richtiger: für das die Zweiheit von Objekt und Subjekt nur noch Form des

eigenen Lebens war; er schaut sich selbst mit einer Objektivität an, in einem so absoluten Sinne, daß dieser relative Gegensatz davon umgriffen wurde. Daher der autobiographische Ton, in dem er im Alter seine sachlichsten naturwissenschaftlichen oder kritischen Untersuchungen verfaßte: wie er zu jeder gekommen war, was sie für ihn bedeutete usw. Sein subjektives Wissen um die Sache und die Objektivität der Sache selbst war ihm eines und dasselbe geworden, Gebilde das eine wie das andere. Dies war die tiefste vitale Seite dessen, was er theoretisch ausdrückte: „Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre." Denn das bedeutete doch zugleich: die Lehre ist das Phänomen, das heißt, das subjektive Wissen ist von dem objektiven Sein nicht mehr geschieden. Es ist die großartigste Objektivierung des Subjekts, von der wir wissen, das vollkommene Sachewerden, Historischwerden der eigenen Persönlichkeit. Denn nicht nur die Vergangenheit, die er als abgeschlossen ansehen konnte, war ihm ein reines Bild geworden, sondern der eben erlebte Tag war ein solches, ja der Moment des Erlebens selbst war ihm ein objektives Geschehen — nicht nur im Sinne der gleichzeitigen Selbstbeobachtung, der Spaltung des Bewußtseins, die sicher oft gar nicht bestand, wenigstens nicht mehr als bei vielen anderen Menschen auch; vielmehr der innere Ton des Erlebens, die Art, wie es subjektiv unmittelbar vorging, hatte den Charakter der Objektivität. Was er dachte und fühlte, war ihm Ereignis wie Sonnenaufgang oder das Reifen der Früchte, er stellte das Ich nicht nur als ein wissendes den Erlebnissen als dem Gewußten gegenüber, sondern von vornherein war das Erleben dem kosmischen Geschehen eingeordnet. Nicht nur einzelne Lebensinhalte waren ihm objektiv geworden, sondern sozusagen der Lebensprozeß

selbst — er bedurfte für diese Objektivität nicht mehr der Form des Gegenüber. Diese Gegensatzschärfe war der Kategorie genommen, unter der er sich erlebte, als eben derselben, unter der die Ereignisse des Kosmos selbstgenugsam abrollen.

Dies Objektivwerden des Subjekts, womit Goethes Seinsgrund sich zu besonderen zeitlichen Erscheinungen entwickelt, spricht sich nun endlich wiederum in einer höchst charakteristischen Art an seinen dramatischen und Romangestalten aus. Wie diese sich zu seiner Persönlichkeit verhalten, zeichnet sich vielleicht am deutlichsten mit einem Hinblick auf Shakespeare. Es handelt sich um keinen allgemeinen Vergleich beider, insbesondere nicht um einen Vergleich des Wertes, der immer schief und unbillig ausfallen würde. Shakespeare kann gar nicht anders angesehen, genossen und beurteilt werden, wie als Dichter, auch das Menschlich-Ungeheure in und hinter seiner Leistung ist mit seinem Dichtertum so organisch Eines, daß nicht einmal die Abstraktion es davon sondern kann. Deshalb kann Goethe auch nur seinem Dichtertum nach mit Shakespeare verglichen werden, wenn überhaupt ein Vergleich in Frage kommt; da für die Erscheinungen als ganze sonst kein Vergleichungspunkt besteht. Da er nun als exklusiv dichterische Potenz hinter Shakespeare zurücksteht, so kommt er bei solchem Vergleich immer schlecht fort. Es ist aber eine Beschränktheit, die Goethes Kulturleistung für Deutschland in kaum abschätzbarem Maße hintanhält, daß er im großen und ganzen eigentlich nur als Dichter gilt, während das Dichtertum doch nur eine Seite seiner Existenz ist, die erst als ganze seine Größe zeigt — eine Größe, die auch nicht pro rata in ihren einzelnen Seiten aufzufinden ist. Diese Tatsache, auf die ich noch näher zu sprechen komme, liegt schließlich auch der an Shakespeare zu gewinnenden Bestim-

mung zugrunde. Shakespeares Schaffen*, seiner reinen Idee nach, findet sein Symbol an dem göttlichen Schöpfertum. In der gestalteten Welt ist das Etwas, woraus sie gestaltet wurde, das Chaos oder das unbenennbare Sein, nun verschwunden, in die Summe der einzelnen Gestaltungen aufgegangen; ebenso ist, gleichsam von der anderen Seite, der Schöpfer selbst von diesen zurückgetreten, und überläßt sie sich selbst und den von ihnen eingeprägten Gesetzen und steht nicht mehr als ein Greifbares und eindeutig Auffindbares hinter ihnen. Zu diesem Absoluten und Metaphysischen zeigen Shakespeares Figuren die künstlerische Analogie. Alle ihre „Naturhaftigkeit" besagt nicht, daß eine allgemeine, einheitliche „Natur überhaupt" noch unter der einzelnen fühlbar wäre, keine solche verbindet als ein gemeinsamer Wurzelboden die einzelnen, sondern jede von diesen hat das Sein wie bis zum letzten Tropfen in sich eingetrunken und es restlos in eben diese individuelle Form übergeführt. Und auf der anderen Seite: der Schöpfer selbst hat sich hinter seinem Werk unsichtbar gemacht, seine einzelnen Produkte weisen nicht auf ihn als Ergänzung oder Deutung, als Hintergrund oder ideellen Brennpunkt hin. Es ist mindestens ein sehr symbolischer Zufall, daß wir von Shakespeares Persönlichkeit außer einigen Äußerlichkeiten nichts wissen, und daß auch von seinen freilich sehr persönlichen Sonetten keine wirkliche innere Verbindung zu seinen Dramen führt. Seine Produktionen und Gestalten haben sich von ihm abgelöst, und – mit selbstverständlichem

* Ich entnehme diese und einige weitere Formulierungen meinem Buch: Goethe (Leipzig 1913), — in dem ich den geistigen Gesamtsinn der Goetheschen Existenz noch durch die Einzelheiten von Leben, Werk, Weltanschauung hindurch zu entwickeln unternommen habe.

Vorbehalt gesprochen — es würde dem Verständnis und dem Genuß keines seiner Werke etwas abbrechen, wenn ein jedes einen anderen Schöpfer hätte. Das Dasein, das jede seiner tragischen Gestalten darstellt, geht bis in deren letzte Wurzelspitzen als individuelles hinunter und löst sie in unerhörter Selbständigkeit und geschlossener Plastik sowohl von der objektiven Zusammengehörigkeit aller Wesen los wie von der Zugehörigkeit zu der dahinterstehenden Subjektivität des Dichters, die sie zusammenbinden könnte. In beiden Hinsichten sind die Werke und die einzelnen Gestalten Goethes anders orientiert. Goethes dichterische Produktion steht auf dem Gefühl eben derselben Natur, deren Begriff sein theoretisches Weltbild fundamentiert. Die Welt ist ihm Ausgestaltung eines universellen einheitlichen Seins, das die Gestalten aus sich entläßt und in sich zurücknimmt („Geburt und Grab Ein ewiges Meer"), aber sie in keinem Augenblick aus dieser physisch-metaphysischen Grundsubstanz sich völlig lösen läßt („Das Ewige regt sich fort in allen"). Die Verwandtschaft aller Gestalten, die bei Shakespeare höchstens in einer gewissen Gleichheit ihrer künstlerischen Formung, ihres Stils und ihrer Umrißgröße besteht, ist bei Goethe durch die Fundierung in der Natureinheit gegeben, aus der sich die einzelne nur hebt, wie aus dem Meere die einzelne Welle in ihrer vielleicht nie wiederholten Form. Er selbst verlangt von den Charakteren im Dichtwerk als ganz entscheidend, „daß sie zwar bedeutend voneinander abstehen, aber doch immer unter ein Geschlecht gehören". Die „Natur", unter deren Bilde oder als deren Erzeugnis Goethe die Erscheinungen sah, war sehr viel weiter, metaphysischer, den Zusammenhang der Individuen lückenloser unterbauend, als die „Natur", die die Shakespeareschen Erscheinungen hervortreibt. Aber darum war sie auch

nicht so in die einzelne konzentriert, nicht mit so vulkanischer Stoßkraft die einzelne schaffend. Bei Shakespeare handelt es sich um die Natur der einzelnen Erscheinung, bei Goethe um die Natur überhaupt, die als die immer gleiche jeder einzelnen zugrunde liegt. Wie die typischen großen Menschen der Renaissance, haben sich die Shakespeareschen Individuen sozusagen von Gott losgerissen, das Metaphysische ihrer Existenz findet Platz zwischen ihrem Scheitel und ihrer Sohle, während die Goetheschen als Glieder eines metaphysischen Organismus wirken, als Früchte *eines* Baumes oder Stadien seiner Metamorphose. Will man jenes Gleichnis des göttlichen Schöpfertums fortsetzen, so gilt es für das Shakespearesche Schaffen, insoweit eine göttliche Macht als *schlechthin* schöpferisch gedacht wird, d. h. als schüfe sie aus dem Nichts. In Hinsicht Goethes aber gilt das Gleichnis für die *kosmische* göttliche Potenz, das heißt eine solche, die aus dem ewigen, nicht erst zu schaffenden Stoff des Daseins die Welt *formt*; die bildende, Gestalt gebende Kraft ist die Analogie seines Schöpfertums, nicht diejenige, die zuallererst das substantielle Etwas hervorbringt. Darum sind, im Gegensatz zu den Shakespeareschen, alle Goetheschen Gestalten *bedingt* — einerseits durch die Einheit der allgemein umfassenden, ihre Substanz hergebenden göttlichen Natur, andererseits, worauf nun gleich hinzusehen sein wird, durch die Persönlichkeit ihres Schöpfers.

Mit dieser nämlich sind sie in einer ganz einzigen Weise verwachsen und alle Verwandtschaft unter ihnen selbst ist durch diese Gemeinsamkeit ihrer Wurzel hindurch geleitet. Bei Shakespeare liegt der dichterisch-schöpferische Persönlichkeitspunkt, in dem sich die Lebenslinien seiner Gestalten treffen, sozusagen im Unendlichen, bei Goethe rückt er nie ganz außer

Sehweite. Nicht so als hätten sie alle, als beschreibbare Phänomene, eine Familienähnlichkeit mit ihrem Erzeuger, als wären in jeder Züge des Goetheschen Wesens feststellbar, oder als wären sie aus diesen als aus fertigen Stücken seiner selbst, die er in der Hand hatte, zusammengefügt. Zwar, dieses Sich-selbst-Modellstehen, diese Projizierung des eigenen, schon angebbar geformten Seins in die Phantasiegestalt kommt bei Goethe oft genug vor und ist oft genug hervorgehoben worden. Allein statt dieses einigermaßen Naturalistisch-Mechanischen meine ich hier etwas reiner Funktionelles und einer tieferen Schicht Zugehöriges: nicht das Übertragensein von Inhalten, sondern das dynamische Getragensein oder genauer: Vorgetragensein der Gestalt durch den Gestalter, durch den Schöpfer steht die Frage. Die Figur steht nicht im selben Sinne wie bei Shakespeare für sich, sondern sie ist das vom Dichter dargebotene Kunstwerk, sie ist zwar ebenso „gewachsen" wie jene, aber nicht ebenso gleichsam aus sich selbst, sondern aus der Lebendigkeit, dem Welt- und Kunstwollen Goethes: bei aller qualitativen Eigenheit und Differenziertheit bleiben Mephisto und Ottilie, Gretchen und Tasso, Orest und Makarie innerhalb der schöpferischen Lebenssphäre des Dichters, und der Lebenssaft, der diese aus einheitlicher Quelle tränkt, bleibt in allen fühlbar — eine Rückbeziehung der Geschöpfe auf den Schöpfer nicht auf Grund des Inhalts, sondern des lebendigen, seine Kontinuität von diesem zu jenem nicht lösenden Schöpfungsprozesses. Der Gegensatz von Subjekt und Objekt oder, anders gewendet, von Lyrik und Dramatik ist hier in einer Weise überwunden, die und deren Zusammenhang mit Goethes tiefsten Lebensformeln durchaus erfaßt werden muß, wenn die Einheit und Ganzheit seines Bildes in Frage steht. Die ungeheure pro-

duktive Dynamik seines Lebens ergoß sich in seine Gestalten, wie sie sich in die einzelnen Szenen, Inhalte, Äußerungen seines Lebens ergoß, und darum waren jene so subjektiv wie diese, aber diese auch so objektiv wie jene. So wenig aber die Einheit dieser Kraft ihren personalen Äußerungen eine inhaltliche Verwandtschaft auferlegte, vielmehr deren extreme Spannweite nicht hinderte — so wenig geschah das mit ihren gebildhaften Äußerungen. Darum ist, was seine Gestalten untereinander verbindet, gar nicht mit Begriffen anzugeben, die immer nur die Inhalte des Lebens, aber nicht das Leben selbst bezeichnen. Daß aber dieses Leben sich selbst in seinen Werken objektivierte, daß sie nicht, gleichnisweise gesprochen, aus der dagegen isolierten Objektivität gewachsen waren, ist schließlich der Grund, weshalb er sich so sehr dagegen wehrt, in seinen großen Werken eine „Idee" durchgeführt zu haben. So über den Meister: „Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas, ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist." Und ebenso über den Faust: „Es hätte auch ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen Idee hätte reihen wollen." Der Gegensatz von Leben gegen Tendenz oder Idee umfaßt — so wenig er es hier im Sinn hat — auch das jetzt in Frage Stehende: den Gegensatz der eigenen, die Gestalten als ihre eigenen Wellenformen erzeugenden und sich in ihnen objektivierenden Lebensströmung — und der in gelöster, bedingtheitsfreier Objektivität dastehenden Gebilde. Nur solche tiefste Lebensströmung konnte sich so objektivieren; jeder einzelne personale Lebensinhalt, in eine dichterische Figur überpflanzt, hätte dieser

das Cachet bloßen Subjektivismus gegeben, eine Hineingezogenheit in die Beschränktheit des Ich und seiner zufälligen Erlebnisse. Darum ist es auch ein nur relativ gleicher Grundrhythmus, den, bei allen Nüancierungen, die Redeweisen Antonios und der Prinzessin, Fausts und Wagners, Pylades' und Orests zeigen, wenn man sie mit Shakespeares Gestalten vergleicht; denn irgendwie ist in allen die Gleichheit des Goetheschen Lebens spürbar. Wenn dagegen Macbeth und Othello, Cordelia und Porzia reden, so ist in der ideellen Welt dieses Geschehens und Sprechens absolut nichts außer ihnen selbst vorhanden und spürbar, es gibt keinen Shakespeare, der sie als ihr heimlicher König bewegte, er ist völlig in ihr Eigenleben aufgelöst. Vielleicht ist jene Unmittelbarkeit, mit der Goethes Gestalten ihr Leben aus ihm selbst bezogen, die Ununterbrochenheit der Säfteströmung zwischen ihnen — vielleicht ist diese der Grund, weshalb Goethe vor dem Unternehmen einer „eigentlichen Tragödie" zurückscheute und meinte, daß „der bloße Versuch ihn zerstören könnte". Aus eben diesem Zusammenhang ist die Spannung zwischen Subjektivität und Objektivität für Shakespeare etwas ganz anderes als für Goethe: dort besteht sie sozusagen überhaupt nicht, das Problem ist gar nicht auf sie eingestellt. Hier ist sie überwunden, die Pole sind fühlbar, die Distanz zwischen ihnen meßbar, und zwar gerade dadurch, daß die lebendige Funktion sie einheitlich verbindet. Niemals hätte Shakespeare daran gedacht, sein Schaffen als „gegenständlich" zu bezeichnen, wie Goethe, der sich offenbar durch diese Formulierung wie erlöst gefühlt hat. Shakespeares Lebensfülle ergießt sich im Augenblick ihres Aufquellens selbst wie an seinem Subjekt vorbei in die Selbständigkeit der Umrisse seiner Gestalten. Sie sind „gegenständlich" — in dem Sinne jenes Geschaffen-

seins aus dem Nichts und Gelöstseins von aller Bedingtheit, der sie überhaupt jenseits der Frage von Subjektivität und Objektivität stellt; während die Goethesche Akzentuierung dieses Begriffs aussagt, daß sein Leben sich in Gebilden objektiviert, gewissermaßen als den Rhythmisierungen seiner eigenen Bewegtheit, und ohne sich mit dieser Schöpfung von sich selbst zu entfernen.

Sehr klar drückt sich dies in dem Stil der Romane aus, indem wir im Meister und den Wahlverwandtschaften (um die entscheidendsten Fälle zu nennen) überall den Erzähler fühlen. Es fehlt hier der formal-künstlerische Realismus (von der Alternative zwischen inhaltlichem Naturalismus und Stilisierung noch völlig unabhängig), der die Ereignisse und Menschen auf sich selber stellt, so daß sie, wie von der Bühne, nur als ein unmittelbares Dasein wirken: vielmehr, sie sind wirklich eine „Erzählung", die von dem dahinterstehenden fühlbaren Erzähler getragen wird; bei aller Selbständigkeit der Personen und all der Zerpflücktheit der Komposition, die etwa die Wanderjahre zeigen, bleibt doch der Dichter die Einheit des Ganzen; in ihm laufen die Fäden zusammen, die in der reinen Objektivität der Schicksale und Ereignisse sich nicht verweben wollen. Sogar in oder hinter den Dramen von Iphigenie an und der späteren Lyrik steht, wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, der Dichter als der Erzählende, der Berichtende. Nicht als hätten sie an sich selbst epischen Stil. Sondern so, daß Goethes Geistesweſen an ihnen fühlbar wird, als die objektiv gewordene, aber in dieser Objektivität sich nicht verlierende Subjektivität. Dieser Ton des Erzählens, der das Gebilde sozusagen nicht aus der Hand läßt, während er es zugleich als objektives hinstellt, entspricht genau jenem autobiographischen seiner späteren wissenschaftlichen Mittei-

lungen: es ist die nur aus dem Lebenscharakter seines Schaffens zu verstehende, gleichzeitige Wahrung und Überwindung der Distanz zwischen Subjekt und Objekt.

★

Daß man den Grundsinn der Goetheschen Existenz so, wie ich es hier versucht habe, oder irgendwie abweichend formuliert, gibt für unsere Auffassung von ihm und für das, was er uns ist, noch nicht die wesentliche Entscheidung. Diese liegt vielmehr im Gewinn einer Tiefe, von der aus der ungeheure Umfang seines Daseins als Einheit geschaut werden kann — und eines sozusagen formalen Verhältnisses zwischen dieser Einheit und dem kosmischen Dasein überhaupt. Wohin dieser Tiefenpunkt verlegt wird und welche Farbe man diesem Verhältnis gibt, stiftet nicht die fundamentale Differenz zwischen den Arten, Goethe aufzufassen. Die inhaltlich vielfachen Möglichkeiten solcher Auffassung entsprechen sogar durchaus der Vielfältigkeit seines Wesens und der Knappheit, mit der er, der hinsichtlich der oberen Geistesschichten als „der kommunikabelste aller Menschen" bezeichnet wurde, sich über seine tiefsten Überzeugungen äußerte. Mehr als einmal deutet er an, wie vieles von diesen er verschwiege, und nur wie im Fluge kann man manches davon erhaschen, das ihm fast gegen seinen Willen in beiläufigen Sätzen entschlüpft scheint. Darum wird sich über die Begriffe, die seine geistige Existenz charakterisieren, schwerlich Einstimmigkeit erzielen lassen; prinzipiell kommt es zunächst nur auf die Einsicht an, daß innerhalb seines Lebens als ganzen eine unerhörte Fülle von Welt durch eine ebenso unerhörte Einheit der subjektiven Geistigkeit geformt ist.

Von den vielerlei Wegen, auf denen er dies vollbringt, ist ihm die allgemeine deutsche Kultur eigentlich nur auf den dichterischen gefolgt. Obgleich die Ursachen davon keineswegs in der Tiefe zu suchen sind, und obgleich dadurch das Wesentlichste seiner Erscheinung, das eben in seiner Ganzheit als solcher liegt, sich verbirgt, so sprechen allerdings gewisse sinnvolle Beziehungen zunächst dafür, diese Ganzheit gerade durch ihre künstlerische Seite vertreten zu lassen. Es erschien als das eigentümliche Glück seiner Natur, daß er den in ihr gelegenen Trieben folgen, den in ihr selbst gezeichneten Linien entlang gehen konnte und sicher war, damit ein Richtiges (im sittlichen, künstlerischen, erkenntnismäßigen, kurz überhaupt im sachlich ideellen Sinne) zu tun oder zu schaffen; oder von der anderen Seite her ausgedrückt: daß er dem objektiven Sinne und Gesetz des Wirklichen wie des Ideellen getreu und selbstlos nachschaffen konnte und damit zugleich seine eigene Notwendigkeit realisierte, seine eigene Sprache redete. Dies aber ist, prinzipiell, das eigentlich künstlerische Phänomen. Innerhalb der nichtkünstlerischen Lebenssphäre pflegt der Konflikt der beiden Richtungen fühlbar zu sein, die Herrschaft der einen um die Ansprüche der anderen unbekümmert zu sein, die Harmonie beider eine Gnade oder zufällige Chance. Wir bringen es zwar zwischen der Forderung des Objektiven und den Trieben des Subjekts zu genug Kompromissen und Anpassungen, vielleicht sogar zu einer gewissen allgemeinen Beruhigtheit über den Dualismus; aber darum bleibt er nicht weniger im Grunde unser selbst und sozusagen im Grunde des Daseins bestehen. Der objektive Mensch: der Gelehrte, der Wirtschaftende, der moralistisch Orientierte, der Dogmatiker fragt nur nach einer Normierung von jenseits des Subjekts her, er lebt vom Zwecke aus, und wenn auch das Ergebnis

seines Verhaltens zu ihm zurückkehrt, so ist doch dies Verhalten selbst um der unpersönlichen Ordnung der Dinge willen so, wie es ist. Der subjektivische Mensch dagegen, nicht von Zwecken gezogen, sondern von inneren Ursachen getrieben, nicht durch das Hinsehen auf Realitäten und Idealitäten, sondern durch den Instinkt normiert, steht damit in einem bloß zufälligen Verhältnis zur objektiven Welt. Sein Tun und dessen Produkte werden unzählige Male die Ordnungen und die Vernunft der Dinge ebenso verfehlen, wie jener andere Typus die eigenen Regungen und Bedürfnisse. Natürlich wird kein Mensch ganz rein dem einen oder dem andern Typus angehören, so wenig wie der Künstler, der nun ihre Synthese darstellt, von der Einseitigkeit des einen oder des andern schlechthin frei ist. Im ganzen erscheint uns der Künstler als der Instinktmensch; aber er ist derjenige, dessen Instinkte, im Maße seiner Genialität, den Weg gehen, auf den der treue Anschluß an die Gesetzmäßigkeit der Dinge und die Strenge der objektiven Kunstnormen von sich aus führt. Die so erreichte Einheit ist es, die von allem Menschenwerk allein das Kunstwerk als das Gefühl gleichzeitiger Freiheit und Notwendigkeit auf uns überströmen läßt. Das Wunderbare der Goetheschen Beanlagung war, daß diese künstlerische Lebensformel bei ihm über das Gebiet seines Kunstschaffens hinaus den ganzen ungeheuren Komplex seiner Betätigungen bestimmt hat. Ganz prinzipiell gibt es dazu nur eine Analogie, wenn auch in engeren Maßen: was wir „die schöne Seele" nennen, ist ein Naturell, das aus ganz ursprünglichem, unreflektiertem und keiner Normierung bedürftigem Trieb sich der ethischen Idealität angemessen verhält, die für andere ein Imperativ, eine auferlegte Pflicht ist. Und auch hier weist die Namengebung als schöne

Seele auf das künstlerische Verhalten, mit eben dieser Einheit von Freiheit und Notwendigkeit hin. Aber für diese Seele handelt es sich insoweit um das fließende, praktische Benehmen, um die Intentionen des Willens, nicht um das Werk; um die Instinktmäßigkeit und -sicherheit der ethischen Werte, nicht auch um die der Erkenntnis, der objektiven Lebensgestaltung, des Kunstschaffens. Alle diese aber werden bei Goethe von jener Formel umfaßt, die sonst nur für den Menschen, insoweit er Künstler ist, gilt. Es wäre Sache einer nicht recht zu entscheidenden, freilich auch nicht recht fruchtbaren Diskussion, wie man Goethe hinsichtlich der rein künstlerischen Vollkommenheit und Eindrucksmacht der einzelnen Werke mit Äschylos und Shakespeare, Michelangelo und Rembrandt, Bach und Beethoven rangieren soll. Es bleibe dahingestellt, ob er der größte Künstler in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes war; zweifellos aber war er es in dem, daß bei keinem sonst bekannten Menschen ein so weiter Kreis schöpferischen Lebens sich in jener Einheit von subjektivem Trieb und objektiver Normierung, von Freiheit und Notwendigkeit erfüllte, für die uns sonst nur das Kunstwerk Zeugnis und Symbol ist.

Ist das Künstlertum insoweit also Formel und Führer seiner ganzen Subjektivität und ihres Verhältnisses zur Welt, so setzt es sich mit dem gleichen Erfolg in das Weltbild selbst fort, das auf dieser Basis gewonnen wird. Es gilt die Überwindung eines Dualismus, der aber nun nicht in den Voraussetzungen des subjektiven Lebens, sondern in denen der metaphysischen Struktur der Dinge steckt. Ich bezeichne seine Elemente als Wirklichkeit und Idee; indem ich unter dieser das Übersinnliche, schlechthin Wertvolle, Göttliche verstehe, kurz alles dasjenige, was seinem Begriffe nach von der

Wirklichkeit verschieden ist, aber ihr dennoch Sinn und Recht gibt. Von der gemeinsamen Basis dieses Dualismus aus streben zwei diametral entgegengesetzte Richtungen zum Bau eines Weltbildes. Wer sich auf die Seite der sinnlichen Wirklichkeit stellt und von ihrer Erkenntnis alles prinzipiell Unsinnliche fernhalten will, erreicht solche Erkenntnis nur, indem er das Daseiende in Elemente zerlegt und aus diesen wieder zusammenbaut: dies bedeutet für ihn „Verstehen". Für die andere Partei fällt aller Akzent auf die Seite der Idee und auf die „höhere Wirklichkeit", die sie darstellt; ihr ist alle sinnliche Erscheinung Abfall, Schattenbild, Erzeugnis des Subjekts oder sie wird überhaupt geleugnet, indem auch das sinnlich Gegebene nur ein Entwicklungsstadium der metaphysischen Idee ist. Beiden Richtungen: des auf die Elemente hinforschenden Physikers und Chemikers und des die Sinnenwelt überfliegenden Metaphysikers — ist das Goethesche Denken gleichmäßig fremd und feindlich. Ihm ist die unmittelbare, sinnlich gegebene Erscheinung als solche schon die unmittelbare Offenbarung der Idee und der mit ihr bezeichneten Werte. Insoweit eine Gestalt sichtbar gegeben ist, hat sie die volle, von keiner nicht sichtbaren Instanz etwa erst zu borgende Realität; ebensoweit aber ist für den richtig eingestellten Blick alles Ideelle in ihr sichtbar. „Vom Absoluten im theoretischen (das heißt hier „abstrakten") Sinne", so spricht er dies erschöpfend aus, „wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich, daß, wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird." Und nichts anderes meint er mit dem mehr symbolischen Satz: „Ich glaube einen Gott. Das ist ein schönes und löbliches Wort; aber Gott anerkennen wie und wo er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." Nicht hinter der

erscheinenden Wirklichkeit, in einem Ideenreiche oder einem Ding an sich oder einem Reich Gottes, das erst der Jüngste Tag realisiert, lebt die Vernunft und der Wert der Dinge; sondern weil sein Gott „sich in die Natur verschlingt", die Welt „im Inneren bewegt", weil Wirklichkeit und Wert, Sinnlichkeit und Sinn ihm im letzten Grunde eines sind — darum kann weder die naturwissenschaftliche Analyse noch die theologische Metaphysik die Formel seines Weltbildes gewähren. Denn beide reißen die Erscheinung und die Idee auseinander, während es seine tiefste Überzeugung ist, daß wir, sobald wir nur richtig sehen, die Idee erschauen; daß alle Vernunft, aller Sinn, alle Schönheit, alle Göttlichkeit uns vor die Augen gestellt ist, gesetzt selbst, daß wir diese nur selten recht zu brauchen wissen.

Dies nun spricht die Voraussetzung alles Künstlertums überhaupt aus. Der Künstler mag sich von dem ganzen Komplex der unmittelbar gegebenen Welt noch so weit und entschieden entfernen — irgendeine Wirklichkeit, ein Sichtbares oder Hörbares, stellt er hin, welches nun so, wie es da ist, die Sichtbarkeit oder Hörbarkeit eines Wertes ist, der Bedeutsamkeit, der Schönheit, des persönlichen Wesens, der Symbolik des Seelischen oder Religiösen. Ob der künstlerische Stil „naturalistisch" ist oder nicht, macht hierin keinen Unterschied. „Wenn Künstler von Natur sprechen," sagt Goethe selbst, „subintelligieren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu sein." Denn daß irgendein Stück Wirklichkeit, sei es auch selbstgeschaffen, in seiner sinnlichen Darbietung ein sinnvolles und wertvolles ist, das hat zu seiner tiefsten Grundlage ein mehr oder weniger bewußtes Gefühl davon, daß die Wirklichkeit überhaupt, ihrem Umfange wie der Tatsache ihres Wirklichseins nach, eben die Wirklichkeit jenes

Ideellen ist; und daß das Stück Wirklichkeit, das der Künstler hinsetzt, schließlich nur am geeignetsten ist, den Wert und Sinn alles Daseins überhaupt deutlich zu machen. Deshalb sind auch alle Künstler Naturanbeter, gleichviel wohin ein jeder in diesen allgemeinen Tempel sein Allerheiligstes setzt und ob er dessen Bedeutung so steigere, daß alles übrige ihm fast als Gegensatz dazu erscheint.

So ist es also nach der Seite der Wesensstimmung wie des Weltbildes die künstlerische Struktur, in der, als in einem Fundament, Goethes Wirkungs- und Denkweisen sich zusammenfinden. Das mag einen Schein von Rechtfertigung dafür ergeben, daß man sein Gesamtbild in seinem Dichtertum zuhöchst aufgegipfelt, ja dadurch vertretbar glaubt. Dennoch ist dies durchaus irrig. Goethes Geist, in seinem Leben wie in seinem Werk, ist überhaupt nicht durch irgendwelche „Höhepunkte" zu repräsentieren. Sondern so gewiß sein Rang als Dichter, wie der eines jeden Künstlers, gleich dem Rang seiner höchsten Werke ist, so gewiß liegt in der ganzen Breite seines Schaffens ein unersetzlicher Wert, der eben nur als ganzer gekannt und erlebt werden kann und neben dem der Wert jeder einzelnen Provinz dieses Schaffens etwas Besonderes und nicht einmal im genauen Sinne „ein Teil" ist.

Die letzte Basis hierfür und für das Bild Goethes überhaupt ist, daß — in räumlichem und deshalb immer unzulänglichem Gleichnis gesprochen — unterhalb seines Künstlertums noch eine tiefere, tiefste Wurzel und Bedeutsamkeit seines Daseins lag. Gewiß entbehrt kein benennbares menschliches Dasein und Leisten der Wurzelung in dieser Schicht; nur muß sie an Goethe besonders fühlbar gemacht werden, weil es scheint, als ob schon sein Künstlertum, das doch all seinem Schaffen und Denken Form und Voraussetzung gibt, eben dies Letzte

wäre; tatsächlich aber ist es das so wenig, wie das Ethische oder das Wissenschaftliche es ist. Alles dies vielmehr wird von einer Rhythmik oder Dynamik, alles einzelne übergreifend, getragen, ruht auf einer letzten Substanz und Bedeutung seines Lebens, die in Begriffen nicht festzulegen ist, sondern die nur als anschauliche Kenntnis aus dem Leben mit ihm wächst, — wie wir von den Menschen, die uns vertraut sind, ein genaues Bild ihres Seins haben, das gar nicht in irgendwelche Einzelheiten und Qualitäten aufgeht, mit dem aber ein jeder erst dieser schlechthin unverwechselbare für uns wird. Wir können vielleicht gar keine Wesensäußerung aufzeigen, in der es sich rein ausspricht, auch die tiefste nicht, die uns noch benennbar ist; und doch wissen wir: dies eben ist der Mensch, den wir kennen, und alles noch so weit Gespannte, inhaltlich noch so Heterogene wächst aus dieser Wurzel. Dies ist es, was wir von vergangenen Menschen, von denen uns nur einzelne Inhalte und Produkte geblieben sind, nicht so leicht gewinnen, was aber Goethe in dem Maße, in dem die Breite seiner Leistung für uns da ist, aber über jede seiner Leistungen hinaus uns gewährt, jenem geheimnisvollen Ausspruch von ihm zugehörig: es ist für sein Wesen „das Gesetz, von dem in der Erscheinung nur Ausnahmen aufzuweisen sind". Das Künstlertum in ihm, das gleichsam erst dasjenige Gesetz seiner selbst bedeutet, das in seiner Erscheinung *aufzuweisen* ist, — wird durch jenes Allgemeine und Einheitliche seines Wesens unterbaut, und würde ohne die unerhörte Tiefe und Breite dieses Unterbaus auch als *Künstlertum* nicht zu seiner Höhe geführt worden sein. Er selbst tut einmal den Ausspruch: Jedes, was in seiner Art vollkommen sei, gehe über seine Art hinaus — und begründet damit wie von der andern Seite das Angedeutete: daß der Künstler dann erst seine Vollendung

auch rein als Künstler erreicht, wenn er mehr als Künstler ist. Was alle Worte über „Goethe überhaupt" bewirken können, ist im besten Falle dieses, daß der Instinkt für die Intuition dieser Ganzheit und Einheit des Goetheschen Daseins geweckt und irgendwie geleitet werde. Da dies nun in einer Schicht liegt, in der man nicht mehr durch Begriffe und Beweise sehen kann, so wird sich daran die Individualität der geistigen Sehapparate in weitem Maße geltend machen. Wenn von jeher ausgesprochen ist, daß ein jeder seinen Goethe liest, so ist damit rechterweise nicht die Unfixierbarkeit des Geschmacksurteils, wie sie dem Kunstwerk gegenüber zugegeben wird, gemeint, sondern die allgemeine Tatsache des menschlichen Erkennens: daß wir es zu Einstimmigkeit und überindividueller Bestimmtheit nur ganz singulären und fest umschriebenen Erscheinungen gegenüber bringen, daß das Urteil aber um so individueller, um so mehr der Verantwortlichkeit des Einzelnen zugeschoben wird, je weiter der Gegenstand ist, je mehr er sich in die Tiefe der Totalität streckt. Wo es sich nicht um bloße Formeln handelt, wie in der Mathematik, sind die Allgemeinheit des Gegenstandes und die Allgemeinheit des Urteils einander umgekehrt proportional. Dies aber bedeutet durchaus nicht Willkür und unkontrollierbare Subjektivität des Individuums. Sondern, wie für jede individuelle Seele zur Natur überhaupt, zum göttlichen Prinzip, zum Sinn und Wertkern des Daseins ein durch ihre Sonderart festgelegtes Verhältnis gilt, das für sie das rechte ist, und das sie in ihrem inneren Verhalten realisieren oder verfehlen kann — so zeigt sich die Tiefe und Bedeutsamkeit jenes letzten Goetheschen Lebenssinnes darin, daß für jeden Menschen unserer Kultur ein ganz bestimmtes Verhältnis zu Goethe besteht. Er kann dieses Verhältnis gewinnen, kann es mißdeuten, kann darauf verzichten; darum

bleibt es als die objektive Bezeichnung einer so und so beschaffenen Persönlichkeit zu der bisher zentralsten Persönlichkeit unserer Kultur nicht weniger gültig, nicht weniger wie mit ideellen Linien vorgezeichnet.

Das Erfassen dieser Grundtatsache Goethe, die Ahnung des Gesetzes, nach dem hier in einem Stück des Kosmos die Ganzheit dieses Kosmos reiner und weiter zum Ausdruck gekommen ist, als in andern Stücken, die wir kennen — ist natürlich von der Kenntnis irgendeiner einzelnen Leistung und dem Verhältnis zu ihr ebenso unabhängig, wie sie von der Kenntnis seiner Gesamtleistung abhängig ist. Aber das Entscheidende bleibt dennoch etwas anderes als auch die Summe seiner Werke, bleibt ihr ideeller Brennpunkt, jenes einheitlich fundamentale Leben, das nicht beschreiblich, aber in dem Verhältnis jedes hinreichend ausgebildeten Geistes zu ihm deutlich erfaßbar ist. Und an diesem äußersten Punkte angelangt, kann man von der geistesgeschichtlichen Unsterblichkeit Goethes reden. Während gewisse seiner wundervollsten Werke selbst in den Kreisen der „höheren Bildung", geradezu gesagt, noch nicht entdeckt sind, haben andere unzweifelhaft ihre Bedeutung für uns verloren; die anders gewordene Zeit hat in manchem andere Wertkriterien erzeugt, als die seinigen waren. Niemand kann wissen, wie weit dieser Prozeß vorschreiten und wie tief er in einer fernen Zukunft die Genießbarkeit der einzelnen Dichtungen, die Anerkennung der einzelnen Erkenntnisse herabsetzen wird. Daß aber die Bedeutsamkeit, das Unvergleichliche und doch zugleich Vorbildliche, der seelische und metaphysische Wert jenes tiefsten Persönlichkeitslebens, für das alle Werke nur „ziemlich gleichgültige — Töpfe oder Schüsseln" waren, einmal für die menschliche Kultur verschwinden, oder auch nur geringer werden

könnte, das ist nicht auszudenken. Ein höchst paradoxes, sich in alle dunkelsten Beziehungen des Geistes zur Zeit hineinwühlendes Verhältnis tut sich hier auf. Die Werke, objektiv dastehende, sozusagen zeitlich unzerstörbare Tatsächlichkeiten, werden vielleicht der Sterblichkeit, mindestens den geschichtlichen Schwankungen des Wertens unterliegen; das Leben aber, das sie zeugte und trug, mit seinem letzten Atemzuge dahingegangen, mit keinem Mittel und an keinem einzelnen Dokument sicher und einheitlich zu ergreifen — das erscheint als ein ewiger Besitz, als etwas, dessen Entwertung, oder daß es nicht mehr im Bewußtsein der Menschheit sei, man nicht vorstellen kann. Und gerade dieses unsterbliche Leben haben wir an jenen vielleicht sterblichen Werken! — wie wir, nach seinem eigenen Gleichnis, an dem farbigen Abglanz, der sich in den fortwährend vergehenden Tropfen des Wasserfalles malt, das Leben haben. In einer Wechselwirkung, wie sie so tief und rein wohl kein Ereignis der Geistesgeschichte uns zeigt, trägt hier das Leben die Werke und tragen die Werke das Leben — noch gegenüber dem Problem der Unsterblichkeit jene Einheit von Werk und Leben verkündend, die uns das Bild Goethes als sein letztes Geheimnis und seine letzte Offenbarung darbietet.

Zu Goethes Lyrik

Streiflichter, Bilder und Überblick über ihren Verlauf

von

Cäsar Flaischlen

Goethes lyrisches Schaffen erstreckt sich, von etlichen Kinderversen zu Geburtstagen seiner Großeltern abgesehen, von seinem sechzehnten Lebensjahr bis zu seinem zweiundachtzigsten über einen Zeitraum von nicht weniger als achtundsechzig Jahren. 1765 bis 1832. Das sind zwei volle Menschenalter. Es begleitet ihn durch diese wie ein stets wiederkehrender Frühling, mit immer neuem Blütenschmuck, mit immer neuem Vogellied, mit immer lichterem Himmel. Je nachdem: einmal früher einsetzend und dann wieder später und einmal reicher und dann wieder weniger reich.

Man kann nur stehen und staunen über eine derart unerschöpfliche Fülle und Vielheit an Leben und Kraft, an Entfaltung und Gestaltung, an Schönheit und Klarheit, an Freud und Leid und Überlegenheit.

Vieles ist uns allen längst zu persönlich eigenstem Erlebnis und Besitz geworden. Das Ganze seiner Lyrik aber in seinen Einzelheiten erfassen und deuten zu wollen, ist beinahe un-

möglich. Wir müssen uns bei allen Erläuterungsversuchen auf Ausschnitte beschränken und vermöge dieser dann uns weitersuchen, wie wir uns in der Unendlichkeit des Sterngewimmels einer Sommernacht mit Hilfe bestimmter Bilder zurechtfinden müssen.

★

Was Goethe zu einer Sammlung seiner Gedichte und zu einer ersten Sammlung seiner Schriften überhaupt bewog, geht zunächst auf rein äußerliche Ursachen zurück.

Einer der tatkräftigsten Raubritter aus der Gilde der Nachdrucker, Chr. Fr. Himburg in Berlin, hatte schon seit 1775 Ausgaben von Goethes Schriften veranstaltet. Zuerst in drei Bänden. Sie fanden so guten Absatz, daß 1778 sein noch handfesterer Kollege in Karlsruhe, namens Chr. G. Schmieder, entrüstet über eine derartige Eigenmächtigkeit, eingriff, Himburg das Handwerk zu legen, und seine Ausgabe seinerseits nachdruckte. Himburg bringt darauf 1779 eine vierte Auflage heraus, durch einen vierten Band vermehrt, in dem er unter dem Titel „Vermischte Gedichte" zusammengetragen, was er irgendwie von Goethes Lyrik hatte auftreiben können. Schmieder druckt auch diesen Band sofort nach, und gleichzeitig kommt auch ein Frankfurt-und-Leipziger sowie ein Reutlinger, um sich an ihrem Raube ebenfalls zu beteiligen.

Anfang 1786 wird Goethe dieses Treiben endlich zu dumm, und er macht sich vor seiner Flucht nach Italien auf Zureden Wielands und Herders nun an eine eigene erste Sammlung, die dann bis 1790 in 7 Bänden bei G. J. Göschen in Leipzig herauskommt. Die ersten vier oder fünf Bände erscheinen, während er in Rom ist. Band 8 bringt 1789 dann auch seine Lyrik, und zwar unter dem alten Himburgschen Titel:

„Vermischte Gedichte, erste und zweite Sammlung", mit zusammen 90 Nummern.

In einer zweiten Sammlung: „Neue Schriften", die von 1792 an bis 1800 bei J. F. Unger in Berlin in 7 Bänden herauskommt, ist es wiederum der Schlußband, der die Gedichte enthält. Hier läßt Goethe den Titel „Vermischte Gedichte" fallen und setzt nur: 1. Lieder. 2. Balladen und Romanzen. 3. Elegien — an die sich ohne Sondertitel dann anschließt, was inzwischen in antikem Versmaß entstanden war; auch Hermann und Dorothea.

Die dritte Ausgabe, 1806—1808 (als Gesamtausgabe die erste), erscheint bei J. G. Cotta in Tübingen und umfaßt 12 Bände. Hier bilden die Gedichte den Eröffnungsband und teilen sich in: 1. Lieder. 2. Vermischte Gedichte. 3. Balladen und Romanzen. 4. Elegien. 5. Episteln. 6. Epigramme.

Die vierte Ausgabe, abermals bei Cotta, Stuttgart, 1815 bis 1819, in 20 Bänden, beginnt ebenfalls wieder mit den Gedichten, die nun aber zu zwei Bänden angewachsen und in zwanzig Abschnitte gegliedert sind. Band 1 mit: 1. Zueignung. 2. Lieder. 3. Gesellige Lieder. 4. Balladen. 5. Elegien. 6. Episteln. 7. Epigramme. 8. Weissagungen des Bakis. 9. Vier Jahreszeiten. — Band 2: 10. Sonette. 11. Kantaten. 12. Vermischte Gedichte. 13. Aus Wilhelm Meister. 14. Antiker Form sich nähernd. 15. An Personen. 16. Kunst. 17. Paraboliſch. 18. Gott, Gemüt und Welt. 19. Sprichwörtlich. 20. Epigrammatisch.

Die fünfte Ausgabe (Taschen- und Oktavausgabe mit der Bezeichnung: Ausgabe letzter Hand), 1827—1830, wiederum bei Cotta, in 40 Bänden, behält diese Einteilung bei, schließt jedoch zwei neue Bände Gedichte an. Und zwar Band 3 mit den Abteilungen: 1. Lyrisches. 2. Loge. 3. Gott und Welt.

4. Kunst. 5. Epigrammatisch. 6. Parabolisch. 7. Aus fremden Sprachen. 8. Zahme Xenien, Buch 1/3. — Band 4 mit: 9. Festgedicht. 10. Inschriften, Denk- und Sendeblätter. 11. Aufklärende Bemerkungen. 12. Dramatisches. 13. Zahme Xenien, Buch 4/6.

Diese Ausgabe letzter Hand wurde maßgebend für alle späteren und damit auch die Einteilung der Gedichte in $20 + 13 = 33$ Abschnitte.

Da Band 3 und 4 in der Hauptsache nur Nachträge und Erweiterungen bieten, so kommen für die nachstehenden Ausführungen hauptsächlich Band 1 und 2 in Betracht.

★

Man hat Untersuchungen darüber angestellt, nach welchen Grundsätzen Goethe bei der Gliederung und Anordnung seiner Sammlungen verfahren sein könnte. Ausgesprochenermaßen war sein Hauptbestreben dabei: in der Stimmung Gleichartiges zusammenzuhalten, zugleich aber, um Eintönigkeit zu vermeiden, durch Einschiebung von Gegensätzlichem und in der Form Verschiedenem tunlichste Abwechslung zu schaffen.

Ob sich dies auf das Einzelne oder auch aufs Ganze bezieht — ein solches Prinzip ist jedenfalls das Prinzip des Nicht-Prinzips, noch mehr Türen kann man sich wohl kaum offen halten, und irgendeine Aufeinanderfolge muß gegeben werden.

Man hat trotzdem nach tiefer liegenden Gründen gesucht, die für die Anordnung im einzelnen bestimmend gewesen sein könnten. Ich glaube aber, wir brauchen nicht päpstlicher zu sein als der Papst. Goethe hat nie etwas

hineingetragen in die Dinge, sondern immer nur aus ihnen herausgeholt. Daß er andererseits seine Sammlungen nicht zusammenschnitt, wie moderne Anthologien zusammengeschnitten werden, liegt auf der Hand. Goethe war Goethe, auch wenn er schlief. Seine eigenen Worte jedoch enthalten ein deutliches Zugeständnis der Unlösbarkeit der Frage, vor der er stand.

Die äußere Gliederung — Lieder, Balladen, Elegien, Epigramme usw. — ergab sich ohne absonderliche Schwierigkeiten von selbst. Die Einfügung eines Abschnittes „Vermischte Gedichte" ist freilich auch da schon Notbehelf. Es ist jedoch zu bemerken, daß die Gedichte gerade dieses Abschnittes, zum größeren Teil wenigstens, in einer ganz bestimmten Richtung liegen, und zwar in der Richtung einer vorwiegend gedanklich gehaltenen Liedart. Man kann zwar hören, Gedankenlyrik sei überhaupt keine Lyrik! und ein gedankliches Lied wäre demnach ein doppeltes Unding, doch das tut nichts zur Sache.

★

Zwischen aufeinanderfolgenden Gedichten, auch wenn sie noch so verschiedenartig sind, einen Zusammenhang zu konstruieren, ist kein besonderes Kunststück. Unser Gehirn ist so geartet, Beziehungen zu schaffen, selbst wo sie kaum möglich sind. Aber es ist trotzdem nicht uninteressant, eine kleine Reihe von Gedichten auf diese Frage hin einmal zu beleuchten und den Gedanken klarzulegen suchen, der ihre Aufeinanderfolge veranlaßt haben könnte.

Aufs Geratewohl herausgegriffen, stehen in den „Vermischten Gedichten" beieinander: „Seefahrt" (1776), „Adler und Taube" (1773) und „Prometheus" (1775).

Vor „Seefahrt" steht „Wanderers Sturmlied": „Wen du nicht verlässest, Genius, nicht der Regen, nicht der Sturm haucht ihm Schauer übers Herz!", er wird Regengewölk und Schloßensturm entgegensingen, wie eine Lerche usw. Das Gedicht gibt gedanklich schon so den Kern der „Seefahrt", daß man sagen könnte, „Seefahrt" sei eigentlich nur die reifere Ausführung derselben Stimmung; da Blatt- und Buschwerk, hier Blüte.

„Seefahrt": „Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff" ... war es im „Sturmlied" eine Landwanderung, so ist das Ganze hier auf ein Seestück umgebildet. Der ersehnte günstige Wind ist endlich da, und die Freunde gönnen ihm die schnellste Fahrt und alle Güterfülle, die in den Welten seiner wartet. Aber gottgesandte Wechselwinde treiben das Schiff seitab, Sturm erhebt sich und die Freunde am sicheren Ufer jammern: „Ach, warum ist er nicht dageblieben! Soll der Gute so zugrunde gehn?! Doch er stehet männlich an dem Steuer und vertrauet, scheiternd oder landend, seinen Göttern."

Man kann das Gedicht völlig allgemein verstehen, aber man wird es etwas persönlicher haben wollen und an Goethe selbst dabei denken und an irgendwelche Freunde, die sich ob seiner in die Welt drängenden Sehnsucht Sorge machen und den Mann im Sturm der Wellen draußen bedauern. Er aber usw.

Das nun folgende „Adler und Taube" führt in Fabelform die Linie weiter und gibt, wenn wir einen verbindenden Faden suchen, sozusagen die Gedanken des am Steuer Stehenden. Er blickt zurück, sieht die Angst, die man um ihn hat, aber ... würde er umkehren, um seine Freunde zu beruhigen, er säße da, wie ein Adler, dem des Jägers Pfeil der Schwinge

Sennkraft abgeschnitten, traurig zum Himmel blickend ... und man käme vielleicht und würde ihn trösten wollen, sich an all dem Überfluß, den er auf der ‚wohlgegründeten' Erde um sich hat, genügen zu lassen: das wahre Glück sei die Genügsamkeit!

Hieran schließt sich unmittelbar „Prometheus". Als mythologisches Gedicht genommen, wie das immer wieder geschieht, ist es an dieser Stelle ein absolutes Unding. Allgemein verstanden jedoch ergibt sich leicht eine Beziehung, die eine Art Erklärung dafür wäre. „Genügsamkeit!" Gerade das, was den Mann draußen hinausgetrieben! Und Zorn packt ihn und er ballt die Faust: „Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst!" ... Laß es wettern und stürmen wie du willst! Ich trotze dir und helfe mir selbst! Von euch Göttern kam noch niemals Hilfe! ...

Auf „Prometheus" folgen: Ganymed, Grenzen der Menschheit, das Göttliche und schließlich noch: Königlich Gebet und Menschengefühl.

Die Anreihung dieser Gedichte kann ihren Grund ebensowohl in der freien Rhythmenform als auch in ihrem Gedankengange haben. Bei „Ganymed" kann ohne weiteres auch die mythologische Überschrift maßgebend gewesen sein. Es steht scheinbar ganz unvermittelt an seinem Platze. Wer da will aber, kann es ebenso auch als einen wundersamen, versöhnenden Regenbogen ausdeuten zwischen der Trotzstimmung in Prometheus und der klaren ruhigen Erkenntnis der Grenzen, in die wir gebunden sind: „mit den Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch!"

Das nächste, „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!", weitet diese Erkenntnis und erhebt uns letzten Endes eben doch wieder zum Göttlichen.

Als Abschluß folgen dann zwei kleinere Stücke, die den Gedankenkreis gewissermaßen wiederholen und die Gruppe so abrunden.

★

Es ist zweifellos, daß Goethe bei Anordnung der Reihenfolge ‚etwas gedacht hat' und daß er sich dabei von irgendwelchen Verbindungsmöglichkeiten leiten ließ. Ich glaube aber nicht, daß die konstruierten Zusammenhänge davon überzeugen konnten, daß hier mit tieferen Geheimnissen gearbeitet wurde. Ja, ich glaube, daß Goethe sich nicht bloß leiten, sondern mitunter auch verleiten ließ, ein Gedicht nur deshalb da und da einzufügen, weil es aus irgendeinem Grunde einen geeigneten Übergang abgab. Zumal er z. B. zwei Gedichte, die schon unter den „Liedern" stehen, auch in den „Vermischten Gedichten" zum Abdruck bringt. Ob aus wohlerwogener Absicht oder aus bloßem Versehen, ist nicht zu entscheiden. In Band 8 der Ausgabe 1806 freilich gibt er als Nachtrag „Lilis Park", und zwar mit dem besonderen Vermerk, das Gedicht zwischen „Neue Liebe" und „An Belinde" einzureihen.

Neben den erwähnten Gründen mögen aber auch Erinnerungen rein persönlicher Art zuweilen mitentschieden haben, Anspielungen im Sinne eines Grußes oder auch im Sinne einer Stichelei oder eines Hiebes... Dinge, von denen keine Briefstelle, kein Konzeptblatt, kein Rechnungszettel etwas meldet und die auch von der spitzfindigsten Philologie nicht mehr werden ergründet werden.

Was Goethe vorgeschwebt haben könnte, war vielleicht: einzelne Gruppen zu einem in sich geschlossenen Gefüge zusammenzuschweißen, so wie er z. B. auch sonst zu verschiedenen

Zeiten entstandene Teile anderer Werke zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschmolz. Hier aber war das nicht möglich. Hatte er überhaupt die Absicht, so ist sie ihm nicht geglückt. Was ihm gelang, war bestenfalles eine Art musivischer Gruppierung.

★

Noch wirrer ist die Einteilung im großen.

Nicht nur alle vier Bände, auch Band 1 und 2 allein schon wirken infolge ihrer Unübersichtlichkeit auf jeden Unbefangenen wie ein Labyrinth. „Zwanzig Abteilungen und zumeist nur ein Titelregister ... wie und wo findet man, was man sucht? Man müht sich, um zurechtzukommen, man möchte den genauen Wortlaut haben z. B. von „So laßt mich scheinen, bis ich werde". Man sucht im ersten Band — es müßte unter „Lieder" stehen, aber vergebens; man blättert und blättert; es könnte allenfalls auch in Band 2 unter „Vermischtem" stehen, aber ebenfalls vergebens, im Titelregister ist auch nichts zu finden, bis man schließlich auf die Abteilung „Aus Wilhelm Meister" stößt und das Gedicht hier dann unter der Überschrift „Dieselbe" entdeckt. Und so auch bei anderem. Und wie bei einer Bildergalerie: ein Liedersaal, ein Balladensaal, ein Elegienzimmer, ein Epigrammkorridor und dann wieder ein Sonett- und ein Kantatenzimmer usw. usw."

Und in der Tat, die ganze Einteilung, halb und halb nach begrifflichen, halb und halb nach rein formalen Unterscheidungen, wirkt durchaus museenhaft. Goethe hatte ja immer etwas vom Museumsdirektor, vor allem in der zweiten Hälfte seines Lebens, und es ist kaum verwunderlich, daß diese Neigung auch hier zum Ausdruck kommt.

Doch die Sache wurzelt tiefer und hängt nicht bloß mit

Goethe zusammen, sondern mit der ganzen Zeit, mit ihrem ganzen Stil, mit ihrer ganzen Auffassung und Anschauung — einerseits Antike, andererseits Empire — und insofern bildet die scheinbar belanglose Frage einer Einteilung von lyrischen Gedichten doch ein außerordentlich interessantes Kapitel.

★

Um zum Kern dessen zu kommen, um was es sich handelt, müssen wir in weit vorgoethische Zeiten zurück.

Die Gepflogenheit, Gedichtsammlungen nach vorwiegend äußerlichen, rein formalen Unterscheidungen zu gliedern, vor allem nach den Bezeichnungen der Verslehre in: Oden, geistliche oder weltliche, in Kantaten, Sonette, Epigramme, Madrigale usw., erscheint im ganzen achtzehnten und siebzehnten Jahrhundert wie ein festes, unanrührbares Gesetz. Der Gedanke aber, der hinter dieser Gesetz gewordenen Gepflogenheit steht, entspricht und entspringt der Auffassung, die diese Zeiten von dichterischer Kunst überhaupt hatten, und geht auf die Meistersinger zurück. Für Hans Sachs und seine ganze Zunft und Zeit war Gedichtemachen lediglich höheres Handwerk. Für Opitz ebenfalls. Das Handwerkliche stand voran. Dichten war eine Fertigkeit, wie andere Fertigkeiten, nur daß sich nun auch der Gelehrte damit abgab. Der eine fertigte goldene oder silberne Schmuckfachen, der andere Elfenbeinfigürchen, ein dritter Bilder, ein vierter Gedichte. Fleming, aber auch Dach und später Scheffler (unter seinem Klosternamen Angelus Silesius vielleicht noch bekannter), alle am kleinen Finger größere Dichter als Opitz von Kopf bis zu Füßen, kamen neben ihm so wenig zur Geltung, als das heute noch der Fall ist.

Trotz Christian Weise aber, dem Zittauer, der seine Gedichte nicht nach Versformen einteilte, sondern nach ‚Dutzenden', vor allem aber trotz Günther und Haller, zwei Riesenkerlen, verharrte die Folgezeit wie festgebannt bei dieser formalistischen Auffassung. Gottsched, ebenso unterschätzt als Opitz überschätzt, kodifizierte sie 1730 in seiner „Kritischen Dichtkunst". Ein Werk, das den großartigen Abschluß langer Zeitläufte bilden würde, wenn wir in den zweihundert Jahren, die seitdem darüber hingegangen, auch nur ein bißchen weiter gekommen wären.

Das ganze Jahrhundert verstand trotz dem allem, ich möchte und muß es wiederholen und möchte es im Hinblick auf die Auffassung, die auch heute noch im Vordergrund steht, dreimal sagen: Lyrik immer nur und ausschließlich als Kunst, von Können abgeleitet, und in dem Sinn, den wir heute mit dem Worte Kleinkunst verbinden, also nach kunstgewerblicher Seite hin und im Kern eben als höheres Handwerk.

Es heißt ja nun, Klopstock sei der erste neue echte Dichter gewesen, und er selbst gab und gefiel sich als solcher und im Sinne der Zeit war er es schließlich auch: er hatte eine völlig neue Form gefunden. Im Grunde überragen ihn Günther und Haller an innerem Dichtertum aber um Klafterhöhe. Auch Lessing freilich kam nicht von der hergebrachten Auffassung los.

Erst Goethe brach da neue Bahn. Für ihn erst war Lyrik nicht mehr nur ein höherer Grad von Fertigkeit und Versgeschick, für ihn erst wurde sein Dichten und ganz besonders seine Lyrik zu natürlicher, notwendigster Lebensäußerung und Daseinsbetätigung. Für ihn erst wurde dichterisches Schaffen, Versemachen das, was Fliegen für den

Vogel und Schwimmen für den Fisch, während es im allgemeinen sonst eben mehr oder weniger geistreiche Spielerei und „Beschäftigung für müßige Nebenstunden". Daran ist festzuhalten. Goethes Lyrik ist nicht mehr Kunstlyrik, sondern Lebenslyrik. Und das ist etwas Grundverschiedenes und bedeutet nicht bloß eine neue Höhe, sondern eine völlig andere Welt, eine völlig andere Auffassung, als dreihundert Jahre lang sakrosankte Erkenntnis war. Die Konsequenzen daraus hat man freilich bis heute noch nicht gezogen.

★

Ungeachtet seines eigenen, völlig anders gearteten Schaffens fand Goethe selbst nicht über den formalistischen Bann hinaus, der sein Jahrhundert gefangen hielt. Er witterte, er empfand, er erkannte, er wußte, daß seine Lyrik mit der gesamten Dichterei rundumher nur vielleicht die Reime gemeinsam hatte, daß sie an keiner Stelle in ihr System einzugliedern war, daß es in der gesamten Poetik seit den Tagen Walthers von der Vogelweide kein Fach gab für Verse wie „Wanderers Nachtlied", aber er fand nicht dazu durch, aus dem allem den letzten Schluß zu ziehen und für eine Gesamtausgabe nun eine dieser Anderart entsprechende Anordnung zu suchen. Er fand nicht dazu durch, seine Gedichte in der Anordnung zu geben, die gerade für sie und für ihn selbst die einzig mögliche und innerlich sogar notwendige gewesen wäre, nämlich die nach der zeitlichen Aufeinanderfolge ihrer Entstehung — und wenn auch nur im großen und ganzen.

Er gab sie uns als Landschaftsgärtnerei, so, wie er den Park von Weimar schuf — in dem heute freilich die Natur

siegreich über alle Kunst hinausgewachsen. Er schied den Hintergrund seines Lebens aus, obgleich dieses untrennbar dazu gehört, er gab sie uns ohne ihren eigentlichen Mutterboden, er gab, was Lebenslyrik war, als Kunstlyrik und verschob damit, gewollt oder ungewollt, im Banne seiner Zeit befangen, von Grund aus ihr ureigenstes inneres Wesen. Echte Steine in Talmifassung.

Ich habe oben versucht, das Gedicht „Adler und Taube" in dem Zusammenhang zu erklären, in den Goethe es gestellt hat. Wieviel wuchtiger aber wird diese harmlose Fabel, wenn man sie in den Zusammenhang stellt, aus dem sie hervorgegangen ist.

Sie datiert vermutlich aus der ersten Hälfte des Jahres 1773. Goethe war in Frankfurt. Seine Straßburger Studentenzeit und die frohe Burschenherrlichkeit in Wetzlar war zu Ende und vorbei, er sollte Philister werden und sich als Rechtsanwalt auftun. Er hat jedoch wenig Lust dazu und macht sich an die Ausarbeitung des Götz; aber niemand glaubt daran, und er selbst, ... ja er weiß selbst nicht, was er eigentlich möchte, er weiß nur, was er nicht möchte; er möchte nur aus all der Vettern- und Tantenschaft heraus, die um ihn her ist, er möchte ... fliegen, fliegen, wie der Wiesenweih, der eben über dem Main kreiste und über den Wald hin zog am anderen Ufer drüben, aber ... aber ... Und er denkt an Straßburg, an Sesenheim, an Friederike, an Lotte in Wetzlar, und das Herz tut ihm weh, daß das alles nicht mehr ist und daß er wieder in Frankfurt sitzt, in lauter Engnis und Bedrängnis ... dem Wiesenweih da oben müßte so zumute sein, wenn er in einen Käfig gesperrt würde ... einem Adler, den ein Pfeil aus

seiner Sonnenhöhe heruntergeholt und der nun dasitzt und fliegen möchte und ... nicht mehr kann.

Und wenn er von dem einmal spricht, was er eigentlich möchte in der Welt, dann kommen ... Tanten und getreue Nachbarn dahergerauscht: der Junge will zu hoch hinaus! Er soll endlich vernünftig werden! er könnte es so gut haben, wenn er ein bißchen Einsicht hätte! Und er kann nichts darauf erwidern, er muß ihnen sogar recht geben und ... ‚tiefernst versinkt er, tiefer in sich selbst: O Weisheit! du redst wie eine Taube!'

Wie anders wirken diese kurzen Verse, wenn sie nicht mehr nur als „vortrefflich ausgeführte Fabel" vor uns stehen, sondern als Gleichnisgedicht, von lebendigem Menschenblut durchströmt. Ja, sie gewinnen sogar an bloßem Kunstwerkwert. Und wie furchtbar wirkt es dann, wenn man lesen muß, das Gedicht sei allem Anschein nach auf Herders Gedicht vom gelähmten Falken und vermutlich auch auf Kleists Gedicht vom gelähmten Kranich zurückzuführen. Solche Deutungen sind nur möglich, wenn man lediglich von Papier zu Papier denkt und alles reale Leben völlig ausschaltet.

Und wieviel bedeutsamer und gewichtiger wird die „Seefahrt", aus September 1776, wenn Weimar und das erste Jahr seines Lebens daselbst zum tatsächlichen, realen Hintergrund wird ... wenn wir an den Brief Klopstocks denken, ein halb Jahr vorher, in dem dieser ihm ans Herz legt, den jungen Herzog nicht zu allzu tollem Treiben zu veranlassen, und an die steten Zweifel, mit denen Goethe selbst in stillen Stunden sich herumschlägt, ob Weimar wirklich die Welt, die er ersehnt, oder ob er nicht doch am Ende besser täte, sein Glück anderwo zu versuchen, wie ihm von Frankfurt aus immer wieder nahegelegt wird.

Und so auch bei „Prometheus". In den üblichen Erläuterungen dazu heißt es: ‚Das Gedicht präge den Trotz des mythischen Menschenbildners im Anschluß an die griechische Sage, wobei freilich der titanische Sinn Goethes mitgedichtet.' Das ist die gleiche Papieromanie. Nein, nicht Goethe, sondern die griechische Sage hat ... mitgedichtet, wenn es durchaus nicht anders sein darf. Nicht Prometheus, sondern Goethe ist der Zeugende, und in allen 57 Versen ist kein Buchstabe, der nicht zuerst auf Goethe und erst dann auf Prometheus zuträfe. Die griechische Sage ist ihm völlig gleichgültig und Prometheus interessiert ihn überhaupt nur insoweit, als er zum Absprung seiner eigenen Empfindungen werden kann. Und das ist nicht bloß hier, sondern überall der Fall, und das ist das Goethesche bei Goethe und das sollte man ihm lassen. Man sollte, was nur freundliche Form oder liebenswürdige Verkleidung aus Rücksicht auf fremde Empfindlichkeit, man sollte, was nur Feigenblatt ist, nicht zur Hauptsache machen. Goethe müßte uns allmählich zu gut hiezu sein.

Ob das Gedicht aus Herbst 1774 oder aus Anfang 1775 stammt, tut zunächst nichts zur Sache, ebensowenig ob es selbständig oder im Zusammenhang mit den begonnenen zwei Prometheus-Akten entstand. Hauptsache ist, daß Götz, Werther und Clavigo in der Welt waren, und daß sich Goethe damit endlich über all die Not, über all die Irr- und Wirrsale der letzten Jahre emporgerungen hatte und mit eigener Kraft und aus eigenem Glauben die Fragen entschieden, mit denen ihm andere und mit denen er sich selbst das Leben schwer gemacht ...

Wer half mir
wider der Titanen Übermut?

wer rettete vom Tode mich,
von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet
heilig glühend Herz? ...

Es ist eine Sieg- und Jubelhymne, das Hohelied des zur Erkenntnis eigenen Könnens erwachten Menschen, wie wir kein zweites mehr haben.

Hier sitz' ich, forme Menschen
nach meinem Bilde,
ein Geschlecht, das mir gleich sei,
zu leiden, zu weinen,
zu genießen und zu freuen sich —
und dein nicht zu achten,
wie ich!

Wer das durchaus auf Prometheus verstehen will, mag es so nehmen. Prometheus aber und sein Menschenformen ist schöne Sage, während Goethe und sein Menschenformen sicht- und greifbare Wirklichkeit.

Und noch ein anderes: „Ganymed".

Man sollte die weitaus meisten Gedichte Goethes, und gerade seine allerbesten, ohne Überschrift drucken oder doch wenigstens ohne sie lesen. Lyrik hat es überhaupt nicht mit den Worten zu tun, die schwarz auf weiß auf dem Papier stehen, sondern mit dem, was zwischen ihren Zeilen steht. Man mache eine Probe. Gleich auch noch mit Prometheus. Er bleibt auch ohne die ganze griechische Sage, was er ist, und wächst sogar noch ohne diese Bemäntelung.

Und so lese man auch „Ganymed". Das Gedicht hat mit dem Ganymed des Mythus, den Zeus liebentbrannt durch

seinen Adler in den Olymp holen läßt, an sich nicht das geringste zu tun. Die Überschrift ist zweifellos erst späterer Aufputz. Es ist ein durchaus einfaches, ganz unmythologisches und natürliches Frühlingsgedicht mit pantheistischer Sehnsucht, vom Frühling aufgetrunken zu werden ins All. Goethe ist auch da ohne griechische Sage größer und wesentlich ... deutscher.

★

So verstehen freilich können wir Goethes Lyrik in seiner eigenen, 20 beziehungsweise 33 Abteilungen umfassenden Anordnung nur schwer. Der erklärende natürliche Hintergrund seines Lebens fehlt, und das Einzelne steht zu losgetrennt durcheinander und in zu fremde Zusammenhänge gebracht. Auch eine durchgehende zeitliche Anordnung kann das, was fehlt, nur andeuten, sie gibt immerhin aber die Möglichkeit leichteren Zurechtfindens.

Wieland ließ schon 1794 die 46bändige Gesamtausgabe seiner Werke in übersichtlich chronologischer Gestaltung erscheinen. Das Thema ist demnach in Weimar zweifellos diskutiert worden. Goethe schloß sich ihm nicht an, gibt aber am Schluß der Ausgabe von 1815 eine „summarische Jahresfolge seiner Schriften". Die Gedichte selbst berührt er dabei nicht.

Für uns von heute aber ist Goethe ungleich mehr, als er sich und seiner Zeit sein konnte, als Mensch wie als Dichter, und so heilig uns sein letzter Wille bleiben muß und bleiben wird, den er in Gestalt der Ausgabe von 1827 uns vermachte, so glaube ich doch, daß wir deshalb, nach rund hundert Jahren, ein gewisses Recht haben, uns an seiner

Lyrik auch in der Form freuen zu dürfen, in der sie mit ihm selber wuchs und wurde. Wir wollen sie nicht mehr bloß als Museum, so kostbar die Stücke als Einzelstücke auch sind, wir wollen sie nicht mehr bloß als Kunst haben. Das haben wir genug. Wir wollen nicht bloß seine vielgerühmte sogenannte Objektivität, wir wollen auch seine Subjektivität. Wir wollen, und gerade von Goethe, was wir in dieser Weise und Vollendung nur von ihm allein haben: wir wollen außer seiner Kunst auch sein Leben und beides als ein so untrennbar Eines, wie es für ihn selber war.

Stimmungsbilder zum Jahr 1774

Der König in Thule

Man nennt das Gedicht Goethes erste Ballade, und Goethe selbst hat es unter Balladen gestellt und mit Fug und Recht. Ich glaube aber dennoch, daß der Balladencharakter nur Maskierung und daß das Gedicht *für ihn selbst* weit mehr als bloße Ballade war.

Es fällt in eines seiner dichterisch stärksten und lyrisch reichsten Jahre, und zwar in das Jahr 1774, und datiert nach den meisten Angaben aus Juni oder Juli.

Weder Juni noch Juli aber können ernstlich in Frage kommen. Anfang Juni war nach vergeblichen Versuchen, in Frankfurt einen geeigneten Verleger zu finden, das Werther- und Clavigo-Manuskript nach Leipzig abgegangen. Und dann war ein stetes Kommen und Gehen von Besuchen, ein stetes Hin und Her mit Lavater und Basedow, beides neue Leute, und Goethe infolge all dessen viel zu zerfahren — nicht um in irgendeiner ruhigen Zwischenstunde einmal etliche Verse zu Papier zu bringen (wie „Zwischen Lavater und Basedow"), wohl aber, um den Empfindungsgehalt, aus dem ein solches Gedicht allein geboren werden konnte, so lange auszutragen und dieses selbst ruhig werden zu lassen, bis es ihm ganz von selbst als reife Frucht auf den Schreibtisch fallen konnte.

Und im Juli war er selbst wieder unterwegs; abermals mit Lavater und Basedow; zunächst in Ems und dann in Koblenz. Und in Koblenz waren Sophie von Laroche, Maximiliane und Freund Merck aus Darmstadt. Von da ging er weiter nach Elberfeld, Köln und Düsseldorf, um die beiden Jacobi und Wilhelm Heinse kennenzulernen. Ein solches Gedicht jedoch entsteht nicht zwischen Mittag und Abendbrot und auf einer Reise mit täglich neuen Eindrücken, zumal sich Goethe solchen mit ganzer Seele hinzugeben pflegte. Es entsteht vielleicht ganz plötzlich, wie sich ganz plötzlich einmal eine Blüte entfaltet, aber eben nur auf Grund langer Vorbedingungen.

Es machte Goethe andererseits freilich immer Vergnügen, sich mit möglichst heterogenen Dingen zugleich zu beschäftigen und sich wie der Kalif von Bagdad in allen möglichen Verkleidungen zu zeigen, zu dieser Zeit aber, und vor allem in der ganzen ersten Hälfte 1774, war er wohl am allerwenigsten in Balladenstimmung, d. h. in einer Stimmung, Gedichte zu machen auf Grund irgendwelcher Stoffe, die ihm gerade zufielen und die ihn innerlich so herzlich wenig berühren konnten wie die Thule-Ballade, wenn es eben nur Ballade war.

Ein König, der sein Herz an einen goldenen Becher hängt und ihn niemand gönnen will und deshalb ins Meer wirft ... was in aller Welt ging ihn das an!? Einen kaum fünfundzwanzigjährigen Menschen, der Kopf und Herz voll, ja übervoll hatte an eigenen Erlebnissen, der eben Werther und vielleicht auch Clavigo beendet hatte, deren Erregungen in vollstem Umfang in ihm nachbebten, und in dessen Seele es aussehen mußte wie in einer Landschaft, über die ein langanhaltender Gewittersturm dahingegangen!

Er hatte so viel mit sich selbst zu tun, das ganze Jahr schon,

daß er keine Stoffe von außen brauchte. Und wo er einen aufgriff, wie bei Clavigo, durchtränkte und durchsättigte er ihn derart mit persönlicher Stimmung, daß vom Fremden nur noch äußere Namen blieben. Ja er hatte ihn vielleicht nur deshalb aufgegriffen, um auf schon gegebener Szene sich nur um so rückhaltloser mit sich selbst auseinandersetzen zu können. Irgendeines außer ihm selbst liegenden, sogenannten guten Stoffes wegen ein Gedicht zu machen — er würde hell aufgelacht haben: Aber Kinder! versteht mich doch! Das gerade ist's ja, wozu ihr mich nie bekehren werdet! Doch bleibt bei eurer Meinung! Selbstverständlich: die Verarbeitung bestimmt den Wert des Materials! und es ist am Ende vollauf genug, wenn man einen guten Stiefel zustande bringt, soll man sich auch noch das Leder erst selber machen müssen! Ihr habt ja recht! doch ... ich habe keine Zeit, ich muß zu meiner Christel hin!

Die Entstehung des Gedichts in dieser Zeit ist nur verständlich, wenn man tiefer geht und es als Gleichnis nimmt. Wie durch eine Reihe von Briefstellen aber belegt wird, liebte es Goethe gerade in diesen Jahren, auch im tagtäglichen Verkehr, gerne in ‚Gleichnissen' zu reden ... eines der allerwichtigsten Momente übrigens für die Erkenntnis seines inneren, dichterischen Mannwerdens.

Das Haupterlebnis der letzten Jahre war seine Liebe zu Lotte Buff in Wetzlar. Dem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, war er ohne Abschied an einem Septembermorgen 1772 von Wetzlar weggewandert, lahnentlang nach Ems. Von hier ging es zu Schiff nach Koblenz, bei Frau von Laroche Besuch zu machen, an die ihn Freund Merck empfohlen. Daß er sich hier nun gleich in deren muntere Tochter Maximiliane

verschwärmte, trotz aller Erinnerungen an Wetzlar, erklärt sich leicht und war sozusagen Ritterpflicht. In Frankfurt tritt Lottes Bild um so leuchtender wieder in den Vordergrund und aus seinen Briefen an sie wie an ihren Verlobten spricht nach wie vor die gleiche Leidenschaft.

Am 30. Oktober erschießt sich dann der junge Jerusalem; aus unglücklicher Liebe. Das war der Blitz, der den neben ihm gehenden Freund trifft und Luther veranlaßt, Mönch zu werden. Goethe ist vom 6. bis 10. November in Wetzlar, und Kestner verspricht ihm einen ausführlichen Bericht.

So kam das Jahr 1773.

Im Februar, während Goethe an der Ausarbeitung seines Götz von Berlichingen, teilt ihm nun Kestner seine bevorstehende Hochzeit mit, und durch Lottens ältesten Bruder Hans erfährt er, daß Kestner die Trauringe in Frankfurt besorgen lassen wolle. „Er bemächtigt sich des Auftrags", läßt, da die bereits fertigen ihm nicht gefallen, neue anfertigen und behält Lottens Granatring, den sie als Muster geschickt hatte, für sich als Andenken, „da er ihn tausendmal an ihrem Finger gesehen und geküßt habe". Die Hochzeit soll am 11. April sein, am Ostersonntag, und am Karfreitag will er Lottens Silhouette, die über seinem Schreibtisch hängt, „aus der Stube schaffen" und erst wieder aufhängen, „wenn er zu Gevatter gebeten werde. Dann aber gehe eine neue Epoche an, und er habe nicht sie mehr, sondern ihre Kinder lieb!" Die Hochzeit ist jedoch bereits am 4. April, ohne daß er darum erfährt ... und die Silhouette soll nunmehr hängen bleiben, bis er sterbe. „Nach Frankfurt kommt ihr nicht ... das ist mir lieb! Wenn ihr kämt, so ging ich! ... Lebt wohl! ... Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist ... euer Schiff doch, mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen, freut mich!"

Er geht nach Darmstadt zu Merck, bis Anfang Mai, und kurz darauf siedeln Kestner und Lotte nach Hannover über, wo Kestner eine bessere Anstellung bekommen hatte. Sie bleiben aber nach wie vor in freundschaftlichstem Briefwechsel.

Dann macht er sich an die Drucklegung des Götz, der im April fertig geworden; auf seine und Mercks Kosten. Er erscheint im Juni und ruft allenthalben stürmische Begeisterung hervor. Besprechungen freilich bringen zunächst nur die Hamburger Blätter.

Die zweite Hälfte des Jahres trägt ein etwas verworreneres Gesicht. Er macht Pläne zu einem Faust-Drama, Skizzen zu kleinen Singspielen, ist im wesentlichen aber durchweg kritisch gestimmt (vgl. die Gedichte: Es hatt' ein Knab; Flieh, Täubchen, flieh; Über die Wiese den Bach herab; Da hatt' ich einen Kerl zu Gast) und entwirft Fastnachtsspiele und Satiren und im Oktober auch die Farce: Götter, Helden und Wieland aus Ärger über Wielands Singspiel Alceste und seine Auffassung der Antike.

Im November verheiratet sich Schwester Cornelia mit Freund Schlosser, sie gehen nach Karlsruhe, und er verliert damit die einzige wirkliche Vertraute, die er in Frankfurt hat.

Der Januar 1774 nimmt ihm dann auch Maximiliane. Sie verheiratet sich zwar nach Frankfurt an den Kaufmann Brentano aus Tremezzo. Sie 17, er 39, ernst und streng katholisch und Witwer mit vier Kindern. Ihre Mutter kommt für einige Zeit mit. Goethe freut sich und läßt „seiner Munterkeit freies Spiel"; Brentano jedoch nimmt die Sache tragisch. Es kommt zu einer Auseinandersetzung und Goethe verzichtet auf weiteren Verkehr in seinem Hause.

Sehnsucht nach Menschen, nach Freundschaft, nach Liebe flammt in ihm hoch. Sehnsucht nach Lotte. Er stürzt sich auf

seine Werther-Entwürfe, beginnt zu schreiben und baut so, sehnsuchtverklärt, die ganze Wetzlarer Zeit, Tag um Tag, Stunde um Stunde wieder vor sich auf, und die Erfahrung mit Brentano läßt das Bild Lottens und Kestners und ihre Liebe und Freundschaft nur in desto helleren Farben erstehen. Ebenso aber überfällt ihn auch der ganze Schmerz, sie verloren zu haben, bis ins Allerinnerste:

Ihr verblühet, süße Rosen,
meine Liebe trug euch nicht;
blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk ich trauernd,
als ich, Engel, an dir hing,
auf das erste Knöspchen lauernd
früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüten, alle Früchte
noch zu deinen Füßen trug,
und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
meine Liebe trug euch nicht;
blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
dem der Gram die Seele bricht!

Ende März ist er fertig. Halb glücklich, halb niedergedrückt, fieberig und erregt. Ob sie es ihm verargen, wenn er in die Welt warf, was eigentlich nur sie drei allein angeht? Doch er hat ja nichts geschrieben, was verletzen könnte und was

nicht auch auf Jerusalem zutreffen konnte und ebenso auf andere. Man glaubt immer, alles allein zu leben und lebt es doch nur wie soundso viel andere auch, nur daß man nichts davon weiß.

Ihre Silhouette hängt nach wie vor an der Wand, auf dem Schreibtisch liegt ihr kleiner Granatring ... und am 4. April ist der Jahrestag ihrer Hochzeit ... ob er es für sie abschriebe? schön und sauber, in zierlichem Kästchen, als Gruß, als jauchzende Erinnerung, als leuchtendes Denkmal ihrer beiderseitigen Freundschaft?!

Und da kommt Anfang Mai die Nachricht von der Geburt eines Kindes. Er soll Pate sein, wie er einst gewünscht, und er sagt voll herzlicher Freude zu, aber ... es bedarf kaum großer Erläuterung, daß gerade diese Nachricht ihn aufs allertiefste bewegen und durchrütteln muß, selbst wenn seine Liebe bloßes Spiel gewesen und ihm nie ins Blut gegangen sein sollte. Es war zweifellos jedoch seine erste wirkliche Leidenschaft. Aber auch wenn es nur Spiel gewesen, so war dieses Spiel doch eben lange genug der Mittelpunkt seines besten Lebens.

Lottens Hochzeit hatte daran nichts ändern können. Nun aber war ein Kind da, und ob es Ernst gewesen oder Spiel, nun war es zu Ende. Das Leben Lottens gehörte nun restlos Kestner und ihrem Kinde. Er war erledigt, er konnte gehen! sie brauchten ihn und seine Freundschaft zu nichts mehr! und was ihm selber blieb, war nur Erinnerung!

Da saß er ... vereinsamter als je. Nichts von all den glühenden Träumen, denen er die Arme entgegengebreitet, hatte sich erfüllt. Und die Menschen selbst ... hinweggespült vom bunten Weltgewühl ... wie von nie ruhender Meerflut. Und wenn er ... ginge?! Was hielt ihn eigentlich immer

wieder?! Was er erworben, waren ein paar Dinge, die ihm wertvoll waren und die er an Freunde verschenken konnte ... wenn er sie in guten Händen wissen wollte! Das Liebste aber, das er hatte: eine Silhouette, ein paar Bänder, ein kleiner Granatring ... es würde an Fremde fallen, denen es ganz gleichgültig oder ... nicht einmal: es würde sich wie anderer Kram verlieren und ... Wie ein alter König saß er da ... auf grauem Schloß ... in grauem Land ... graues Gewölk am Himmel ... frierend und fröstelnd ... der nichts mehr hätt ... als einen ... goldenen Becher ... empfangen von seiner Buhle ... auf ihrem Todesbett ...

Es ging ihm nichts darüber,
er leert' ihn jeden Schmaus;
die Augen gingen ihm über,
so oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
zählt' er seine Städt' im Reich,
gönnt' alles seinem Erben,
den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
die Ritter um ihn her,
auf hohem Väterſaale,
dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
trank letzte Lebensglut
und warf den heil'gen Becher
hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
und sinken tief ins Meer.
Die Augen täten ihm sinken,
trank nie einen Tropfen mehr.

★

Ein derartiges Lied ist nie im Leben als nur glückliche Bearbeitung eines äußerlichen Stoffes, ist nie als ... Ballade entstanden. Ein solches Gedicht ist nur aus lang getragenem und schwer verrungenem Schmerz, nur aus heißestem Herzblut heraus geboren und nur unter bittersten Tränen niedergeschrieben. Ob diese Tränen einer Einbildung galten, tut nichts zur Sache. Eingebildeter Schmerz ist ebenso wahr als wirklicher und vielleicht sogar zerwühlender.

★

So rücksichtslos subjektiv sich Goethe auf der einen Seite auch gab, er ging immer nur bis zu einer gewissen Grenze. In sein Letztes, in sein Allerheiligstes ließ er niemals einen Blick tun. In dem Sinne subjektiv, in dem das Wort heute gebraucht wird, ist überhaupt lediglich der Stümper. Kunst ist einfach Takt ... von diesem Punkte aus. Und Goethe war der feinfühligste Mensch, auch in seinen Sturm- und Drangzeiten, und nichts war ihm widerwärtiger, als die ewigen Fragen nach den ‚Modellen' seiner Werke. Noch in spätem Alter beklagt er sich darüber. Es ist wichtig, dies zu betonen.

Das Gedicht war lange Goethes liebstes Lied. Er las es da und dort auch vor, zweifellos aber immer nur als Ballade und verwischte selbst mit voller Absicht jede Spur, die dazu hätte führen können, etwas anderes dahinter zu finden. Die Welt sollte es als Ballade haben, es war auch so noch ein

köstliches Geschenk. Was es für ihn selbst bedeutete, ging niemand etwas an. Nicht einmal die allernächsten, ja nicht einmal ... die, der es galt. Für ihn lag es in dem kleinen Schmuckkästchen seines Schreibtisches mit allerlei anderen Erinnerungen aus gewesenen Tagen, mit einer Silhouette, mit ein paar Bändern, mit einem kleinen Granatring. Für die Welt aber waren diese Dinge wie hundert andere: der Schattenriß irgendeines Mädchengesichts, zerschlissene Seide, ein Ring, wie es Hunderte gibt, und eine — Ballade.

Während er des weiteren fast die meisten Gedichte und Lieder dieser Zeit entweder Claudius gab für den Wandsbecker Boten, oder an Jacobi für dessen Iris oder anderswohin, blieb dieses Gedicht liegen. Es ist gedruckt erst 1782 im dritten Heft einer Sammlung von Liedern mit Vertonungen von S. von Seckendorff, also volle acht Jahre später. Auch das ist höchst auffallend und ... bezeichnend.

Dagegen hatte er es schon seit 1775 in den Urfaust aufgenommen, in das Werk, das gewissermaßen der Tempelbau seines Allerheiligsten werden sollte und auch wurde. Gretchen singt es, am Abend auf ihrem Zimmer nach ihrer ersten Begegnung mit Faust.

In den Anmerkungen der verschiedenen Ausgaben heißt es dabei: das Lied sei ohne Beziehung zum Faust und als selbständige Romanze (oder Ballade) entstanden. Das ist ohne weiteres zutreffend, aber Goethe hätte Gretchen ebensogut ein anderes Lied singen lassen können.

Er läßt sie aber gerade dieses Lied singen, obgleich es aus dem Stil herausfällt und fremde Bilder hereinbringt. Er gibt ihr sein Allerbestes, sein Liebstes; etwas, an dem sein ganzes Herz hängt, etwas, das zehn- und hundertmal mehr, als was es in den Zeilen besagt. Er schließt sein heimliches

Juwelenkästchen auf und gibt, was er nur dieses eine einzige Mal hat und dessen tiefere Bedeutung niemand außer ihm auch nur ahnt. Und Gretchen singt es zwischen den zwei Szenen: in denen Mephisto sein Schmuckkästchen in Gretchens Kleiderschrein verbirgt und Gretchen selbst es dann entdeckt. Sie hat keine Ahnung von der Bedeutung ihres Fundes; der Pfaffe aber nimmt ihn andern Tages für den Kirchenschatz. Seltsame Symbolik.

Und so mag das Gedicht denn auch Ballade bleiben. Es ist für uns jedenfalls eines der ergreifendsten, wundersamsten und ewigsten Geschenke unserer Dichtung, für Goethe selbst freilich zweifellos das schmerzgeweihte Grabmal seines Liebestraums zu Lotte.

Geistesgruß

Im Februar und März hatte Goethe seinen Werther ausgearbeitet.

Im April war die zweite Auflage des Götz erschienen.

Im Mai hatte er auf den Scherz einer jungen Freundin hin nach einer Schrift Beaumarchais' seinen Clavigo dramatisiert.

Im Juni war Werther- und Clavigo-Manuskript nach Leipzig abgegangen. Es war also etwas auf dem Weg, und er hatte Kopf und Hände völlig frei.

Am 20. Juni trifft Lavater ein. Seit ein paar Jahren Diakonus an der Waisenhauskirche in Zürich und zurzeit auf einer Reise durch Deutschland, um Studien zu machen und Schattenrisse zu sammeln für seine „physiognomischen Fragmente", die dann von 1775 an in 4 Bänden herauskamen.

Man hatte beide voreinander gewarnt, aber „ich habe wieder gelernt, daß man über niemand reden soll, den man nicht gesehen hat", schreibt Goethe nach ihrer ersten Begegnung. Sie fanden sich und blieben in dauernden, freundschaftlichen Beziehungen. Lavater brachte einen Maler Schmoll mit, der Zeichnungen für ihn zu machen hatte.

Am 25. begleitet Goethe sie nach Ems. Als er nach Frankfurt zurückkommt, ist Basedow da. Der schroffe Gegensatz zu Lavater, ebenso zu Goethe. Dieser weltmännisch, Lavater ganz pastoral, Basedow: Naturmensch, Trinker und Kettenraucher. Goethe 25, Lavater 33, Basedow 51. Er war unterwegs, um Stimmung zu machen für eine Erziehungsakademie, die er im Herbst in Dessau eröffnen wollte. Eine Musteranstalt, an der der Unterricht nicht wie üblich theoretisierend, sondern in praktischer Anwendung gegeben werden sollte, „lebendig und naturgemäß". In Altona war eben sein vierbändiges „Elementarwerk der menschlichen Erkenntnis" erschienen.

Am 12. Juli geht auch er nach Ems. Goethe gibt sich Urlaub und ist am 15. ebenfalls da. Er trifft beide als aufsehenerregenden Mittelpunkt der gesamten Badegesellschaft. Beide, gehend und stehend, auf Spaziergängen und bei Tisch, Freunden und Fremden, gewollt oder nicht gewollt, ihre Meinungen dozierend. Er sitzt beim Mittagessen zwischen ihnen — „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten" — aber Lavater „belehrt einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und Basedow bemüht sich, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter und für unsere Zeit gar nicht berechneter Gebrauch". Er selbst wird kaum beachtet und kann sich um so ungestörter seines leiblichen Wohles annehmen. Aber er rächt sich dafür und nagelt die Situation in lustigen

Knittelreimen fest. Es sind die später irrigerweise als „Diner zu Koblenz" bekannt gewordenen Verse: „Zwischen Lavater und Basedow".

Tags darauf führt Schmoll das Wort. Er erzählt Malergeschichten, und wie man verhungern könne, bis man einen Auftrag bekäme, und hätte man einen, so verdürben einem die Nörgeleien der Herren Besteller alle Freude an der Arbeit. ‚Die Nase stimme nicht und das Auge sei nicht feurig genug!' usw. usw. Goethe denkt an ein paar Verse, die er sich vor etlichen Wochen aufgeschrieben: Kenner und Künstler. Doch es klingt in ihm nach, und vorm Schlafengehen spinnt er es zu einer Szene aus ... ‚Künstlers Erdenwallen' könnte man sie nennen ... und nimmt Feder und Papier ...

Lottens Silhouette entfällt dabei seiner Brieftasche. Er hat sie mitgenommen, wie immer. Eigentlich wollte er darüber hinaus sein endlich ... es war ja Narrheit! aber ...

„Lottchen, wer kennt unsere Sinnen?!
Lottchen, wer kennt unser Herz."

Und Lavater und Basedow ... ganz interessante Kerle ... man muß die Menschen nehmen, wie sie sind! ... im Grunde freilich ... was gingen sie ihn an! Theoretiker und Fanatiker, alle beide. Lavater sucht Wahrheit, Basedow sucht Wahrheit, beide vermeinen sie gefunden zu haben ... und er selber ... suchte ... Schönheit ... Leben ... die Welt, so groß sie sein wollte ... „Gute Nacht, Lotte!"

★

Am andern Morgen wird früh schon aufgebrochen. Es ist Montag. Als Abschiedsgruß wird ‚für die Nachwelt' mit Kreide an die Wand geschrieben:

Wenn du darnach was fragst,
wir waren hier!
Du, der du nach uns kommen magst,
hab wenigstens so frisches Blut
und sei so leidlich fromm und gut
und leidlich glücklich, als wie wir!

Dann geht es aufs Schiff. Ein Frachtkahn, der rheinab will. Das Gepäck wird verstaut. Eine befreundete Dame kommt noch mit einem Korb voll Proviant, damit auch dafür gesorgt sei. Dann werden die Anker gelichtet.

Prächtigstes Wetter. Große weißleuchtende Wolken am blauen Himmel, grüne Berghänge zu beiden Ufern, zumeist unmittelbar vom Fluß auf ansteigend. Zur Rechten die Straße. Ab und zu ein Reiter, ein Wanderer, ein Fuhrwerk, ein paar Leute mit Tragkörben oder Häuser von Hüttenwerken.

Für Lavater, den Züricher, und für Basedow, den Hamburger, alles neu; für Goethe so vertraut, als ob es seine Heimat wäre.

Der Wasserstand ist nicht hoch, und sie müssen durch einige Schleusen. Langsam und langweilig; Basedow qualmt eine Pfeife nach der andern, und sie vertreiben sich die Zeit mit Witzen und Knittelversen. Schmoll und Basedow nehmen schließlich Ruder, um mitzuhelfen. Nun bald, nun bäldest ... oder nie ... stift' ich ein' neu' Akademie! deklamiert Basedow, greift so nachdrücklich ein, daß das Boot ins Schwanken kommt und Goethe meint: Wir werden nun recht gut geführt, weil Basedow das Ruder führt! Lavater schreibt Erinnerungsworte in Schmolls Stammbuch und Goethe setzt dazu:

Gelacht! Geschrieben!
Die Zeit vertrieben!
Die Zeit gehalten
heißt wohl verwalten!

Dann ‚schwelgen sie wieder in Betrachtung der malerischen Schönheiten der Landschaft, der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen und sonnigen Wipfel und feuchten Gründe'.

Goethe steht am Heck.

Eigentlich hatte er ja Maler werden wollen. Eigentlich wollte er es heute noch, trotz des verunglückten Messerorakels. Es ist ein konkreteres Schaffen. Man hat mit Greifbarerem zu tun. Aber Götz hatte ihn auf die dichterische Seite gerissen, und mit Werther mußte nun endgültig die Entscheidung fallen. In vier Wochen, wenn er wieder in Frankfurt, mußten die Korrekturbogen da sein. Aber: Die Herren Rezensenten irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch! es ist eine Menschenseele!

Freund Merck hatte es von Sophie Laroches „Fräulein von Sternheim" gesagt.

Werther!

Die Straße am Ufer drüben kommt von Nassau und Limburg, von Weilburg und Wetzlar. Vor nicht ganz zwei Jahren zog er sie zu Fuß, auch nach Ems, auch nach Koblenz, auch zu Sophie von Laroche! Von Wetzlar her! Dahinten lag es. Die Rentamtei im Deutschordenhaus. Die Sonne schien vielleicht gerade in Amtmann Buffs Zimmer! Und hinterm Dom mit den Heidentürmen beim Kornmarkt seine alte Gewandgasse!

In drei Tagen wäre man da! mit einem ordentlichen Pferd in zweien! doch ... wozu die alten Wunden immer neu zum

Bluten bringen! Und Lotte und Freund Kestner wären nicht einmal mehr da! und sind so vergnügt in ihrem Hannover, als man sein kann!... sogar seit erstem Mai zu dritt! und man ist ... Pate!... und ... nein, erschießen mag man sich noch immer nicht!... Aber grüßt sie, ihr weißen Wolken da oben!

Und Clavigo ... ein Scherz! ein Spaß! und er hatte Ernst daraus gemacht. Wie es das Schicksal mit uns selber treibt. Es war eigentlich alles immer nur Scherz, von Leipzig an; an einem Punkte aber kippte es plötzlich um. Warum kann es nicht so harmlos bleiben, wie es gemeint war! Wie ein leuchtender Frühling steht es da, und man möchte sich mitfreuen, mitblühen, mit-selig-sein! Friederike! Lotte! Maxe! Wie ein Kind jauchzt man ihm entgegen, und plötzlich ist alles Unruhe, Schmerz, Abschied, Losreißen, Losgerissenwerden! —

Eine dicke Rauchwolke echten Basedows reißt ihn aus seinen Gedanken. Er blickt auf und horcht. Sie streiten über Bibelstellen, wie es scheint ... noch immer oder schon wieder!... über Kirchenväter, Dogmen, Ritter, Tod und Teufel; Lavater alles buchstäblich nehmend, Basedow alles ablehnend. Er freut sich, daß man ihn in Ruhe ließ. Recht hatte keiner oder alle beide. Unsinn war nur, daß jeder den andern zur entgegengesetzten Meinung zu überzeugen suchte. Die Welt, aus der er selber kam, war eben doch anders als die ihre. Nicht besser vielleicht, aber anders. Und die Welt, in die er wollte, war das auch. In welche, wußte er freilich selber nicht. Er wollte sich tragen lassen, so, wie das Schiff ihn den Fluß hinuntertrug ... aus der Heimat in die Welt! Es war das erste Mal wieder, seit Jahren, daß es ein bißchen weiter gehen sollte. Nach Köln und Düsseldorf.

Wieder geht es um eine Krümmung, und beinahe neugierig verfolgt er, wie alles, was erst vorauslag, mehr und mehr zurückweicht und wie die Berge, von beiden Seiten her, lautlos gleich Kulissen sich ineinanderschieben und abschließen, was hinter ihnen liegt. Eben noch greifbare Wirklichkeit und jetzt nur noch Gedankenbild und Erinnerung:

Fernes wird nah und Nahes fern,
du bleib sein Kern.

★

Da taucht Burg Lahneck auf. Über steil ragendem Bergkegel. Ein alter Kurfürstensitz. Von den Franzosen geschleift und zerstört, wie hier umher alles. Noch aber steht der breite fünfeckige Bergfried, aufrecht wie ein alter grauer Recke aus grauen Ritterzeiten, dem weder von Menschen noch vom Wetter mehr was anzuhaben, und grüßt herab und über das Tal, das sich breit und breiter aufschließt in die Welt, in die Weite und ...

Er springt auf, geht zu den Freunden vorn, und wie wenn er selbst es gar nicht spräche, quillt ihm von den Lippen:

Hoch auf dem alten Turme steht
des Helden edler Geist,
der, wie das Schiff vorübergeht,
es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sehne war so stark,
dies Herz so fest und wild,
die Knochen voll von Rittermark,
der Becher angefüllt;

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
verdehnt' die Hälft' in Ruh,
und du, du Menschenschifflein dort,
fahr immer, immer zu!"

Alle stehen seltsam ergriffen, ernst und feierlich. Wie ein wundersamer Zauber überschauert sie Bild und Wort und zwingt selbst Basedow, den Ungläubigen, zur Andacht. Allen ist, als ob irgend etwas Besonderes gewesen wäre, als ob sich irgendwelche Tore vor ihnen aufgetan für ein paar Augenblicke, als ob der Klang einer andern Welt, ein Hauch von Ewigkeit über sie dahingegangen.

Goethe ist der erste, der das Schweigen bricht; mit irgendein paar Worten, die nichts weiter wollen, als den Bann lösen, der sie alle hält. Dann nimmt er Lavaters Taschenbuch und schreibt die Verse ein.

Schon aber sind sie an Niederlahnstein vorüber. Die Berge sinken zurück. Der Blick über den Rhein hin ist frei und von drüben grüßt die Ruine Stolzenfels herüber. Der Bootsmann faßt mit kräftigerer Hand das Steuer, um von der Strömung nicht abgetrieben zu werden ... und nun schwimmt ihr Schiff schon auf dem Rhein ... Halloh, wir grüßen dich!

Und so trägt es in die Weite,
aus der Heimat in die Welt!
doch, so weit sie auch sich breite,
schaff zur Heimat dir die Welt!

Überblick über den Verlauf von Goethes lyrischem Schaffen

Es handelt sich Goethes lyrischem Schaffen gegenüber, wie gesagt, nicht um Fragen irgendwelcher Art formalen Könnens. Goethe begann von vornherein an einem Punkt, an dem man bisher sozusagen aufhörte. Die Beherrschung alles Handwerklichen war für ihn selbstverständliche Voraussetzung. Der eigentliche Dichter, Könner und Künstler fing für ihn erst diesseits all dessen an. Er brauchte es nicht erst mühsam zu lernen, wie andere, und wie er selbst später Hexameter- und Sonette-machen lernen mußte. Er konnte es von vornherein. Er brauchte ihm nur noch Inhalt zu geben. Und so gab er als solchen ganz autodidakt, was an Empfindung und Gedanken in ihm arbeitete und nach Auslösung, Klärung und Gestaltung drängte.

Wer sich in seiner Lyrik zurechtfinden will, muß also von dieser Seite sehen.

Um dabei leichter und rascher zu Werke zu kommen, wird es kaum anders möglich sein, als von den mehr als 1100 Nummern, die unsere Ausgaben enthalten, zunächst alles auszuscheiden, was rein dichterisch nicht viel mehr als Auszierung und interessantes Augenblicksdokument, sonst aber ohne weitere Bedeutung ist. Damit kämen in Wegfall: der größte Teil

all der zahlreichen Inschriften, Widmungs-, Album- und Stammbuchblätter, sodann ein erheblicher Teil allgemeiner Spruchverse und Briefgedichte. Ferner die Karlsbader Kaisergedichte, und schließlich auch die Xenien und die Überfülle der späteren Zahmen Xenien, mit Ausnahme bekannterer Blätter.

Wir hätten so eine Auswahl vom Gesichtspunkt der Frage aus: was von Goethes Lyrik lebendiger Volksbesitz geworden, oder was als allgemeines Volksgut in Betracht kommen dürfte. Von den rund 1100 Nummern verblieben alsdann etwa 550, also die gerade Hälfte. Es würde das Bild Goethes weder als Mensch noch als Dichter auch nur im geringsten verschieben, wenn wir nur diese Hälfte hätten. Was er war, was er wollte, was er gab, würde keinerlei Abbruch erleiden, falls die ausgeschiedene Hälfte durch irgendeinen Zufall verloren ginge. Es wäre ein Verlust nur für unsere Philologen.

Die Gesamtzahl der Gedichte Schillers beläuft sich, um einen Vergleich zu ermöglichen, auf rund 200, die Uhlands auf 300.

★

Es sind drei große Welten, über die sich Goethes Lyrik ausbreitet. Sie heben sich einerseits so klar und deutlich voneinander ab und gehen andererseits doch wieder so ineinander über, wie im Bilde einer Landschaft, von irgendeiner Höhe aus gesehen, Gartenland, Wald- und Hügelland sich voneinander abheben und ineinander übergehen.

Sie charakterisieren sich in beinahe gleicher Weise und ganz von selbst als Stimmungslyrik, Gedankenlyrik und Geschehnis-

lyrik. Jede Art umfaßt eine gestaltende (plastische) und eine beschreibende (malerische) Abart. Will man weiter gehen, so könnte man eine ganze Reihe von Übergangsformen und Zwischenstufen ausgliedern, worauf hier aber keine Rücksicht genommen werden kann. Es handelt sich hier nicht um eine Systematisierung, sondern nur darum, ein paar Fußwege aufzuzeigen, die da, wer sie gehen will, mit gutem Glauben gehen muß.

Zu Stimmungslyrik wäre alles zu rechnen, was man gemeinhin unter Lied zusammenfaßt. Zunächst also alle Liebesgedichte. Ebenso aber Lieder wie: Der du von dem Himmel bist, Füllest wieder Busch und Tal, Über allen Gipfeln, Schäfers Klaglied, Ich ging im Walde so, Von dem Berge zu den Hügeln ... alles, was aus Stimmungs- und Gemüts-Bewegungen und -Erregungen hervorgegangen und diese so oder so zum Ausdruck bringt, alles was man unter Lyrisch im engeren Sinne zu verstehen pflegt.

Zu Gedankenlyrik wären zu rechnen z. B.: die Oden an Behrisch, Wen du nicht verlässest, Spute dich Kronos, Prometheus, Edel sei der Mensch, Zwischen dem Alten, Zu erfinden zu beschließen, Urworte, Ins Innere der Natur, Im Grenzenlosen sich zu finden usw.

Zu diesen rein-gedanklichen Gedichten käme dann noch die Gleichnislyrik: Da flattert um die Quelle, Adler und Taube, Als Minerva jenen Liebling, Musageten, Zu Ephesus, Gedichte sind gemalte Fensterscheiben usw... sowie die gesamte Spruchlyrik.

Geschehnislyrik umfaßt alle vorwiegend stoffliche, alle Tatsachenlyrik. Außer den Balladen also als beschreibend-

erzählende Unterart alle Gedichte wie: Der ewige Jude, Lilis Park, Hans Sachs, Auf Miedings Tod, Zueignung, Geheimnisse, Amor als Landschaftsmaler, Nach diesem Frühlingsregen, Zu Tischbeins Idyllen usw.

Daß die jeweilige Zuweisung einzelner Gedichte mitunter zweifelhaft sein kann, liegt auf der Hand. Man könnte z. B. über die Frage, ob die vier Zeilen:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
denn das Glück ist immer da!

zu Stimmungslyrik oder zu Gedankenlyrik gehören, eine lange und hochinteressante Abhandlung schreiben, da sie als Ausdruck einer Stimmung eine wesentlich andere Farbe bekommen, denn als Ausdruck bloß gedanklicher Erkenntnis, aber Goethe selbst hat sie unter „Lieder" gestellt, und das ist ein außerordentlich bedeutsamer Fingerzeig für dieser Art Fragen. Die großen Linien selbst, auf die es hier allein ankommt, erleiden durch ein kleines Plus oder Minus keinerlei nennenswerte Verschiebung, ebensowenig als durch eine zeitlich andere Datierung einzelner Gedichte. Es handelt sich hier ausschließlich um den Versuch eines möglichst knappen und klaren, immerhin auch möglichst zutreffenden Überblicks im großen und ganzen.

Der Vollständigkeit halber sei auch Goethes Brieflyrik noch erwähnt. Unter diese Bezeichnung fällt eine ziemliche Anzahl von Gedichten, wie an Friederike Öser aus dem Jahr 1768 oder wie aus dem Jahre 1773 an Kestner, an Merck, an

Gotter. Alles ausnahmslos Gelegenheitsgedichte im Ursinn des Wortes, zuallermeist aber nur Gelegenheitsverse und von lediglich biographischer Bedeutung. Von 1773 bis 1783 kommen auf jedes Jahr etwa vier solcher Stücke, dann versinkt die Linie fast völlig, bis sie um 1805 wieder auftaucht. Die Gedichte tragen nunmehr aber einen ungleich abgerundeteren Charakter und sind weit mehr Gedichte als vorher. Ihr Inhalt vergeistigt sich gewissermaßen, sie werden konzentrierter, kürzer, und wandeln sich mehr und mehr zu kleinen Album-, Stammbuch-, Gruß- und Denksprüchen. Nach wie vor jedoch zum weitaus größten Teil von ausschließlich biographischem Belang, so daß diese ganze Rubrik, ein halb Dutzend bekannterer Worte ausgenommen, für die nachfolgenden Ausführungen in Wegfall kommen konnte.

★

Läßt man die oben skizzierte Scheidung gelten und verfolgt den Verlauf der einzelnen Entwicklung durch die achtundsechzig Jahre von Goethes Schaffen, so ergeben sich höchst interessante Tatsachen und Vergleiche. Es ergibt sich vor allem im Gegensatz zu der verwirrenden Übersichtslosigkeit der üblichen Einteilung ein fast erstaunlich einfacher und klarer Grundriß seines ganzen lyrischen Werkes.

Auffällig ist zunächst, daß sich die Gesamtentwicklung bei rein zahlenmäßiger Fassung seiner Produktivität wie von selbst in drei gleiche Perioden zerlegt. Die beiden Jahre 1786 und 1809 bilden kaum zu übersehende Nullpunkte und begrenzen so nach rückwärts und vorwärts die Zeit seiner lyrischen Ebbe.

Wir hätten demnach die Jahre:

1765—1786 als erste Periode,
1787—1809 als zweite Periode,
1810—1832 als dritte Periode.

Das sind drei gleiche Spannen von je 22 bzw. 23 Jahren, ein Zeitumlauf, der nach neueren biologischen Forschungen von bestimmender Bedeutung sein soll in der Umwandlung unseres menschlichen Organismus. Sie entsprechen seinem 16. bis 37., 38. bis 60., 61. bis 82. Lebensjahr.

Nehmen wir die oben umrissene Auswahl von 550, genauer 561 Gedichten als gegeben an, so entfallen auf jede der drei Perioden im Durchschnitt 187. In Wirklichkeit jedoch kommen auf die

erste Periode: 204 Gedichte,
zweite Periode: 137 Gedichte,
dritte Periode: 220 Gedichte.

Während Goethes lyrisches Schaffen also im ersten Drittel (16. bis 37. Lebensjahr) ein ziemliches Mehr über den Durchschnitt hinaus aufweist, bleibt es im zweiten (38. bis 60. Lebensjahr) um ein Fünftel unter diesem zurück. Im dritten Drittel (61. bis 82. Lebensjahr) dagegen wächst es in erstaunlicher Weise um abermals ein Fünftel über den Durchschnitt hinaus.

Seine Gesamtlyrik, immer unter den erwähnten Voraussetzungen, verteilt sich auf die oben gegebenen Gebiete wie folgt:

Stimmungslyrik: 180 Gedichte,
Gedankenlyrik: 220 Gedichte,
Geschehnislyrik: 80 Gedichte,
Hexameterlyrik: 80 Gedichte.

Das ist ein Verhältnis wie von 9 zu 11 und 4, und man erkennt ohne weiteres, wie sehr in Goethes Lyrik Stimmung und Lied vorwaltet, wie es zahlenmäßig aber ein Erkleckliches vom Gedanklichen überholt wird und wie sehr andererseits wieder alle Geschehnislyrik, also alle stoffliche und beschreibende Lyrik, gegen diese beiden Vormächte zurücktritt.

Verfolgt man diese Linien in ihrem Einzelverlauf durch die achtundsechzig Jahre, so ergibt sich, daß von den gesamten 204 Gedichten der ersten Periode nicht weniger als 108, also über die Hälfte, auf das Gebiet der Stimmungslyrik entfallen, wogegen auf die zweite Periode nur 31, die dritte nur 41 kommen.

Die Annettelieder (für Kätchen Schönkopf) aus den Jahren 1766/67 bilden den hochsteigenden Anfang. Dann folgen aus Herbst und Winter 1770 und Frühjahr 1771 die Lieder an Friederike Brion. Aus dem Jahre 1772 folgen Lieder für den Darmstädter Freundinnenkreis. An Lotte Buff haben wir sicher belegbar kein einziges Lied, obgleich „Ihr verblühet, süße Rosen", „König in Thule" und „Mitten im Getümmel mancher Freuden" zweifellos auf sie bezogen werden dürfen. Das Jahr 1775 mit 20 Liedern ist das reichste seines Lebens, obgleich die Datierung von 4 Gedichten unsicher ist. Der größte Teil entstand für Lili Schönemann. Als zweitreichstes schließt sich unmittelbar das Jahr 1776 an mit 10 Liedern, zur Hälfte Frau von Stein gewidmet.

Die nächsten Jahre bringen durchschnittlich nur etwa 3 Lieder, bis 1784 die Linie zum erstenmal glatt abbricht. In den fünf Jahren 1790—1794 (40. bis 45. Lebensjahr) tritt völlige Ebbe ein. Wir haben aus diesen Jahren überhaupt keine

Lyrik, von etlichen Distichen abgesehen. Es ist Schiller, dessen Wünschelruten ihn dann wieder Quellen finden lassen, so daß das Jahr 1795 gleich einen Ertrag von 6, das Jahr 1802 sogar von 8 Liedern zeitigt. Die nächsten sieben Jahre sind wieder stumm, bis 1810 dann mit „Ergo bibamus" und „Zwischen Weizen und Korn" ein neues, freudiges Schaffen einsetzt und sich die ganze dritte Periode entlang auf einer durchschnittlichen Höhe von jährlich 2 Liedern hält.

Demgegenüber steht nun die Gedankenlyrik mit 220 Nummern im ganzen. Sie tritt zuerst nur in den beiden Jahren 1773 und 1774 stärker hervor mit je 9 Gedichten: Mahomet, Adler und Taube, Es hatt ein Knab, Flieh Täubchen flieh u. a. sowie: Der Tempel ist euch aufgebaut, Spute dich Kronos, Gut! brav mein Herr, Zwischen Lavater und Basedow usw. Dann geht sie in ruhigem Gleichlauf weiter bis 1814. Der ersten Periode gehören nicht mehr als 37 Gedichte an, gegen 108 Stimmungsgedichte der gleichen Zeit; in der zweiten Periode stehen schon 27 gegen 31, und in der dritten überfluten sie mit 156 alles andere. Die Jahre 1814 mit 23, 1815 mit 26, 1820 mit 18, 1826 mit 20 Nummern sind die fruchtbarsten. Es sind freilich meist kurze Spruchgedichte, die da entstanden oder zurecht gemacht wurden, um für die jeweiligen Neuausgaben der Werke möglichste Bereicherung zu schaffen.

Die Linie der Geschehnislyrik mit etwa 81 Gedichten im ganzen hat ihre ersten Höhepunkte mit je 4 Gedichten in den Jahren 1771 und 1774: Heidenröslein, Götz-Gedichte, sowie: Faust- und Egmont-Einlagen und Lilis Park. Auf die erste Periode kommen etwa 29, auf die zweite 30, auf die dritte 22 Gedichte. Ihren eigentlichen Höhepunkt

bildet das Balladenjahr 1797 mit 10 Gedichten, dann folgt 1802 mit 7: Wir singen und sagen, Rattenfänger, Bergschloß usw., und 1813 mit 5: Dem festlichen Tage (Festspielidylle für die Herzogin Luise), Eckart, Türmer, Glocke, Offene Tafel.

Eine besondere Rolle spielt die Hexameterlyrik. Sie erstreckt sich, von einem voraus- und von drei nachhinkenden Distichen abgesehen, mit 80 Nummern über die zwei Jahrzehnte von 1780 bis 1800. Sie wäre zum einen Teil wohl zu Gedankenlyrik, zum andern zu Geschehnislyrik zu zählen, es schien aber zweckmäßiger, sie als „Fach für sich" zu belassen.

Der Hexameter ist Goethes eigentlicher Natur zunächst etwas durchaus Fremdes und Fernliegendes, obwohl er Klopstock schon in frühester Jugend gelesen. Ja er ist etwas, das seinem tiefsten, innersten Wesen unmittelbar zuwidergeht. Er greift ihn jedoch trotzdem auf, aber erst zu einer Zeit, da er das eigene Lied in seiner Brust stiller werden fühlt, da Hof- und Gesellschaftsverpflichtungen, auswärtige Besuche, steigende Geschäftslast ihn mehr und mehr zersplittern, ermüden, verstimmen und aus dem inneren Gleichgewicht bringen. Er greift damit ganz bewußt etwas Handwerkliches auf, etwas, das er nicht ohne weiteres noch kann, er lernt es, wie ein Instrument, das er nicht von Hause aus schon beherrscht, das seinem ganzen Rhythmusgefühl entgegen und entgegen sein muß und das er deshalb bislang völlig abgelehnt hat. Er will es nun auch können, da die Lust zu anderem erloschen, und ein Weilchen später kann er es auch und immer besser und besser.

1788/89 entstehen dann die römischen Elegien, 1793 Reineke

Fuchs, 1796 Hermann und Dorothea. Schon 1799 aber (Achilleis-Fragment) hat er offenbar jegliche Freude daran verloren, und in den ganzen letzten 32 Jahren seines Lebens negiert er den Hexameter ebenso wie in seinen ersten 32. Er war und blieb etwas Fremdes für ihn. Sobald er ihn erkannt hatte, sobald er daraus gemacht, was für ihn daraus zu machen war, ließ er ihn liegen. Was er unter Antike verstand und was er als Antike wollte, hatte er längst in seiner Form gefunden, in einer Form, die ihm und seinem Wesen mehr entsprach als der Hexameter, obgleich er allmählich weichstes Wachs für ihn geworden. Hermann und Dorothea gehört demungeachtet zu den prächtigsten Kronschätzen unserer deutschen Dichtung. Reineke Fuchs auch — aber in Faust-Versen wäre es ein Volksbuch der Weltliteratur geworden, wie wir es nun eben nicht haben.

Ein gleiches Experiment wiederholte sich im kleinen bei der Frage des Sonetts. „Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze und müßte (da) doch auch mitunter leimen," heißt es in dem bekannten „Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben" aus dem Jahre 1800. Auch hier der gleiche Widerwille gegen eine Form, nicht weil er sie nicht beherrscht, sondern weil er sie ebenso wie die Terzine im Innersten seiner Art als Kunsthandwerk, als Spielerei, als Leimerei, als unnatürlich und ungermanisch empfindet. Er versucht sich aber dennoch darin (1807) und abermals in einer Zeit tiefer, ja tiefster Erschöpfung. Schon im nächsten Jahre jedoch klingt die eigene Leier wieder, und das Sonett ist fortab ebenso abgetan als der Hexameter.

Von anderen Formen fremder Herkunft hat er der Stanze allerdings Heimatrecht bei sich gegeben, aber sie trägt trotz Ariost und Tasso in keiner Weise einen so

ausgesprochen romanischen Charakter als Sonett oder Terzine u. ä.

Um das Gesagte noch einmal zusammenzufassen: so steht im ersten Drittel von Goethes Schaffen die Stimmungslyrik in ganzer Breite im Vordergrund. An allen Ecken rinnt und quillt es von kleinen Quellen und zieht in breitem Fluß durch heiteres Gartengelände dahin. Dann verengt sich der Lauf zusehends, verrinnt, taucht wieder auf, versickert abermals und geht durch das letzte Drittel wie ein kleiner stiller Bach, der sich durch immer höher werdendes Hügelland hindurch sucht.

Die Gedankenlyrik bietet das umgekehrte Bild. Anfänglich zurückgedrängt von Stimmungslyrik, steigt sie in dem Maße, in dem diese schweigsamer wird.

Die Geschehnislyrik, die zahlenmäßig sehr zurücksteht, verteilt sich hingegen fast ganz gleichmäßig über die einzelnen Zeitspannen.

Das Gesamtwerk seiner Lyrik weist in den 68 Jahren kein eigentliches Nulljahr auf, kein Jahr, aus dem nicht irgend etwas zu verzeichnen, wohl aber volle 7 Jahre mit jeweils nur einer Nummer, und zwar 1765, 1769, 1791, 1800, 1807, 1809, 1811, und 6 Jahre mit je nur zwei Nummern: 1786, 1793, 1794, 1803, 1804, 1832.

Der Durchschnitt beträgt 8¼. Über diesen Durchschnitt erheben sich im ganzen nur 25 Jahre von den 68; über den doppelten Durchschnitt von 16 nur 8 Jahre; über den dreifachen von 24 nur 3, und zwar 1775, 1814, 1815, dieses letzte mit der Höchstzahl von 30 Nummern.

Die Linie der Stimmungslyrik weist 46 Plus- und 22 Nulljahre auf, die der Gedankenlyrik hinwieder 51 Plus- und nur

17 Nulljahre. Die Geschehnislyrik 38 und 30, die Hexameterlyrik 21 und 47. Eine andere Datierung könnte hier vielleicht Verschiebungen hervorrufen. Die Chronologie, auf der diese Ausrechnungen beruhen, geht jedoch auf die sorgfältigen Feststellungen der einschlägigen Forschung, ganz besonders auf die großen Werke von Goedeke und Gräf zurück und auf Verarbeitung der Chronologie der vorliegenden Ausgabe.

★

Wir haben keinen zweiten Dichter von derart erstaunlicher Lebensfülle und immer neu aufquellender Schaffenskraft, selbst im höchsten Alter noch. Wir haben außer Goethe keinen zweiten, der so frei, so unabhängig, so unberührt von all dem Fremden und Welschen dastünde, das seit Jahrhunderten auf allen Gebieten wie Ketten über uns lag, keinen, der so germanisch autochthon, so naturgeboren das Wesen unseres Volkscharakters verkörperte und widerspiegelte — sowohl in seiner Großzügigkeit, wie in seiner Kleinzügigkeit, sowohl in seiner Heimatfreude, wie in seinem Weltdrang. Wofür in frühen Zeiten Hutten und Sickingen ihr Leben eingesetzt, was Luther auf kirchlichem Gebiet vollbrachte: die Befreiung vom jahrhundertlangen Druck romanischen Dogmas, was Gottsched dann vollbewußt auf sprachlichem Gebiet anbahnte, Lessing auf kritischem: Selbständigwerdung unseres deutschen Volkes, Abschüttelung der ewigen Gebundenheit durch romanische Kultur und Kunst, Goethe erringt es in kampflosem Siege auf menschlichem und dichterischem Gebiet, und Bismarck vollendet es endgültig auch auf politischem.

Frankfurt

1756–1765

Bei dem erfreulichen
Anbruche des 1757. Jahres wollte
seinen hochgeehrtesten und herzlich geliebten
Großeltern
die Gesinnungen kindlicher Hochachtung und
Liebe durch folgende Segenswünsche
zu erkennen geben
derselben treugehorsamster Enkel
Johann Wolfgang Goethe

Erhabner Großpapa!
Ein Neues Jahr erscheint,
Drum muß ich meine Pflicht und Schuldigkeit entrichten,
Die Ehrfurcht heißt mich hier aus reinem Herzen dichten,
So schlecht es aber ist, so gut ist es gemeint.
Gott, der die Zeit erneut, erneure auch Ihr Glück,
Und kröne Sie dies Jahr mit stetem Wohlergehen;
Ihr Wohlsein müsse lang' so fest wie Zedern stehen,
Ihr Tun begleite stets ein günstiges Geschick;
Ihr Haus sei wie bisher des Segens Sammelplatz,
Und lasse Sie noch spät Möninens Ruder führen,
Gesundheit müsse Sie bis an Ihr Ende zieren,
Denn diese ist gewiß der allergrößte Schatz.

Erhabne Großmama!
Des Jahres erster Tag
Erweckt in meiner Brust ein zärtliches Empfinden,
Und heißt mich ebenfalls Sie jetzo anzubinden
Mit Versen, die vielleicht kein Kenner lesen mag;
Indessen hören Sie die schlechten Zeilen an,
Indem sie wie mein Wunsch aus wahrer Liebe fließen.
Der Segen müsse sich heut' über Sie ergießen,
Der Höchste schütze Sie, wie er bisher getan.
Er wolle Ihnen stets, was Sie sich wünschen, geben,
Und lasse Sie noch oft ein Neues Jahr erleben.
Dies sind die Erstlinge, die Sie anheut empfangen,
Die Feder wird hinfort mehr Fertigkeit erlangen.

Bei diesem neuen Jahreswechsel
überreicht seinen verehrungswürdigen
Großeltern
dieses Opfer aus kindlicher Hochachtung
Joh. Wolfgang Goethe
den 1. Jenner 1762

Großeltern, da dies Jahr heut' seinen Anfang nimmt,
So nehmt auch dieses an, das ich vor Euch bestimmt,
Und ob Apollo schon mir nicht geneigt gewesen,
So würdiget es doch nur einmal durchzulesen.
Ich wünsch' aus kindlichem gehorsamen Gemüte
Euch alles Glück und Heil von Gottes Hand und Güte,
Sein guter Engel sei bei Euch in aller Zeit.
Er geb' Euch das Geleit in Widerwärtigkeit

Sowohl als in dem Glück, und lass' Euch lang' noch leben,
Daß Ihr Urenkeln noch den Segen könnet geben.
Dies schreibt der älteste von Eurer Töchter Söhnen,
Um sich auch nach und nach zu denken angewöhnen,
Und zeigt ingleichen hier mit diesen Zeilen an,
Was er dies Jahr hindurch im Schreiben hat getan.
Wenn mich bis übers Jahr die Parzen schonen täten,
Wie gerne wollt' ich denn mit fremder Zunge reden.

Poetische Gedanken

über die

Höllenfahrt Jesu Christi

Auf Verlangen entworfen von J. W. G.

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch die Himmel.
Ein großes Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt von tausend Millionen
Steigt Gottes Sohn von seinen Thronen
Und eilt an jenen finstern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern;
Als Richter kommt er und als Held.
Er geht, und alle Sterne zittern.
Die Sonne bebt. Es bebt die Welt.

Ich seh' ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fortgetragen,
Den, der für uns am Kreuze starb.

Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den er für uns erwarb.
Er kommt, die Hölle zu zerstören,
Die schon sein Tod darniederschlug;
Sie soll von ihm ihr Urteil hören.
Hört! Jetzt erfüllet sich der Fluch.

Die Hölle sieht den Sieger kommen,
Sie fühlt sich ihre Macht genommen.
Sie bebt und scheut sein Angesicht.
Sie kennet seines Donners Schrecken.
Sie sucht umsonst, sich zu verstecken.
Sie sucht zu fliehn und kann es nicht.
Sie eilt vergebens, sich zu retten
Und sich dem Richter zu entziehn,
Der Zorn des Herrn, gleich ehrnen Ketten,
Hält ihren Fuß, sie kann nicht fliehn.

Hier lieget der zertretne Drache,
Er liegt und fühlt des Höchsten Rache,
Er fühlet sie und knirscht vor Wut.
Er fühlt der ganzen Hölle Qualen,
Er ächzt und heult bei tausend Malen:
Vernichte mich, o heiße Glut!
Da liegt er in dem Flammenmeere,
Ihn foltern ewig Angst und Pein.
Er flucht, daß ihn die Qual verzehre,
Und hört, die Qual soll ewig sein.

Auch hier sind jene große Scharen,
Die mit ihm gleichen Lasters waren,
Doch lange nicht so bös als er.
Hier liegt die ungezählte Menge,

In schwarzem schrecklichen Gedränge,
Im Feuerorkan um ihn her.
Er sieht, wie sie den Richter scheuen,
Er sieht, wie sie der Sturm zerfrißt.
Er sieht's und kann sich doch nicht freuen,
Weil seine Pein noch größer ist.

Des Menschen Sohn steigt im Triumphe
Hinab zum schwarzen Höllensumpfe
Und zeigt dort seine Herrlichkeit.
Die Hölle kann den Glanz nicht tragen,
Seit ihren ersten Schöpfungstagen
Beherrschte sie die Dunkelheit.
Sie lag entfernt von allem Lichte,
Erfüllt von Qual im Chaos hier.
Den Strahl von seinem Angesichte
Verwandte Gott auf stets von ihr.

Jetzt siehet sie in ihren Grenzen
Die Herrlichkeit des Sohnes glänzen,
Die fürchterliche Majestät.
Sie sieht mit Donnern ihn umgeben,
Sie sieht, daß alle Felsen beben,
Wie Gott im Grimme vor ihr steht.
Sie sieht's: er kommet, sie zu richten,
Sie fühlt den Schmerzen, der sie plagt;
Sie wünscht umsonst, sich zu vernichten.
Auch dieser Trost bleibt ihr versagt.

Nun denkt sie an ihr altes Glücke,
Voll Pein an jene Zeit zurücke,
Da dieser Glanz ihr Lust gebar;
Da noch ihr Herz im Stand der Tugend,
Ihr froher Geist in frischer Jugend

Und stets voll neuer Wonne war.
Sie denkt mit Wut an ihr Verbrechen,
Wie sie die Menschen kühn betrog.
Sie dachte sich an Gott zu rächen,
Jetzt fühlt sie, was es nach sich zog.

Gott ward ein Mensch. Er kam auf Erden.
Auch dieser soll mein Opfer werden,
Sprach Satanas und freute sich.
Er suchte Christum zu verderben,
Der Welten Schöpfer sollte sterben.
Doch weh dir, Satan, ewiglich!
Du glaubtest ihn zu überwinden,
Du freutest dich bei seiner Not.
Doch siegreich kommt er, dich zu binden.
Wo ist dein Stachel hin, o Tod?

Sprich, Hölle! Sprich, wo ist dein Siegen?
Sieh nur, wie deine Mächte liegen.
Erkennst du bald des Höchsten Macht?
Sieh, Satan! Sieh dein Reich zerstöret.
Von tausendfacher Qual beschweret,
Liegst du in ewig finstrer Nacht.
Da liegst du wie vom Blitz getroffen.
Kein Schein vom Glück erfreuet dich.
Es ist umsonst. Du darfst nichts hoffen,
Messias starb allein für mich!

Es steigt ein Heulen durch die Lüfte,
Schnell wanken jene schwarze Grüfte,
Als Christus sich der Hölle zeigt.
Sie knirscht aus Wut; doch ihrem Wüten
Kann unser großer Held gebieten;
Er winkt, die ganze Hölle schweigt.

Der Donner rollt vor seiner Stimme.
Die hohe Siegesfahne weht.
Selbst Engel zittern vor dem Grimme,
Wann Christus zum Gerichte geht.

Jetzt spricht er; Donner ist sein Sprechen,
Er spricht, und alle Felsen brechen.
Sein Atem ist dem Feuer gleich.
So spricht er: Zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden euch verfluchte,
Kommt und zerstöret euer Reich.
Seht auf! Ihr waret meine Kinder,
Ihr habt euch wider mich empört.
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn, der euch gehört.

Ihr wurdet meine größten Feinde,
Verführtet meine liebsten Freunde.
Die Menschen fielen so wie ihr.
Ihr wolltet ewig sie verderben.
Des Todes sollten alle sterben.
Doch, heulet! Ich erwarb sie mir.
Für sie bin ich herabgegangen,
Ich litt, ich bat, ich starb für sie.
Ihr sollt nicht euren Zweck erlangen.
Wer an mich glaubt, der stirbet nie.

Hier lieget ihr in ew'gen Ketten,
Nichts kann euch aus dem Pfuhl erretten,
Nicht Reue, nicht Verwegenheit.
Da liegt, krümmt euch in Schwefelflammen!
Ihr eiltet, euch selbst zu verdammen,
Da liegt und klagt in Ewigkeit!
Auch ihr, so ich mir auserkoren,

Auch ihr verscherztet meine Huld;
Auch ihr seid ewiglich verloren,
Ihr murret? Gebt mir keine Schuld.

Ihr solltet ewig mit mir leben,
Euch ward hierzu mein Wort gegeben,
Ihr sündigtet und folgtet nicht.
Ihr lebtet in dem Sündenschlafe.
Nun quält euch die gerechte Strafe,
Ihr fühlt mein schreckliches Gericht. —
So sprach er, und ein furchtbar Wetter
Geht von ihm aus. Die Blitze glühn.
Der Donner faßt die Übertreter
Und stürzt sie in den Abgrund hin.

Der Gott-Mensch schließt der Höllen Pforten,
Er schwingt sich aus den dunklen Orten
In seine Herrlichkeit zurück.
Er sitzet an des Vaters Seiten,
Er will noch immer für uns streiten.
Er will's! O Freunde! Welches Glück!
Der Engel feierliche Chöre,
Die jauchzen vor dem großen Gott,
Daß es die ganze Schöpfung höre:
Groß ist der Herr Gott Zebaoth!

In das Stammbuch von Friedrich Maximilian Moors

Frankfurt, den 28. August 1765

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,

Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.
(Risum teneatis, amici! Horatius.)

*

Es hat der Autor, wenn er schreibt,
So was Gewisses, das ihn treibt;
Der Trieb zog auch den Alexander
Und alle Helden miteinander.
Drum schreib' ich auch allhier mich ein:
Ich möcht' nicht gern vergessen sein.

In das Güldne Schatzkästlein der Mutter

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset.
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinkt.
Auf daß ihr meiner nicht vergesset,
Auf daß nicht euer Glaube sinkt.
Bei diesem Wein, bei diesem Brot
Erinnert euch an meinen Tod.

Zum Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht setzte dieses seiner geliebtesten Mutter

Frankfurt, den 30. Sept. 1765 J. W. Goethe

Leipzig

1765–1768

Aus Briefen der Leipziger Studienzeit

An Johann Jakob Riese

21. Oktober 1765

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit atmend, wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

An denselben

30. Oktober—8. November 1765

Die Versart, die dem Mädchen wohlgefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte,
Die Versart, die der große Schlegel selbst
Und meist die Kritiker fürs Trauerspiel
Die schicklichste und die bequemste halten,
Die Versart, die den meisten nicht gefällt,
Den meisten, deren Ohr sechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt — Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel
Zu enden. Doch was schreib' ich viel davon?
Die Ohren gellten dir gar manchesmal
Von meinen Versen wider; drum, mein Freund,
Erzähl' ich dir was Angenehmeres.

Ich schaute Gellerten, Gottscheden auch,
Und eile jetzt, sie treu dir zu beschreiben.

Gottsched, ein Mann, so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes, der, zu Gad im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze pariſische Schuhe.
Wollt' ich recht ihn beschreiben, so müßt' ich mit einem Exempel
Seine Gestalt dir vergleichen; doch dieses wäre vergebens.
Wandeltest du, Geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf bis zu dem Untergang nieder,
Würdest du dennoch nicht einen, der Gottscheden ähnlichte,
Lange hab' ich gedacht und endlich Mittel gefunden, [finden.
Dir ihn zu beschreiben; doch lache nicht meiner, Geliebter!
Humano capiti cervicem jungens equinam
Derisus a Flacco non sine jure fuit.
Hinc ego Koelbeliis imponens pedibus magnis,
Immane corpus crassasque scapulas Augsti
Et magna magni brachiaque manusque Rolandi,
Addensque tumidum morosi Rostii caput.
Ridebor forsan? Ne rideatis, amici!
Dies ist das wahre Bild von diesem großen Mann,
So gut, als ich es nur durchs Beispiel geben kann.
Nun nimm, geliebter Freund, die jetzt beschriebnen Stücke,
So zeiget, glaub' es mir, sich Gottsched deinem Blicke.
Ich sah den großen Mann auf dem Katheder stehn,
Ich hörte, was er sprach, und muß es dir gestehn:
Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch steht er gleich den Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.
Genug, er sagte viel von seinem Kabinette,
Wie vieles Geld ihn das und jen's gekostet hätte.

*

— — — — — — Zu was will er ein Mädchen?
Um die rhetorischen Figuren auszuüben

Und nach der neusten Art recht Hübnerisch zu lieben,
Zu sehn, ob die Protase ein hartes Herz erweicht,
Zu sehn, ob man durch Regeln der Liebe Zweck erreicht,
Zu sehn, ob Mimesis, die Ploke, die Sarkasmen
So voller Reizung sind wie Neukirchs Pleonasmen
Und ob er in dem Tone, wie er den Ulfo singt,
Mit des Corvinus Versen das Herz der Schönen zwingt
Und ob — mein Blatt ist voll, ich werde schließen müssen.
Die Mädchen eurer Stadt und Kehren sollt ihr grüßen.

An Kornelia Goethe

7. Dezember 1765

Wenn man sie in ein Kloster steckte
Und ihr Gesicht mit einem Schleier deckte —
  Dies könnte wohl zu ihrem Vorteil sein.
Den Reiz, der ihr jetzt fehlt, kann neue Tracht ihr geben;
Da kann sie immer einsam leben,
  Sie ist ja gern allein.

*

Das Ende krönt jetzt die vergangne Zeiten,
Wer einmal glitt, wird leichte zweimal gleiten.
Kind, die Exequien, die waren wirklich schön,
Wer wird nicht den Verstand der klugen Domherrn sehn?
Er, der aus Sparsamkeit oft, was er war, vergaß,
Der Wasser trank und harte Eier aß,
Der, dessen Lehre
War: daß der Fürsten Ehre
Allein im vollen Beutel wäre,
Er, der gesparet statt gekriegt,
Er, den kein leerer Pracht vergnügt —

Der würde sich im Grabe wenden,
Wollt' man nach seinem Tod so ohne Not verschwenden.

*

Ich schreibe jetzt von meinem Belsazer.
Fast ist der letzte Aufzug auch so weit,
Als wie die andern sind. Doch wiss' du das:
In Versen, wie hier die, verfertigt' ich
Die fünfte Handlung. Dieses, Schwester, ist
Das Versmaß, das der Brite braucht, wenn er
Auf dem Kothurn im Trauerspiele geht.
Jetzt steh' ich still und denk' den Fehlern nach,
Den Fehlern, die so häufig sind, wie hier
Studenten sind. Da denk' ich nach, und die
Verbess'r' ich. Dir schick ich vielleicht einmal
Etwas davon, wie auch von dem, was ich
Sonst noch in Versen schrieb. Jetzt lebe wohl.
Grüß' mir die Mutter, sprich, sie soll verzeihn,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag' ihr
Das, was sie weiß, — daß ich sie ehre. Sag's,
Daß nie mein kindlich Herz, von Liebe voll,
Die Schuldigkeit vergißt. Und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten, eh' ich selbst
Erkalte.

An Johann Jakob Riese

28. April 1766

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

*

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,

Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephyr, der, mich zu erfrischen,
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entrissne Blüten fort.
Voll Zittern flieh' ich dann den Ort,
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern.

★

Er sucht die Ursach' zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und sieht mir ins Gesicht.
Doch wie kann er die Ursach' finden?
Ich weiß sie selbsten nicht.

★

Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligtume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.

Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wieviel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf, den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

A Song over the Unconfidence towards myself

To Dr. Schlosser

Thou knowst how happily thy friend
Walks upon florid ways;
Thou knowst how heavens bounteous hand
Leads him to golden days.

But hah! a cruel enemy
  Destroies all that bless;
In moments of melancholy
  Flies all my happiness.

Then fogs of doubt do fill my mind
  With deep obscurity;
I search myself, and cannot find
  A spark of worth in me.

When tender friends, to tender kiss,
  Run up with open arms,
I think I merit not that bliss,
  That like a kiss me warmeth.

Hah! when my child "I love thee" said
  And gave the kiss I sought,
Then I — forgive me, tender maid —
  She is a false one, thought.

She cannot love a peevish boy,
  She with her godlike face.
O could I, friend, that thought destroy,
  It leads the golden days.

Another thought is misfortune,
  Is death and night to me,
I hum no supportable tune,
  I can no poet be.

When to the altar of the Nine
  A triste incense I bring,
I beg let poetry be mine,
  O sisters, let me sing.

But when they then my prayer not hear,
I break my whisp'ring lyre;
Then from my eyes runs down a tear,
Extinguish th' incensed fire.

Then curse I, friend, the fated sky,
And from th' altar I fly;
And to my friends aloud I cry
Be happier than I.

Aus einem Briefe an Augustin Trapp

2. Juni 1766

Muller — je suis fâché de ce malicieux!
Ce n'est plus cet ami si tendre en ses adieux,
Qui m'aimant autrefois relevoit ma foiblesse,
Se joignit à ma joie et chassa ma tristesse.
Aujourd'hui tout changé, il rit de mes soupirs,
Et dans un noir chagrin fait changer mes plaisirs.
Jamais il ne m'écrit des nouvelles agréables,
Sans qu'il y fasse entrer un récit qui m'accable,
Et qui d'un coup méchant, adroitement porté,
Ne m'ôte le bonheur que lui-même a donné.
Le cruel! Il connoît mon cœur sensible et tendre,
Il connoît le repos qu'il y pourroit répandre,
Il sait bien qu'un ami s'il ne peut nous aider,
Devroit en nous plaignant pourtant nous soulager.
Le fait-il? Oh que non! ma douleur est extrême;
Je suis foible, il est vrai. Est-on fort quand on aime?
Mais il ne cherche rien que de combler mes maux,
Il me dit en riant: Ha, tu as des rivaux!
Je ne le sais que trop, sans qu'il le dise encore.

Tout qui la vit l'admire, qui la connoît l'adore.
Mais faut-il éveiller l'idée pleine d'effroi:
Un rival est plus digne de cet enfant que moi?
Soit! Si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! Que l'amour soit mon maître!
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider,
Au sommet du bonheur par lui je vais monter.
Au sommet de la science monté par l'industrie,
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie,
Et viens voir, en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonheur. —
Mais il faut jusque-là que votre main m'assiste.
Laissez parler toujours ce docte moraliste!
Écrivez-moi! Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? ou m'a-t-il oublié?
Ah, ne me cachez rien, qu'il m'élève ou m'accable.
Un poignard de sa main me seroit agréable.
Ecrivez! C'est alors que de mon cœur chéri,
Comme elle est mon amante, vous serez mon ami.

Aus einem Briefe an Behrisch

12. Oktober 1766

What pleasure, God! of like a flame to born,
A virteous fire, that ne'er to vice can turn.
What volupty! when trembling in my arms,
The bosom of my maid, my bosom warmeth!
Perpetual kisses of her lips o'erflow,
In holy embrace mighty virtue shew.
When I then, rapt, in never felt extase,
My maid! I say, and she, my dearest! says.
When then, my heart, of love and virtue hot,
Cries: come ye angels! Come! See and envy me not.

Vaudeville à Mr. Pfeil

Leipsic, ce 13 d'Octobre 1766

Otez-moi la grammaire!
Dit autrefois Monsieur le Sot.
Si le Poitevin et son frère
Le Peplier veulent me plaire,
Il faut qu'ils me laissent en repos.

Les règles de ces drôles
Si sottement barbouillées
Sont bonnes dans les écoles,
Pour exercer les épaules
Et la tête des pauvres écoliers.

Madame Déesse Grammaire
En entendant ces discours,
Me dicta dans sa colère
L'arrêt, l'arrêt si sévère,
Que j'aurai à pleurer toujours:

Que ta prose de fautes fertile,
Que sans attraits soient tes vers
Et que ton maigre style
Te rende ridicule
A la belle à laquelle tu sers.

Grandprêtre de cette déesse,
Pfeil! viens me prêter ton secours,
Afin que ma maîtresse
En vengeant ta déesse
Ne me fasse finir mes jours.

Va t'en porter à la dame
Avec des dus encens
Le repentir de mon âme.
Dis-lui que je me blâme
De l'avoir haïe céans.

Et lorsqu'elle me pardonne,
Va demander en mon nom,
Qu'elle soit la façon la plus bonne,
De firmer de ma personne
Avec elle la plus forte union.

A Monsieur le Général-Major de Hoffmann

au sujet de la mort de Madame son Épouse

La mort, en sortant du Tartare,
Voulant que l'univers sentît
La pesanteur de son courroux barbare,
Se mit
A dépeupler du fléau de la guerre
La terre,
Et vit
Avec plaisir tous les champs inondés
De sang, et dans le sang baignés
Les malheureux,
Frondés par le tonnerre
Dans la poussière.
Les feux
Du meurtre et du carnage
Éteints enfin,
La mort frémit de rage,

Voyant le genre humain
En sûreté
De n'être pas fauché
Comme autrefois par millions.
Otons,
Dit-elle, ôtons leur
Ce bonheur.
Si autrefois je frappois mille,
Frappons à l'avenir un seul qui vaudra mille.
Elle le dit,
On vit
Bientôt familles désolées
Pleurer autour d'un mausolée
D'un père vertueux,
D'un fils l'espoir de sa patrie
Et d'autres dont la vie
Ne dut que tard être finie.
Combien vit-on de malheureux!
Et ce spectre hideux,
Tout content de sa proie,
Va dedans les enfers
Aux ennemis de l'univers
Porter sa joie. —
D'un tel coup ton épouse tomba,
Et ce trépas
Désola sa famille.
Mais elle n'en eut point d'effroi:
Car en perdant ici le monde et toi
Elle trouve là-haut et le ciel et sa fille.

An Karoline Schulze

Leipzig, Mai 1767

O du, die in dem Heiligtum
Der Grazien verdient zu glänzen,
Auch ohngebeten krönt der Ruhm
Dich mit den besten Kränzen;
Doch soll des Lobes Melodie
Dir immer gleich erschallen,
So gib dir nicht vergebne Müh,
Durch Tanzen zu gefallen.

Aus einem Briefe an Kornelia Goethe

Leipzig, den 11. Mai 1767

Von kalten Weisen rings umgeben
Sing' ich, was heiße Liebe sei;
Ich sing' vom süßen Saft der Reben
Und Wasser trink' ich oft dabei.

★

En fait d'amour un favori des muses
Est un astre, vers qui le sentiment humain
Dresseroit d'ici bas son télescope en vain.
Sa sphère est au-dessus de toute intelligence,
L'illusion nous frappe autant que l'existence,
Et par le sentiment suffisamment heureux
De l'amour seulement nous sommes amoureux.
Ainsi le fantastique a droit sur notre hommage,
Et nos feux pour objet ne veulent qu'une image.

Oui, nous l'aimons avec autant de volupté,
Que le vulgaire en trouve à la réalité.
La réalité même est moins satisfaisante.
Sous une même forme elle se réprésente.
Mais une Iris en l'air en prend mille en un jour,
Et la mienne est bergère et nymphe tour à tour,
Brune ou blonde, coquette ou prude, fille ou veuve,
Et, comme tu crois bien, fidèle à toute épreuve.

An meine Mutter

Leipzig, Mai 1767

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
Solang' dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Bruſt
Entwichen. Nein, ſo wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus ſeiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit ſtürm'ſchen Wellen bald, mit ſanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Bruſt, obgleich des Lebens Strom
Vom Schmerz gepeitſcht bald ſtürmend drüberfließt
Und von der Freude bald geſtreichelt ſtill
Sie deckt und ſie verhindert, daß ſie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

An den Kuchenbäcker Hendel

O Hendel, dessen Ruhm von Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Briten emsig suchen:
Mit schöpf'rischem Genie originelle Kuchen.
Des Kaffees Ozean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Hendel hier sein Glück
Und raubte dem Kothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb'! dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Hendeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Annette

Leipzig 1767

An Annetten

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freunden,
Doch keiner nach der Liebsten;
Warum sollt' ich, Annette,
Die du mir Gottheit, Muse,
Und Freund mir bist, und alles,
Dies Buch nicht auch nach deinem
Geliebten Namen nennen?

Ziblis

Eine Erzählung

Mädchen, setzt euch zu mir nieder,
Niemand stört hier unsre Ruh,
Seht es kommt der Frühling wieder,
Weckt die Blumen und die Lieder,
Ihn zu ehren hört mir zu.

Weise, strenge Mütter lehren:
Mädchen, flieht der Männer List.
Und doch laßt ihr euch betören!
Hört, ihr sollt ein Beispiel hören,
Wer am meisten furchtbar ist.

Ziblis jung und schön, zur Liebe,
Zu der Zärtlichkeit gemacht,
Floh aus rauhem wilden Triebe,
Nicht aus Tugend alle Liebe,
Ihre Freude war die Jagd.

Als sie einst tief im Gesträuche
Sorglos froh ein Liedchen sang,
Ward sie blaß wie eine Leiche,
Da aus einer alten Eiche
Ein gehörnter Waldgott sprang.

Zärtlich lacht das Ungeheuer,
Ziblis wendet ihr Gesicht,
Läuft, doch der gehörnte Freier
Springt ihr wie ein hüpfend Feuer
Nach, und ruft: O flieh mich nicht.

Schrein kann niemals überwinden.
Sie lief schneller, er ihr nach.
Endlich kam sie zu den Gründen,
Da wo unter jungen Linden
Emiren am Wasser lag.

Hilf mir! rief sie. Er voll Freude,
Daß er so die Nymphe sah,
Stand bewaffnet zu dem Streite
Mit dem Ast der nächsten Weide,
Als der Waldgott kam, schon da.

Der trat näher, ihn zu höhnen,
Und ging schnell den Zweikampf ein.
Sie erbebt für Emirenen.
Immer wird das Herz der Schönen
Auf des Schönen Seite sein.

Seinen Feind im Sand zu höhnen,
Regt sich Fuß, und Arm, und Hand,
Bald mit Stoßen, bald mit Dehnen.
Liebe stärkt die Kraft der Sehnen,
Beide waren gleich entbrannt.

Endlich sinkt der Faun zur Erden,
Denn ihn traf ein harter Streich.
Gräßlich zerrt er die Gebärden;
Emiren, ihn los zu werden,
Wirft ihn in den nächsten Teich.

Ziblis lag mit matten Blicken,
Da der Sieger kam, im Gras.
Wird's ihm ihr zu helfen glücken?
Leicht sind Mädchen zu erquicken,
Oft ist ihre Krankheit Spaß.

Sie erhebt sich. Neues Leben
Gibt ein heißer Kuß ihr gleich.
Doch, der einen schon gegeben,
Sollte nicht nach mehrern streben?
Das sieht einem Märchen gleich.

Wartet nur. Es folgten Küsse
Hundertweis'; sie schmeckten ihr.
Ja die Mäulchen schmecken süße.
Und bei Ziblis waren diese
Gar die ersten. Glaubt es mir.

Darum sog mit langen Zügen
Sie begierig immer mehr.
Endlich trunken von Vergnügen,
Ward dem Emiren das Siegen,
Wie ihr denken könnt, nicht schwer.

Mädchen, fürchtet rauher Leute
Buhlerische Wollust nie.
Die im ehrfurchtsvollen Kleide
Viel von unschuldsvoller Freude
Reden, Mädchen, fürchtet die.

Wacht, denn da ist nichts zu scherzen.
Seid viel lieber klug als kalt.
Zittert stets für eure Herzen.
Hat man einmal diese Herzen;
Ha! das andre hat man bald.

Lyde

Eine Erzählung

Euer Beifall macht mich freier,
Mädchen, hört ein neues Lied.
Doch verzeiht, wenn meine Leier
Nicht von jenem heil'gen Feuer
Der geweihten Dichter glüht.

Hört von mir, was wenig' wissen,
Hört's, und denket nach dabei:
Daß, wenn zwei sich zärtlich küssen,
Gern sich sehn und ungern missen,
Es nicht stets aus Liebe sei.

Lyde brannt' von einem Blicke
Für Aminen, er für sie;
Doch ein widriges Geschicke
Hinderte noch beider Glücke:
Ihre Eltern schliefen nie.

Wachsamkeit wird euch nichts taugen
Wenn die Töchter unser sind;
Eltern, habet hundert Augen,
Mädchen, wenn sie List gebrauchen,
Machen hundert Augen blind.

Listig hofft sie eine Stunde
Ihre Wächter los zu sein.
Endlich kommt die Schäferstunde,
Und von ihrem heißen Munde
Saugt Amin die Wollust ein.

So genoß entfernt vom Neide
Er noch manchen süßen Kuß.
Doch er ward so vieler Beute
Überdrüssig. Jede Freude
Endigt sich mit dem Genuß.

Ist wohl bei des Blutes Wallen,
Denkt er, immer Liebe da?
Liebt sie mich denn wohl vor allen?
Oder hab ich ihr gefallen,
Weil sie mich am ersten sah?

Einst spricht er, dies auszuspüren:
Ach, wie quält mein Vater mich!
Fern soll ich die Herde führen —
Himmel! Dich soll ich verlieren!
Ha! Das Leben eh'r als dich.

Liebste, nein, ich komme wieder,
Doch, der beste Freund von mir
(Hier sah sie zur Erde nieder)
Singet angenehme Lieder,
Diesen Freund, den lass' ich dir.

Lyde denkt an keine Tücke,
Weint, und geht es weinend ein.
Ungern flieht Amin sein Glücke,
Listig bleibt der Freund zurücke,
Oft ist er mit ihr allein.

Viel singt er von Glut und Liebe,
Sie wird feurig, er wird kühn.
Sie empfindet neue Triebe,
Und Gelegenheit macht Diebe.
Endlich — Gute Nacht, Amin.

Kinder, seht, da müßt ihr wachen,
Euch vom Irrtum zu befrein.
Glaubet nie den Schein der Sachen,
Sucht euch ja gewiß zu machen,
Eh' ihr glaubt geliebt zu sein.

Kunst, die Spröden zu fangen

Erste Erzählung

Verzweifelt nicht, ihr Jünglinge, wenn eure Mädchen spröde sind. Niemals hat noch die Kälte der mütterlichen Lehren ein weibliches Herz so zu Eise gehärtet, daß es der alles erwärmende Hauch der Liebe nicht hätte zerschmelzen sollen.

Hört, was mir mein Freund erzählte, dem ich sonst viel glaube.

Ich liebte ein Mädchen recht feurig, recht zärtlich; aber sie floh die Jünglinge und die Liebe, weil ihr die Mutter die Jünglinge und die Liebe sehr fürchterlich gemalt hatte. Das schreckte mich nicht ab, es machte mich nur behutsam.

Ich seh's, du kennst sie nicht die Liebe,
dacht' ich,
Denn wer sie kennt, der flieht sie nicht.
Wie leicht wird's sein, dich zu entzünden,
Da du so unerfahren bist?
Die Liebe sollst du bald empfinden,
Und sollst nicht wissen, daß sie's ist.

Wenn ich sie im Haine antraf, redete ich sie ganz trocken an. Meine Kälte betrog sie, daß sie nicht floh, und mit sich reden ließ. Ich sagte ihr viel von erhabnen Empfindungen, die ich Freundschaft nannte; leicht gewann ich da ihre Vertraulichkeit.

Dem Mädchen ward nebst andern Gaben
Viel feuriges Gefühl geschenkt,
Da meint's, es denke gleich erhaben,
Da es doch nichts als feurig denkt.

Ich ward ihr Freund, sie meine Freundin. Mein Umgang fing an, ihr täglich weniger gleichgültig zu werden. Sie freuete sich, wenn ich kam, und betrübte sich, wenn ich ging.

Was bei des Jünglings Blicken
Ein jedes Mädchen fühlt,
War das, was mit Entzücken
Sie nur für Freundschaft hielt.

Ich war oft mit ihr alleine gewesen, doch hatte ich es nicht wagen dürfen, die Lehren der Mutter mit Gewalt anzugreifen. Nach und nach suchte ich sie mit List zu untergraben. Seit einiger Zeit war ich ihr Lehrer geworden, hatte sie viel Gutes gelehrt; und dem Liebhaber glaubt ein Mädchen immer mehr als der Mutter. Da fing sie an zu zweifeln, ob auch die Mutter immer möchte wahr geredet haben. Das merkte ich, und wußte ihre Zweifel zu nähren.

Einst saß sie, meinen Lehrern
Aufmerksam zuzuhören;

Da sprach ich: Du mußt wissen,
Daß auch die Freunde küssen,
Die Freunde so wie ich und du —
Ich wagt' es — und sie ließ es zu.

Da ich den ersten so leicht erhalten hatte, konnte ich noch eher auf den zweeten hoffen.

Nie schmeckt ein Mädchen einen Kuß,
Die sich nicht nach dem zweeten sehnte.
Oft wiederholt' ich meinen Kuß,
Daß sie sich bald daran gewöhnte.
Wenn ich sie sah und sie nicht küßte,
Sprach gleich ihr Blick, daß sie etwas vermißte.

Der glückliche Fortgang meiner Eroberungen machte mich stolz, und wer stolz ist, ist kühn.

So schwer ist's nicht, wie ich geglaubt,
Dem Mädchen eine Gunst zu rauben;
Hat sie uns nur erst eins erlaubt,
Das andre wird sie schon erlauben.

Sobald ich sie wiedersah, redete ich feuriger, küßte ich sie feuriger als sonst. Ich sah, daß sie bewegt ward.

Da wagt's mein Arm, sie zu umschließen.
Sie ließ es zu.
Da wagt's mein Mund, die weiße Brust zu küssen.
Sie ließ es zu.
Doch eilends sprang sie auf. Dich werd' ich
fliehen müssen,
Gefährlicher! rief sie, und ließ nichts weiter zu,
Und floh. So weit gelang mir mein Bemühen.
Ich folg' ihr langsam, da sie flieht;
Denn eher wird sie bei dem Fliehen,
Als ich bei dem Verfolgen müd.

Zwote Erzählung

Es ist kein Mädchen so listig, so vorsichtig, das nicht von einem listigen Jünglinge könnte gefangen werden. Hört, wie es Charlotten erging. Charlotte, ein weises Mädchen, die wohl wußte, warum die Jünglinge zu fürchten waren, liebte mich recht zärtlich, aber mehr noch sich selbst. Drum war sie immer zurückhaltend, immer streng gegen mich, wie es meine Annette jetzt ist, wenn sie ihre Mutter beobachtet. Wäre sie ganz klug gewesen, so hätte sie mich ganz gemieden; doch sie war zu dieser Tat zu sehr Mädchen.

Oft führt' ich sie zum Haine,
Und war mit ihr alleine,
O wie war ich erfreut!
Ist je ein Paar alleine,
Ist Amor niemals weit.

Einst saßen wir unter dem Schatten einer überhängenden Myrte, ein Becher mit Wein und ein Körbchen mit Obst stand vor uns; wir redeten von Freundschaft. Schnell flog Amor aus einer jungen Rose heraus, die halb aufgeblüht, wie ein Mädchen von funfzehn Jahren, sich die Myrte hinaufgeschlungen hatte. Ich sah ihn, das Mädchen nicht. Wie freuete ich mich, da ich seinen Bogen gespannt und seinen Köcher gefüllt sah. Nun wird er mir helfen und einen Pfeil auf ihre Brust schicken; er wird nicht abspringen, der spitzige Pfeil!

Du brauchst nicht scharf zu zielen,
Die Brust ist ohnbewehrt.
Ich hab' ihr, wie im Spielen,
Gar manches schon gelehrt,
Was ohne sich zu fühlen,
Kein junges Mädchen hört.

Aber er bleibt doch immer ein Kind, Amor. Kaum sah er die Trauben, als er schnell hinflog, eine Beere nach der andern mit einem Pfeile aufstach und aussog, wie die Bienen ihren Stachel in die Blumen stechen und Honig saugen. Da er sich satt gesogen hatte, ward er mutwillig, flog auf den Becher und schaukelte auf dem Rande. Aber einmal versah er's, der gute Amor, und fiel mit einem lauten Schrei in den Wein. Possierlich schwamm er auf dem goldnen Meere, plätscherte mit den Flügeln, ruderte mit Händen und Füßen und schrie immer. Da jammerte er mich, daß ich ihn heraushob. Was machst du? fragte das Mädchen. — Eine Biene war in den Wein gefallen, sagt' ich. Freudig dankte mir Amor und hüpfte in den Sonnenschein, da schüttelte er seine Flügel und trocknete sich. Ich sah ihm zu und bemerkte, daß sein Köcher von Pfeilen leer war. Wo sind sie? dacht' ich. — Indem fielen meine Blicke auf den Becher; da zogen sich Bläschen vom Boden herauf, wie sie der Wein aus dem Zucker zieht. Amor hatte die Pfeile im Schwimmen verloren, und nun sog der Wein das Gift aus den Spitzen. Ich habe deiner Hilfe nicht mehr nötig, Amor! — jauchzete ich, und reichte ihr den Becher und sah starr auf sie. Sie trank und sah mich an, und trank mit starken Zügen. Wie süße! seufzete sie tief, da sie den Becher niedersetzte. Ich beobachtete sie genau; eine sanfte Mattigkeit schlich durch alle ihre Glieder.

Und kraftlos sank ihr Haupt zurücke.
Erst irrten unbestimmt die Blicke
Umher und fielen dann auf mich,
Und eilten weg und kamen wieder.
Sie lächelte und schlug die Augen nieder,
Ihr fühlbar Herz empörte sich
Und schickte brennendes Verlangen
In ihren Busen, auf die Wangen,
Die Wangen glühten und der Busen stieg,
Da rief ich: Sieg! Sieg, Amor, Sieg!

Und der kleine getrocknete Prahler, als wenn er noch so viel bei der Sache getan hätte,
Rief, als er in die Lüfte stieg:
Sieg! Sieg!

Triumph der Tugend

Erste Erzählung

Von stiller Wollust eingeladen
Drang in den Tempel der Dryaden
Mit seinem Mädchen Daphnis ein,
Um zärtlich ohnbemerkt zu sein.
Des Taxus Nacht umgab den Fuß der Eichen,
Nur Vögel hüpften auf den Zweigen,
Rings um sie her lag feierliches Schweigen,
Als wären sie auf dieser Welt allein.

Sie saßen tändelnd in dem Kühlen.
Allein, dem Herzen nah, das uns so zärtlich liebt —
Wem Amor solch ein Glücke gibt,
Wird der nicht mehr als sonsten fühlen?
Und unser Paar fing bald an mehr zu fühlen.

Des Mädchens zärtlich Herz lag ganz in ihrem Blicke,
Halblächelnd nennt sie ihn ihr bestes, größtes Glücke.
Sein Herz, von heißem Blut erfüllt,
Drückt sich an ihr's, läßt nach, drückt wieder;
Und wenn das Blut einmal von Liebe schwillt,
Reißt es gar leicht der Ehrfurcht Grenzen nieder.

Konnt' Daphnis wohl dem Reiz des Busens widerstehn?
Bei jedem Kuß durchglüht ihn neues Feuer,
Bei jedem Kusse ward er freier,
Und sie — und sie — ließ es geschehn.

Der Schäfer fühlt ein taumelndes Entzücken,
Und da sie schweigt, da jetzt in ihren Blicken
Anstatt der Munterkeit ein sanfter Kummer liegt,
Glaubt er sie auf dem Grad von feurigem Entzücken,
Wo man die Mädchen leicht besiegt.

Sie war an seine Brust gesunken,
Und er zuletzt von Wollust trunken
Erbat sich, Amor, Sieg von dir.
Doch schnell entriß sie sich den Armen,
Die sie umfaßten: Aus Erbarmen,
Rief sie, komm, eile weg von hier.
Bestürzt und zitternd folgt er ihr.

Da sprach sie zärtlich: Laß nicht mehr
Dich die Gelegenheit verführen;
O Freund, ich liebe dich zu sehr,
Um dich unwürdig zu verlieren.

Zwote Erzählung

Ich fand mein Mädchen einst allein
Am Abend so, wie ich sie selten finde.
Entkleidet sah ich sie; dem guten Kinde
Fiel es nicht ein,
Daß ich so nahe bei ihr sein,
Neugierig sie betrachten könnte.
Was sie mir nie zu sehn vergönnte,
Des Busens volle Blüten wies
Sie dem verschwiegnen kalten Spiegel, ließ
Das Haar geteilt von ihrem Scheitel fallen,
Wie Rosenzweig' um Knospen, um den Busen wallen.

Ganz außer mir vom niegefundnen Glück
Sprang ich hervor. Jedoch wie schmollte

Sie, da ich sie umarmen wollte.
Zorn sprach ihr furchtsam wilder Blick,
Die eine Hand stieß mich zurück,
Die andre deckte das, was ich nicht sehen sollte.
Geh, rief sie, soll ich deine Kühnheit dir
Verzeihen; eile weg von hier.

Ich, fliehn? Von heißer Glut durchdrungen —
Ohnmöglich — Diese schöne Zeit
Von sich zu stoßen! Die Gelegenheit
Kömmt nicht so leicht zurück. Voll Zärtlichkeit
Den Arm um ihren Hals gezwungen, stand
Ich neben ihrem Sessel, meine warme Hand
Auf ihrem heißen Busen, den zuvor
Sie nie berühret. Hoch empor
Stieg er und trug die Hand mit sich empor,
Dann sank mit einem tiefen Atemzug er wieder,
Und zog die Hand mit sich hernieder.
So stand Dianens Jäger mutig da,
Triumph gen Himmel hauchend, als er sah,
Was ungestraft kein Sterblicher noch sah.

Mein Mädchen schwieg und sah mich an: ein Zeichen,
Die Grausamkeit fing' an sich zu erweichen,
Geschmolzen durch die Fühlbarkeit.
O Mädchen, soll mit list'gen Streichen
Kein Jüngling seinen Zweck erreichen,
So müßt ihr niemals ruhig schweigen,
Wenn ihr mit ihm alleine seid.

Mein Arm umschlang mit angestrengten Sehnen
Die weiche Hüfte. Fast — fast — doch des Sieges Lauf
Hielt schnell ein glüh'nder Strom von Tränen
Unwiderstehlich auf.

Sie stürzt mir um den Hals, rief schluchzend: Rette
Mich Unglückselige, die niemand retten kann
Als du, Geliebter. Gott! ach hätte
Dir nie dies Herz gebrannt! Ich sah dich, da begann
Mein Elend; bald, bald ist's vollendet.
O Mutter, welchen Lohn
Gab ich den treuen Lehren, die du mir verschwendet,
Dies Herz zu bilden! Mußte sich dein Drohn
So fürchterlich erfüllen:
Würd' ich eine Tat
Vor dir verhüllen,
Deinen Rat
Verachten, selbst mich weise dünken,
Würd' ich versinken.
Ich sinke schon; o rette mich! —
Sei stark, mein Freund, o rette dich!
Wir beide sind verloren — Freund, Erbarmen!

Noch hielt ich sie in meinen Armen.
Sie sah voll Angst rings um sich her.
Wie Wellen auf dem Meer,
Des Grund erbebte, schlug die Brust, dem Munde
Entrauscht' ein Sturm. Sie seufzte: Unschuld —
ach wie klang
Dies Wort so lieblich, wenn in mitternächt'ger Stunde
An meinem Haupt es mir mein Engel sang.
Jetzt rauscht's wie ein Gewitterton vorüber.
Sie rief's. Es ward ihr Auge trüber,
Sah sternenan. Sie betet: Sieh
Aus deiner Unschuldswohnung, Herr, auf mich herüber,
Erbarme dich! Entzieh
Der reißenden Gefahr mich. Du
Vermagst's allein; der ist zu schwach dazu,
Der Mensch, zu dem ich vor dir betete.

Naht euch, Verführer, deren Wange nie
Von heil'gem Graun errötete,
Wenn eure Hand gefühllos, wie
Die Schnitter Blumen, Unschuld tötete,
Und euer Siegerfuß darüber tretend, sie
Durch Hohn zum zweiten Male tötete,
Naht euch. Betrachtet hie
Der Vielgeliebten Tränen rollen;
Hört ihre Seufzer, hört die feuervollen
Gebete. Wehe dem, der dann
Noch einen Wunsch zu ihrem Elend wollen,
Noch einen Schritt zum Raube wagen kann!

Es sank mein Arm, aus ihm zur Erd' sie nieder,
Ich betet', weint', und riß mich los, und floh.

Den nächsten Tag fand ich sie wieder
Bei ihrer Mutter, als sie froh
Der freudbeträuten Mutter Unschuldslieder
Mit Engelstimmen sang. [Nieder
O Gott, wie drang ein Wonnestrahl durch's Herz mir!
Zur Erde blickend stand
Ich da. Sie faßt' mich bei der Hand,
Führt' mich vertraulich auf die Seite,
Und sprach: Dank es dem harten Streite,
Daß du zur Sonn' unschuldig blickst,
Beim Anblick jener heil'gen nicht erschrickst,
Mich nicht verachtend von dir schickst.
Freund, dieses ist der Tugend Lohn;
O, wärst du gestern tränend nicht entflohn,
Du sähst mich heute
Und ewig nie mit Freude.

Elegie

auf den Tod des Bruders meines Freundes

Im düstern Wald, auf der gespaltnen Eiche,
Die einst der Donner hingestreckt,
Sing' ich um deines Bruders Leiche,
Die fern von uns ein fremdes Grab bedeckt.

Nah schon dem Herbste seiner Jahre,
Hofft' er getrost der Taten Lohn;
Doch unaufhaltsam trug die Bahre
Ihn schnell davon.

Du weinest nicht? — Dir nahm ein langes Scheiden
Die Hoffnung, ihn hier noch einmal zu sehn.
Gott ließ vor dir ihn zu dem Himmel gehn;
Du sahst's, und konntest nichts als ihn beneiden.

Doch horch — Welch eine Stimm' voll Schmerz
Tönt in mein Ohr von seinem Grabe?
Ich eil', ich seh', sie ist's! Ihr Herz
Liegt mit in seinem Grabe.

Verlassen, ohne Trost liegt hie,
Mit ängstlicher Gebärde
Zu Gott gekehrt, als hoffte sie,
Das schönste Mädchen an der Erde.

Nie hat ein Herz so viel gelitten,
Herr, sieh herab auf ihre Not,
Und schenke gnädig ihren Bitten
Sein Leben, oder ihren Tod.

O Gott, bestrafest du die Liebe,
Du Wesen voller Lieb und Huld?
Denn nichts als eine heil'ge Liebe
War dieser Unglückselgen Schuld.

Sie hofft' im hochzeitlichen Kleide
Bald mit ihm zum Altar zu ziehn;
Da riß sein Fürst von ihrer Seite
Tyrannisch ihn.

O Fürst, du kannst die Menschen zwingen,
Für dich allein ihr Leben zuzubringen,
Das wird man deinem Stolz verzeihn;
Doch willst du ihre Seelen binden,
Durch dich zu denken, zu empfinden,
Das muß zu Gott um Rache schrein.

Wie ward sein großes Herz durchstochen,
Als er, der nie sein Wort gebrochen,
Sein Wort zum ersten Male brach,
Zum erstenmal es der Geliebten brach,
Der, eh es noch sein Mund versprach,
Sein Herz ein ewig Band versprochen.

Als Bürger der bedrängten Erde
Sprach er, kann ich nie deine sein;
Doch von der Furcht, daß ich dir untreu werde,
Soll dich mein Tod befrein.
Leb' wohl, es wein' bei meinem Grabe
Jed' zärtlich Herz, gerührt von meiner Treu,
Dann eil' die stolze Tyrannei,
Der ich schon längst vergeben habe,
Daß sie des Grabes Ursach sei,
Unwillig fühlend, schnell vorbei.

Ode an Herrn Professor Zachariae

Schon wälzen schnelle Räder rasselnd sich und tragen
Dich von dem unbedau'rten Ort,
Und angekettet fest an deinem Wagen
Die Freude mit dir fort.

Du bist uns kaum entwichen, und schwermütig ziehen
Aus dumpfen Höhlen (denn dahin
Flohn sie bei deiner Ankunft, wie für'm Glühen
Der Sonne Nebel fliehn)

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umschwärmen sie den Tisch, und sprühn
Von ihren Fittichen Gift unserm Frieden
Auf alle Speisen hin.

Wo ist sie zu verscheuchen unser güt'ger Retter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apollos Liebling, Liebling aller Götter?
Bebt! Er ist uns entflohn.

O gäb' er mir die Stärke, seine mächt'ge Leier
Zu schlagen, die Apoll ihm gab;
Ich rührte sie, dann flöhn die Ungeheuer
Erschreckt zur Höll' hinab.

O leih' mir, Sohn der Maja, deiner Ferse Schwingen,
Die du sonst Sterblichen geliehn;
Sie reißen mich aus diesem Elend, bringen
Mich nach der Ocker hin.

Dann folg' ich ohnerwartet einstens ihm am Flusse;
Jedoch so wenig staunet er,
Als ging' ihm, angeheftet seinem Fuße,
Sein Schatten hinterher.

Von ihm dann unzertrennlich wärmt den jungen Busen
Der Glanz, der glorreich ihn umgibt.
Er liebet mich, dann lieben mich die Musen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

An den Schlaf

Der du mit deinem Mohne
Selbst Götteraugen zwingst.
Und Bettler oft zum Throne,
Zum Mädchen Schäfer bringst,
Vernimm: Kein Traumgespinste
Verlang' ich heut' von dir,
Den größten deiner Dienste,
Geliebter, leiste mir.

An meines Mädchens Seite
Sitz' ich, ihr Aug' spricht Lust,
Und unter neid'scher Seide
Steigt fühlbar ihre Brust;
Oft hatte meinen Küssen
Sie Amor zugebracht,
Dies Glück muß ich vermissen,
Die strenge Mutter wacht.

Am Abend triffst du wieder
Mich dort, o tritt herein,
Sprüh' Mohn von dem Gefieder,
Da schlaf' die Mutter ein:
Bei blassem Lichterscheinen,
Von Lieb' Annette warm,
Sink', wie Mama in deinen,
In meinen gier'gen Arm.

Pygmalion

Eine Romanze

Es war einmal ein Hagenstolz,
Der hieß Pygmalion;
Er machte manches Bild von Holz,
Von Marmor und von Ton.

Und dieses war sein Zeitvertreib,
Und alle seine Lust.
Kein junges schönes sanftes Weib
Erwärmte seine Brust.

Denn er war klug und furchte sehr
Der Hörner schwer Gewicht;
Denn schon seit vielen Jahren her
Traut man den Weibern nicht.

Doch es sei einer noch so wild,
Gern wird er Mädchen sehn.
Drum macht' er sich gar manches Bild
Von Mädchen jung und schön.

Einst hatt' er sich ein Bild gemacht,
Es staunte, wer es sah;
Es stand in aller Schönheit Pracht
Ein junges Mädchen da.

Sie schien belebt, und weich, und warm,
War nur von kaltem Stein;
Die hohe Brust, der weiße Arm
Lud zur Umarmung ein.

Das Auge war emporgewandt,
Halb auf zum Kuß der Mund.
Er sah das Werk von seiner Hand,
Und Amor schoß ihn wund.

Er war von Liebe ganz erfüllt,
Und was die Liebe tut!
Er geht, umarmt das kalte Bild,
Umarmet es mit Glut.

Da trat ein guter Freund herein
Und sah dem Narren zu,
Sprach: Du umarmest harten Stein,
O welch ein Tor bist du!

Ich kauft' ein schönes Mädchen mir,
Willst du, ich geb' dir sie?
Und sie gefällt gewißlich dir
Weit besser als wie die.

Sag', ob du es zufrieden bist —
Er sah es nun wohl ein,
Ein Mädchen, das lebendig ist,
Sei besser als von Stein.

Er spricht zu seinem Freunde: ja.
Der geht und holt sie her.
Er glühte schon, eh er sie sah,
Jetzt glüht er zweimal mehr.

Er atmet tief, sein Herze schlug,
Er eilt, und ohne Trau
Nimmt er — man ist nicht immer klug,
Nimmt er sie sich zur Frau.

Flieht, Freunde, ja die Liebe nicht,
Denn niemand flieht ihr Reich:
Und wenn euch Amor einmal kriegt,
Dann ist es aus mit euch.

Wer wild ist, alle Mädchen flieht,
Sich unempfindlich glaubt,
Dem ist, wenn er ein Mädchen sieht,
Das Herze gleich geraubt.

Drum seht oft Mädchen, küsset sie
Und liebt sie auch wohl gar,
Gewöhnt euch dran, und werdet nie
Ein Tor, wie jener war.

Nun, lieben Freunde, merkt euch dies
Und folget mir genau;
Sonst straft euch Amor ganz gewiß
Und gibt euch eine Frau.

Die Liebhaber

Mein Mädchen im Schatten der Laube,
Umhangen von purpurner Traube,
Bekränzte mit Rebenlaub sich
Und wartete schmachtend auf mich.
Da wallte der Herrscher der Träume
Durch zitternde Wipfel der Bäume,
Erblickte das liebliche Kind,
Sank nieder, umarmt es geschwind.

Sie schlummert', er küßte die Wangen,
Sie glühten von heißem Verlangen,
Erhitzet, o Gottheit, von dir,
Nach sterblichen Küssen von mir.
Da saugte mit atmenden Zügen
Annette das größte Vergnügen
Der Träume, die Mädchen erfreun,
Vom Munde des Göttlichen ein.

Schnell war sie von Leuten umgeben,
Die schmachteten seufzend nach Leben,
Und harreten zitternd aufs Glück
Von einem beseelenden Blick.
Da lag nun auf Knien die Menge,
Mein Mädchen erblickt das Gedränge,
Und hörte der Bittenden Schrein,
Und dünkte sich Venus zu sein.

Erst sah sie den schrecklichen Sieger,
Da lag er gebückt, wie ein Krieger,

Den stärkerer Streitenden Macht
In schimpfliche Fesseln gebracht.
So sprach er: „Die mächtigen Waffen,
Den Ruhm zu erobern geschaffen,
Erheben, erwählest du mich,
Auf deine Befehle nur sich.

Da fürcht ich nicht Wäll', nicht Kanonen,
Nicht Tonnen, die Minen bewohnen,
Nicht Feinde, die scharenweis' ziehn,
Du sprichst nur: Entflieht! — sie entfliehn.
Doch mußt du für Eisen nicht beben,
Mein Arm, den jetzt Waffen umgeben,
Schließt sich in entwaffneter Ruh'
Auch sanften Umarmungen zu."

Der Kaufmann mit Putzwerk und Stoffen,
Was eitele Mädchen nur hoffen,
Trat näher und beugte sein Knie,
Verbreitet' es hoffend vor sie; —
„Erhöre mich, werde die meine,
So sprach er, dies alles ist deine,
Dich kleid' ich in herrlicher Pracht
Dann, wenn du mich glücklich gemacht."

Der Stutzer im scheckigen Kleide
Von Samt und von Gold und von Seide
Kam summend, wie Käfer im Mai,
Mit künstlichen Sprüngen herbei —
„Du glänzest bei Ball und Konzerten,
Du herrschest beim Spiel und in Gärten,
Mein Dressenrock schimmert auf dich,
Geliebteste, wähle du mich."

Noch andere kamen. Geschwinde
Wies da mich dem göttlichen Kinde
Der Traumgott. Sie schaute mich kaum:
„Den lieb' ich — so rief sie im Traum,
Komm, eile! o komm mich zu küssen" —
Ich eilte, sie fest zu umschließen;
Denn ich war ihr wachend schon nah,
Und küssend erwachte sie da.

Kein Pinsel malt unser Entzücken,
Da sank sie mit sterbenden Blicken,
O welche unsterbliche Lust!
An meine hochfliegende Brust.
So lag einst Vertumn und Pomone,
Als er auf dem grünenden Throne
Das sprödeste Mädchen bekehrt,
Zuerst sie die Liebe gelehrt.

Annette an ihren Geliebten

Ich sah, wie Doris bei Damöten stand,
Er nahm sie zärtlich bei der Hand;
Lang' sahen sie einander an,
Und sahn sich um, ob nicht die Eltern wachen,
Und da sie niemand sahn,
Geschwind — Genug, sie machten's, wie wir's machen.

An einen jungen Prahler

Dir hat, wie du mir selbst erzählt,
Es nie an Phillis Gunst gefehlt.
Du sprichst, dir hab' sie viel erlaubt,
Und du ihr noch weit mehr geraubt.
Doch jetzt kommt sie, es wird sehr viel davon gesprochen,
In wenig Tagen in die Wochen.
Was könnte nun vom Argwohn dich befrein,
Der Vater dieses Kind's zu sein?
Wärst du nicht gar zu klein!

Madrigal

Mein Mädchen sagte mir: Wie schön
Ist nicht Olind! ich hab' ihn heut' gesehn,
Lang' sah ich ihn bewundernd an;
Wer hätt' ihn nicht bewundern sollen?
Geliebter, du wirst doch nicht schmollen,
Daß ich's getan?
Ich sprach: Mein Herz fühlt nichts vom Neide,
Was auch dein Mund für Lob der Schönheit gibt;
Denn liebtest du die schönen Leute,
Sprich, hättest du mich je geliebt?

Das Schreien

Nach dem Italienischen

Jüngst schlich ich meinem Mädchen nach,
Und ohne Hindernis
Umfaßt' ich sie im Hain; sie sprach:
Laß mich, ich schrei' gewiß.
Da droht' ich trotzig: Ha, ich will
Den töten, der uns stört.
Still, winkt sie lispelnd, Liebster, still,
Damit dich niemand hört.

Madrigal

Aus dem Französischen

Climene lebt in tausend Sorgen,
Daß heut' den Schatz ihr Hymen mächtig raubt,
Den sie der Liebe lang' verborgen.
O, hätte sie längst meinem Rat geglaubt;
Sie hätte jetzt nichts mehr zu sorgen.

Madrigal

Aus dem Französischen des Herrn v. Voltaire

Auch in die allergröbste Lügen
Mischt oft ein Schein von Wahrheit sich.
Ich war im Traum zum Königsrang gestiegen,
Und liebte dich,
Erklärt' es kühn zu deinen Füßen.
Doch mit dem Traum verließ nicht alles mich;
Nichts als mein Reich ward mir entrissen.

An meine Lieder

Seid, geliebte kleine Lieder,
Zeugen meiner Fröhlichkeit;
Ach sie kömmt gewiß nicht wieder,
Dieser Tage Frühlingszeit.

Bald entflieht der Freund der Scherze,
Er, dem ich euch sang, mein Freund.
Ach, daß auch vielleicht dies Herze
Bald um meine Liebste weint!

Doch, wenn nach der Trennung Leiden
Einst auf euch ihr Auge blickt,
Dann erinnert sie der Freuden,
Die uns sonst vereint erquickt.

Drei Oden an meinen Freund Behrisch

Erste Ode

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner, er jammert mich.
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

Noch hat seiner Natur Kraft
Der Erde aussaugendem Geize,
Der Luft verderbender Fäulnis,
Ein Gegengift, widerstanden.

Sieh, wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter schlägt!
Ihr Orangenduft
Ist dem Geschmeiße Gift.

Der Raupen tückischer Zahn
Wird stumpf an ihnen,
Es blinkt ihr Silberglanz
Im Sonnenscheine.

Von seinen Zweigen
Wünscht das Mädchen
Im Brautkranze;
Früchte hoffen Jünglinge.

Aber sieh, der Herbst kömmt:
Da geht die Raupe,
Klagt der listigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit.

Schwebend zieht sich
Von ihrer Taxuswohnung
Die Prachtfeindin herüber
Zum wohltätigen Baume

Und kann nicht schaden.
Aber die Vielkünstliche
Überzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter,

Sieht triumphierend,
Wie das Mädchen schaurend,
Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner, er jammert mich.
Baum, danke dem Gärtner,
Der dich verpflanzt!

Zwote Ode

Du gehst! Ich murre.
Geh! Laß mich murren.
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land.

Tote Sümpfe,
Dampfende Oktobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich.

Gebärort
Schädlicher Insekten,

Mörderhülle
Ihrer Bosheit.

Am schilfichten Ufer
Liegt die wollüstige,
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung!
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden sie nicht,
Werden sie schrecken.
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!

Dritte Ode

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behrisch, des Frühlings Lächeln
Erheitre deine Stirne nie;
Nie trübt sie dann mit Verdruß
Des Winters stürmischer Ernst.

Lehne dich nie an des Mädchens
Sorgenverwiegende Brust,
Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm.

Schon versammelt
Von seiner Klippenwarte
Der Neid auf dich
Den ganzen luchsgleichen Blick,

Dehnt die Klauen,
Stürzt und schlägt
Hinterlistig sie
Dir in die Schultern.

Stark sind die magern Arme,
Wie Pantherarme;
Er schüttelt dich
Und reißt dich los.

Tod ist Trennung;
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzusehn.

Gerne verließest du
Dieses gehaßte Land,
Hielte dich nicht Freundschaft
Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangnen,
Der fliehn kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahrs Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten —
Da springen die Riegel: frei bin ich wie du!

Le véritable ami

„Va te sévrer des baisers de ta belle,"
Me dit un jour l'ami; „par son air séduisant,
Ses yeux perçans, par son teint éclatant,
Sa taille mince, son langage amusant
Elle te pourroit bien déranger la cervelle:
Fuis de cette beauté le dangereux amour!
Mais pour te faire voir à quel degré je t'aime,
Je veux t'ôter tout espoir du retour
En m'en faisant aimer moi-même."

An Corona Schröter

nach der Aufführung des Oratoriums Santa Elena al Calvario von Hasse

Leipzig, Dezember 1767

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken;
Wenn jemand diesen Satz durch Zweifeln noch entehrt,
So hat er dich niemals als Helena gehört.

An Venus

Große Venus, mächt'ge Göttin,
Schöne Venus, hör' mein Flehn!
Nie hast du mich
Über Krügen vor dem Bacchus
Auf der Erden liegen sehn.

Keinen Wein hab' ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht,
Nie getrunken,
Daß ich nicht voll güt'ger Sorge
Deine Rosen erst gesäugt.

Und dann goß ich auf dies Herze,
Das schon längst dein Altar ist,
Von dem Becher
Güldne Flammen, und ich glühte,
Und mein Mädchen ward geküßt.

Dir allein empfand dies Herze,
Göttin, gib mir einen Lohn.
Aus dem Lethe
Soll ich trinken, wenn ich sterbe —
Ach, befreie mich davon!

Laß mir, Gütige — dem Minos
Sei's an meinem Tod genung —
Mein Gedächtnis!
Denn es ist ein zweites Glücke
Eines Glücks Erinnerung.

In das Stammbuch von Georg Gröning

Was unterm Monde liegt, ist eitel!
Sprach Salomo und Phanias;
Und Goethe spricht heut abend eben das.

Leipzig, am Abend vor dem 28. August,
dem Tage seiner Abreise, 1768.

Frankfurt

1768–1770

An Friederike Oeser

Frankfurt, den 6. November 1768

Mamsell! So launisch wie ein Kind, das zahnt,
Bald schüchtern wie ein Kaufmann, den man mahnt,
Bald still wie ein Hypochondrist,
Und sittig wie ein Mennonist,
Und folgsam wie ein gutes Lamm,
Bald lustig wie ein Bräutigam,
Leb' ich und bin halb krank und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht so viel Atem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn sie mit Stolz erzählt,
Was ich bei euch gehabt und was mir jetzt hier fehlt.

Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Mut und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doktor Medicinä
Extrakte aus der Cortex Chinä,
Die junger Herrn erschlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Aufs neue stärken, den Verstand
Und das Gedächtnis schärfen.

Besonders ist er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung so schlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen.

„Bei Tag, und sonderlich bei Nacht,
Nur an nichts Reizendes gedacht!"
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Bouchers Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau,
Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleißig kalten Gerhard Dow
An meine Wand; langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu.

O sage du,
Kann man was Traurigers erfahren?
Am Körper alt und jung an Jahren,
Halb siech und halb gesund zu sein?
Das gibt so melancholi'sche Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich sechs Alraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Mensch genießt die Welt.

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen,
Denn ich bin schon im Leiden sehr geübt,
Hätt' ich nur das, was uns, die Plagen,
Die Last der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft als selbst die Tugend gibt,
Verkürzung grauer Regenstunden,
Balsam'sches Pflaster aller Wunden:
Gesellschaftsgeister, die man liebt.

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beständig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide;
Sie sorgen mir für manche Freude,

Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein.
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzens so behende stillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele schenkt, wie du.

Ich kam zu dir, ein Toter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt;
Und wem er nur einmal recht nah ums Haupt geschwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß, so lang' er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machtest du mit deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil du's besaß'st, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort und, was noch mehr ist, froh,
Und ganz war meine Reise so.

Ich kam hierher und fand das Frauenzimmer
Ein bißchen — ja man sagt's nicht gern — wie immer;
Gnug, bis hierher hat keine mich gerührt.
Zwar sag' ich nicht, was einst Herr Schübler
Von Hamburgs Schönen prädiziert,
Doch bin ich auch ein starker Grübler,
Seitdem ihr Mädchen mich verführt,
Die ich wohl schwerlich je vergesse;
Und da begreifst du wohl, daß jede leicht verliert,
Die ich nach eurem Maßstab messe.
Du lieber Gott! an Munterkeit ist hie,
An Einsicht und an Witz dir keine einz'ge gleich;
Und deiner Stimme Harmonie,
Wie käme die heraus ins Reich!

So ein Gespräch, wie unsers war, im Garten,
Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug,
So aufgeweckt und doch so klug,
Ja, darauf kann ich warten.

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehn sie sittenrichtrisch sträflich;
Da heißt's: Der Herr ist wohl aus Bergamo?
Sie sagen's nicht einmal so höflich.
Zeigt man Verstand, so ist auch das nicht recht.
Denn will sich einer nicht bequemen,
Des Grandisons ergebner Knecht
Zu sein und alles blindlings anzunehmen,
Was der Diktator spricht —
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Wie seid ihr nicht so gut, so euch zu bessern willig,
Auf eigne Fehler streng, und gegen fremde billig,
Und zum Gefallen ohnbemüht;
Ist niemand, den ihr nicht gewönnet.
Ah, man ist euer Freund, so wenig man euch kennet,
Man liebt euch, eh' man's sich versieht.
Mit einem Mädchen hierzulande
Ist's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Drauf ging' ich ganz gewiß, hätt' ich nicht so viel Laune,
Bräch' ich mir nicht gar manche Lust vom Zaune,
Lacht' ich nicht da, wo keine Seele lacht,
Und dächt' ich nicht, daß ihr schon oft an mich gedacht.

Ja, denken müßt ihr oft an mich, das sage
Ich euch, besonders an dem Tage,
Wenn ihr auf eurem Landgut seid,

Dem Ort, der mir so manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich so sehr erfreut.

Doch du verstehst mich nicht, ich will es dir erklären,
Ich weiß doch, du verzeihst es mir:
Die Lieder, die ich dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigentum dem schönen Ort und dir.

Wenn mich mein böses Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen gnug und wagte
Dich aufzusuchen, eh' es tagte,
Auf deinen Feldern, die du liebst,
Die du mir oft so schön beschriebst.

Da ging ich nun in deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschminkt, und sucht' und — fand dich nicht.

Dann schlug ich, angereizt von launischem Verdrusse,
Den armen Frosch am sonnbestrahlten Flusse,
Dann jagt' ich ringsumher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgestreckten Hand, die mitten
In ihrem Haschen stille stand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauschend Ohr empfand.

Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder,
Den guten und den schlechten Reim.

Oft kehrt' ich noch mit immer schlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günstige Geschicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.
Doch ich genoß sie kaum, die süßen letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab.
Ich sage nicht, was ich empfunden,
Denn mein prosaisches Gedicht
Stimmt dieses Mal sehr zur Empfindung nicht.

Du hast die Lieder nun, und zur Belohnung
Für alles, was ich für dich litt:
Besuchst du deine sel'ge Wohnung,
So nimm sie mit,
Und sind sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang;
Dann denk' an mich und sage: Dorten
Am Flusse wartete er lang',
Der Arme, der so oft mit ungewognem Glücke
Die schönen Felder fühllos sah!
Käm' er in diesem Augenblicke —
Eh nun, jetzt wär' ich da.

Jetzt, dächt' ich nun, wär's hohe Zeit zum Schließen;
Denn wenn man so zwei Bogen Reime schreibt,
Da wollen sie zuletzt nicht fließen.
Doch warte nur, wenn mich die Laune treibt
Und deine Gunst mir sonst versichert bleibt,
So schreib' ich dir noch manchen Brief wie diesen.

Willst du mir die Geschwister grüßen,
So schließe Richtern auch mit ein.
Leb' wohl! Und wird das Glück dein Freund beständig sein
Wie ich, so wirst du stets des schönsten Glücks genießen.

Neujahrslied

Wer kömmt! Wer kauft von meiner War'
Devisen auf das neue Jahr,
Für alle Stände!
Und fehlt auch einer hie und da,
Ein einz'ger Handschuh paßt sich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die du tändelnd liebst,
Ein Küßchen um ein Küßchen gibst,
Unschuldig heiter:
Jetzt lebst du noch ein wenig dumm;
Geh' nur erst dieses Jahr herum,
So bist du weiter.

Die ihr schon Amors Wege kennt
Und schon ein bißchen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.
Zum Ernst, ihr Kinder, von dem Spaß!
Das Jahr! zur höchsten Not noch das:
Sonst währt's zu lange.

Du junger Mann, du junge Frau,
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau
In enger Ehe.
Die Eifersucht quält manches Haus,
Und trägt am Ende doch nichts aus
Als doppelt Wehe.

Der Witwer wünscht in seiner Not,
Zur sel'gen Frau durch schnellen Tod
Geführt zu werden.
Du guter Mann, nicht so verzagt!
Das, was dir fehlt, das, was dich plagt,
Findst du auf Erden.

Ihr, die ihr Misogyne heißt,
Der Wein heb' euren großen Geist
Beständig höher.
Zwar Wein beschweret oft den Kopf,
Doch der tut manchem Ehetropf
Wohl zehnmal weher.

Der Himmel geb' zur Frühlingszeit
Mir manches Lied voll Munterkeit,
Und euch gefall' es.
Ihr lieben Mädchen, singt sie mit,
Dann ist mein Wunsch am letzten Schritt,
Dann hab' ich alles.

Der wahre Genuß

Umsonst, daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schoß mit Golde füllst.
O Fürst, laß dir die Wollust schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir;
Doch willst du eine Tugend kaufen,
So geh und gib dein Herz dafür.

Was ist die Lust, die in den Armen
Der Buhlerin die Wollust schafft?
Du wärst ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Tor, wärst du nicht lasterhaft.
Sie küsset dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher! Du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst du nicht.

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Tiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen,
Sie hindern dich nicht am Genuß,
Sie lehren dich, wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst dich ein.
Man kann in wahrer Freiheit leben,
Und doch nicht ungebunden sein.
Laß nur für eine dich entzünden,
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden.
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling, und dann wähle
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt wie ich!
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind erwählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht.
Daß unsrer Glut die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht
Und mir, bei halbgeraubten Küssen,
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Wenn in gesellschaftlicher Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wollust mich an ihre Brust.
Sieh, Jüngling, dieses heißt genießen!
Sei klug und suche diese Lust.
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Übergang.

Die Nacht

Gern verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgeſtorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele ſchmelzen macht,
Flüſtert durchs Gebüſch im Kühlen
Welche ſchöne ſüße Nacht!
Freude! Wolluſt! Kaum zu faſſen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen eine mir.

Das Schreien

Nach dem Italieniſchen

Einſt ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein
Und fiel ihr um den Hals, und — ach!
Droht ſie, ich werde ſchrein.

Da rief ich trotzig: Ha! ich will
Den töten, der uns ſtört!
Still, liſpelt ſie, Geliebter, ſtill!
Daß ja dich niemand hört.

Der Schmetterling

In des Papillons Gestalt
Flattr' ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmlischer Vergnügen,
Über Wiesen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belausch' ein zärtlich Paar:
Von des schönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen schau' ich nieder.
Alles, was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin so glücklich, wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd stumm,
Und sein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter senden,
Hüpft vom Busen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und sie sieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt sie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebster, komm, ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding."

Das Glück

An mein Mädchen

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann;
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
Soviel man Küsse nehmen kann.

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Wunsch eines jungen Mädchens

O fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ist's nicht da:
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmälen,
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider;
Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen,
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

Hochzeitlied

An meinen Freund

Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List mutwill'ger Gäste
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold,
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäste Lärm verjagt,
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt!
Du eilst, um alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligtum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie bebt von deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht!
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden
Und ist nicht halb so schnell als du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Kinderverstand

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie
Und hören dies und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchten's nicht zu wissen.
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger, als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Das Mädchen wünscht von Jugend auf,
Sich hochgeehrt zu sehn,
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wollust und der Liebe;
Sie sinnt nur drauf, wie sie sich ziert,
Ein Aug' entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans andre nicht.

Auf Dörfern sieht's ganz anders aus,
Da treibt die liebe Not
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brot.
Wer von der Arbeit müde,
Läßt gern den Mädchen Friede.
Und wer noch obendrein nichts weiß,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiß;
So geht's den Bauern meist.

Die Bauermädchen aber sind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünschen sie geschwind,
Was jede Mutter wehrt.
Oft stoßen schöckernd Bräute
Den Bräut'gam in die Seite;
Denn von der Arbeit, die sie tun,
Sich zu erholen, auszuruhn,
Das können sie dabei.

Die Freuden

Da flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Der Wasserpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Chamäleon;
Bald rot und blau, bald blau und grün.
O daß ich in der Nähe
Doch seine Farben sähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin
Und setzt sich auf die stillen Weiden.
Da hab' ich ihn!
Und nun betracht' ich ihn genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau.
So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Amors Grab

Nach dem Französischen

Weint, Mädchen, hier bei Amors Grabe! hier
Sank er von nichts, von ohngefähr darnieder.
Doch ist er wirklich tot? Ich schwöre nicht dafür:
Ein Nichts, ein Ohngefähr erweckt ihn öfters wieder.

Liebe und Tugend

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren gibt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht
Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin —
Da hat daran der Eigensinn
So vielen Anteil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht,
So kennt sie nicht das Herz der Jugend;
Denn wenn das je ein Mädchen tut,
So hat daran der Wankelmut
Gewiß mehr Anteil als die Tugend.

Unbeständigkeit

Im spielenden Bache, da lieg' ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder,
Schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder,
Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

O Jüngling, sei weise, verwein' nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens,
Wenn flatterhaft je dich ein Mädchen vergißt.
Geh, ruf sie zurücke, die vorigen Zeiten,
Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der Ersten geküßt.

An die Unschuld

Schönste Tugend einer Seele,
Reinster Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Biron, als Pamele
Ideal und Seltenheit!
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich schwaches Licht:
Dich fühlt nur, wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt, der fühlt dich nicht.

Göttin, in dem Paradiese
Lebtest du mit uns vereint;
Noch erscheinst du mancher Wiese
Morgens, eh' die Sonne scheint.
Nur der sanfte Dichter siehet
Dich im Nebelkleide ziehn:
Phöbus kömmt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel bist du hin.

Der Misanthrop

A.

Erst sitzt er eine Weile,
Die Stirn von Wolken frei;
Auf einmal kömmt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verzerrtem Ernste bei.

B.

Sie fragen, was das sei,
Lieb' oder lange Weile?

C.

Ach, sie sind's alle zwei.

Die Reliquie

Ich kenn', o Jüngling, deine Freude,
Erwischest du einmal zur Beute
Ein Band, ein Stückchen von dem Kleide,
Das dein geliebtes Mädchen trug.
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sind wirklich keine kleinen Dinge,
Allein mir sind sie nicht genug.

Mein zweites Glücke nach dem Leben,
Mein Mädchen hat mir was gegeben —
Setzt eure Schätze mir daneben,
Und ihre Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach' ich all der Trödelware!
Sie schenkte mir die schönsten Haare,
Den Schmuck des schönsten Angesichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, missen,
Wirst du mir doch nicht ganz entrissen:
Zu sehn, zu tändeln und zu küssen,
Bleibt mir der schönste Teil von dir.
Gleich ist des Haars und mein Geschicke:
Sonst buhlten wir mit einem Glücke
Um sie, jetzt sind wir fern von ihr.

Fest waren wir an sie gehangen,
Wir streichelten die runden Wangen
Und gleiteten oft mit Verlangen
Von da herab zur rundern Brust.
O Nebenbuhler, frei vom Neide,
Reliquie, du schöne Beute,
Erinnre mich der alten Lust.

Die Liebe wider Willen

Ich weiß es wohl, und spotte viel:
Ihr Mädchen seid voll Wankelmut!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forcen miteinander,
Und die sind miteinander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sklav', ein armer Tor!
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Das Glück der Liebe

Trink, o Jüngling! heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke,
Abends gaukl' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen,
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Betörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch ätherscher Wonne
So das leichtste Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

An den Mond

Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht;
Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tagverschlossnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forschend übersieht dein Blick
Eine großgemessne Weite.
Hebe mich an deine Seite,
Gib der Schwärmerei dies Glück!
Und in wollustvoller Ruh
Säh' der weitverschlagne Ritter
Durch das gläserne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Dämmrung, wo die Wollust thront,
Schwimmt um ihre runden Glieder.
Trunken sinkt mein Blick hernieder.
Was verhüllt man wohl dem Mond?
Doch, was das für Wünsche sind!
Voll Begierde, zu genießen,
So da droben hängen müssen —
Ei, da schielteſt du dich blind.

Zueignung

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bachs entsprungen!
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Sie singe, wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von ferne zu,
Jetzt drückt ihm diätet'sche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb scheel, halb weise sieht sein Blick
Ein bißchen naß auf euer Glück
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an!
Er hat's so gut wie ihr getan
Und kennt des Glückes Grenzen.

Ihr seufzt, und singt, und schmelzt und küßt,
Und jauchzet, ohne daß ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe.

Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, soll's euch wohl im Winter sein,
Bald zu dem Herd der Ehe.

Ihr lacht mich aus und ruft: Der Tor,
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor,
Verschnitt' jetzt gern uns alle!
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz,
Das treue Füchslein ohne Schwanz
Das warnt euch für der Falle.

Am Flusse

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergessenheit!
Kein Knabe sing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blütenzeit.

Ihr sanget nur von meiner Lieben;
Nun spricht sie meiner Treue Hohn.
Ihr wart ins Wasser eingeschrieben:
So fließt denn auch mit ihm davon!

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen,
Amor kam, und stirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen,
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: Hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze,

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Über meinem Haupte schlug
Fast die Glut zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu,
Doch es brennt beständig:
Statt zu sterben, ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Blinde Kuh

O liebliche Therese!
Wie wandelt gleich ins Böse
Dein offnes Auge sich!
Die Augen zugebunden,
Hast du mich schnell gefunden,
Und warum fingst du eben mich?

Du faßtest mich aufs beste
Und hieltest mich so feste,
Ich sank in deinen Schoß.
Kaum warst du aufgebunden,
War alle Lust verschwunden,
Du ließest kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte fast die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willst du mich nicht lieben,
So geh' ich stets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen, hin.

Der Abschied

Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich!

Straßburg

1770–1771

An Friederike Brion

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergetzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle!
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen sein wie Heute
Und lehr' mich ihrer würdig sein.

Willkommen und Abschied

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war getan fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich:
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, liebe Kinder;
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesottener Eier
Und einem Stück gebacknem Fisch.
Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falke stolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche findt.

Balde seh' ich Rikchen wieder,
Balde bald umarm' ich sie,
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süßten Melodie.

Ach wie schön hat's mir geklungen,
Wenn sie meine Lieder sang!
Lange hab' ich nicht gesungen,
Lange, liebe Liebe, lang'.

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen,
Wenn mein Mädchen mir entflieht,
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied.

Doch jetzt sing' ich, und ich habe
Volle Freude süß und rein.
Ja, ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein.

Heidenröslein

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Mit einem gemalten Band

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephir, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung:
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Mailied

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!

Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du!
Horch, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt.
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Träne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß —
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erscheint dir träumend —
O Glück! — mein Bild,
Das halb voll Schlaf und reimend
Die Musen schilt.

Erröten und erblassen
Sieh sein Gesicht:
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt;
So höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch:
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt den obern in acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht:
Sie sehen die Sonne nimmer,
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube:
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir?

Frankfurt

1771–1775

Ach wie sehn' ich mich nach dir,
Kleiner Engel! Nur im Traum,
Nur im Traum erscheine mir!
Ob ich da gleich viel erleide,
Bang um dich mit Geistern streite
Und erwachend atme kaum.
Ach wie sehn' ich mich nach dir,
Ach wie teuer bist du mir
Selbst in einem schweren Traum.

Ob ich dich liebe, weiß ich nicht.
Seh' ich nur einmal dein Gesicht,
Seh' dir ins Auge nur einmal,
Frei wird mein Herz von aller Qual.
Gott weiß, wie mir so wohl geschicht!
Ob ich dich liebe, weiß ich nicht.

Aus „Gottfried von Berlichingen"

1

Berg auf und Berg ab, und Tal aus und Tal ein,
Es reiten die Ritter Ta! Ta!
Und blauen sich Bäulen, und hacken sich klein.
Es fliegen die Splitter Ta! Ta!
Ein Ritter auf seiner Prinzessin Geheiß,
Beut Drachen und Teufeln den Krieg Dara ta!
Wir schonen das Blut und wir sparen den Schweiß,
Gewinnen auf ander und andere Weis'
Im Feld und der Liebe den Sieg Dara ta!

2

Es fing ein Knab ein Meiselein,
H'm! H'm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So So!
H'm! H'm!

Der freut sich traun so läppisch,
H'm! H'm!
Und griff hinein so täppisch,
Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
H'm! H'm!
Und lacht den dummen Buben aus,
Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm!

3

Zigeunerlied

Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Geſchrei.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich ſchoß einmal eine Katz' am Zaun,
Der Anne, der Hex', ihre ſchwarze liebe Katz'.
Da kamen des Nachts ſieben Werwölf' zu mir,
Waren ſieben ſieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich kannte sie all', ich kannte sie wohl,
Die Anne, die Ursel, die Käth',
Die Liese, die Barbe, die Ev', die Beth,
Sie heulten im Kreise mich an.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Da nannt' ich sie alle bei Namen laut:
Was willst du, Anne? was willst du, Beth?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich
Und liefen und heulten davon.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Wanderers Sturmlied

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln.
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions Flutschlamm,
Python tötend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft, —
Wirst mit Hüterfittichen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich, und ich schwebe
Über Wasser, über Erde,
Göttergleich.

*

Soll der zurückkehren,
Der kleine, schwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und helleuchtend umwärmend Feuer?
Der kehren mutig?
Und ich, den ihr begleitet,
Musen und Charitinnen alle,
Den alles erwartet, was ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit,
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll mutlos kehren?

Vater Bromius!
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
Bist, was innre Glut
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll ist.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb' Apollen;
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Über dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Zeder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

*

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell
Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen,
Sterblich Glücklichen
Abseits von dir,
Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmatmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest du ihn,
Den Bienen singenden,
Honig lallenden,
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder rasselten,
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter ins Tal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Mut. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut:
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Der Wandrer

Wandrer

Gott segne dich, junge Frau,
Und den saugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau

Welch Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Über meine Frage?

Wandrer

Keine Waren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend!
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Frau

Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh voran! Durchs Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!

Frau

Weiter hinauf!

Wandrer

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau

Weiter, Fremdling!

Wandrer

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeugen solltet.

Frau

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer

Droben?

Frau

Gleich zur Linken
Durchs Gebüsch hinan;
Hier.

Wandrer

Ihr Musen und Grazien!

Frau

Das ist meine Hütte.

Wandrer

Eines Tempels Trümmer!

Frau

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer

Glühend webst du
Über deinem Grabe,
Genius! Über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer

Efeu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst

Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du, einsame Schwester dort!
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligtum?
Säest Disteln drein?

Frau

Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling? willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Wandrer

Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig atmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!

Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim! blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blütenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht
Und reife der Sonn' entgegen!

Frau

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann

Wandrer

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau

Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrot.

Wandrer

Ihr wohnet hier?

Frau

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater

Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann
Und starb in unsern Armen. —
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist und spielen will!
Du Schelm!

Wandrer

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbteil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierat
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau

Du willst nicht bleiben?

Wandrer

Gott erhalt' Euch,
Segn' Euren Knaben!

Frau

Glück auf den Weg!

Wandrer

Wohin führt mich der Pfad
Dort übern Berg?

Frau

Nach Cuma.

Wandrer

Wie weit ist's hin?

Frau

Drei Meilen gut.

Wandrer

Leb' wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vorm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl —
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Elegie

Ein zärtlich-jugendlicher Kummer
Führt mich ins öde Feld; es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz,
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Denn sieh, bald gaukelt dir, mit Rosenkränzen
In runder Hand, du Sonnengott, das Zwillingspaar
Mit offnem blauen Aug', mit krausem goldnen Haar
In deiner Laufbahn dir entgegen. Und zu Tänzen
Auf neuen Wiesen schickt
Der Jüngling sich und schmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht;
Und fühlt und hofft.
Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an,
Ein lockres Beet dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich aufs Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Versteckt: da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sät und hofft.

Felsweihegesang

An Psyche

Veilchen bring' ich getragen,
Junge Blüten zu dir,
Daß ich dein moosig Haupt
Ringsum bekränze,
Ringsum dich weihe,
Felsen des Tals!

Sei du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Tals!

Ich sah von dir
Der Freunde Seligkeit,
Verbunden Edle
Mit ew'gem Band.

Ich irrer Wandrer
Fühlt' erst auf dir
Besitztumsfreuden
Und Heimatsglück.

Da, wo wir lieben,
Ist Vaterland;
Wo wir genießen,
Ist Hof und Haus.

Schrieb meinen Namen
An deine Stirn:
Du bist mir eigen,
Mir Ruhesitz.

Und aus dem fernen
Unlieben Land
Mein Geist wird wandern
Und ruhn auf dir.

Sei du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Tals!

Ich sehe sie versammelt
Dort unten um den Teich;
Sie tanzen einen Reihen
Im Sommerabendrot.
Und warme Jugendfreude
Webt in dem Abendrot,
Sie drücken sich die Hände
Und glühn einander an.
Und aus den Reihn verlieret
Sich Psyche zwischen Felsen
Und Sträuchen weg, und trauernd
Um den Abwesenden
Lehnt sie sich über den Fels.
Wo meine Brust hier ruht,
An das Moos mit innigem
Liebesgefühl sich
Atmend drängt,
Ruhst du vielleicht dann, Psyche.
Trübe blickt dein Aug'
In den Bach hinab,
Und eine Träne quillt
Vorbeigequollnen Freuden nach;
Hebst dann zum Himmel
Dein bittend Aug',

Erblickest über dir
Da meinen Namen.
— Auch der —
Nimm des verlebten Tages Zier,
Die bald welke Rose, von deinem Busen,
Streu' die freundlichen Blätter
Übers düstre Moos,
Ein Opfer der Zukunft!

Elysium

An Uranien

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wie du das erstemal
Liebahnend dem Fremdling
Entgegentratst
Und deine Hand ihm reichtest,
Fühlt' er alles voraus,
Was ihm für Seligkeit
Entgegenkeimte.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wie du den liebenden Arm
Um den Freund schlangst,
Wie ihm Lilas Brust
Entgegenbebte,
Wie ihr, euch rings umfassend,
In heil'ger Wonne schwebtet
Und ich, im Anschaun selig,
Ohne sterblichen Neid
Daneben stand!

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wie durch heilige Täler wir
Händ' in Hände wandelten
Und des Fremdlings Treu'
Sich euch versiegelte,
Daß du dem liebenden,
Stille sehnenden
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß!

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wenn du fern wandelst
Am Hügelgebüsch,
Wandeln Liebesgestalten
Mit dir den Bach hinab;
Wenn mir auf dem Felsen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundegestalten
Mir winken
Durch wehende Zweige
Des dämmernden Hains.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Seh' ich, verschlagen
Unter schauernden Himmels
Öde Gestade,
In der Vergangenheit
Goldner Myrtenhainsdämmerung
Lila'n an deiner Hand;
Seh' mich Schüchternen
Eure Hände fassen,

Bittend blicken,
Eure Hände küssen —
Eure Augen sich begegnen,
Auf mich blicken seh' ich,
Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila; sie nähert sich mir,
Himmlische Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium!
Ach, warum nur Elysium!

Pilgers Morgenlied

An Lila

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Turm um.
Soll ich ihn zum
Letztenmal nicht sehn!
Doch mir schweben
Tausend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.
Wie er dastand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum erstenmal
Du dem Fremdling
Ängstlich liebevoll
Begegnetest

Und mit einem Mal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfst! —
Ziſche, Nord,
Tauſend-ſchlangenzüngig
Mir ums Haupt!
Beugen ſollſt du's nicht!
Beugen magſt du
Kind'ſcher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geſchieden.

Allgegenwärt'ge Liebe,
Durchglühſt mich!
Beutſt dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Bruſt!
Haſt mir gegoſſen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben,
Freude, zu leben,
Und Mut!

Ganymed

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.

Ich komm'! ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Auf eine Zeichnung

Propst Hee

Bald leuchtest du, o Graf, in engelheiterm Schimmer!

Graf Brandt

Mein lieber Pastor, desto schlimmer.

Aus einem Briefe an Johann Christian Kestner

Frankfurt, Januar 1773

Wenn dem Papa sein Pfeifchen schmeckt,
Der Doktor Hofrat Grillen heckt
Und sie Karlinchen für Liebe verkauft,
Die Lotte herüber hinüber lauft,
Lenchen treuherzig und wohlgemut
In die Welt hineinlugen tut,
Mit dreckigen Händen und Honigschnitten,
Mit Löcher im Kopf nach deutschen Sitten
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Tür ein Tür aus, Hof ab Hof auf,
Und Ihr mit den blauen Äugelein
Gucket so ganz gelassen drein,
Als wärt Ihr Männlein von Porzellan —
Seid innerlich doch ein wackrer Mann,
Treuer Liebhaber und warmer Freund —:
So laßt des Reichs und Christen Feind,
Und Russ' und Preuß' und Belial
Sich teilen in den Erdenball,
Und nur das liebe Deutsche Haus
Nehmt von der großen Teilung aus!
Und daß der Weg von hier zu Euch
Wie Jakobs Leiter sei sicher und gleich,
Und unser Magen verdau' gesund!
So segnen wir Euch mit Herz und Mund:
Gott allein die Ehr',
Mir mein Weib allein!
So kann ich und er
Wohl zufrieden sein.

Aus „Götz von Berlichingen"

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt mutilich kriegen
Und männilich siegen
Mit stürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein schwirrten,
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Busen
Ach leider so bloß,
Sie nahmen so willig
Ihn all auf den Schoß.
Er schüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei ei o! Popeio!

An Johann Heinrich Merck

Schicke dir hier in altem Kleid
Ein neues Kindlein wohl bereit,
Und ist's nichts weiters auf der Bahn,
Hat's immer alte Hosen an.

Wir Neuen sind ja solche Hasen,
Sehn immer nach den alten Nasen,
Und hast ja auch, wie's jeder schaut,
Dir Neuen ein altes Haus gebaut.
Darum, wie's steht sodann geschrieben
Im Evangelium da drüben,
Daß sich der neu' Most so erweist,
Daß er die alten Schläuch' zerreißt —
Ist fast das Gegenteil so wahr:
Das Alt' die jungen Schläuch' reißt gar.
Und können wir nicht tragen mehr
Krebs, Panzerhemd, Helm, Schwert und Speer
Und erliegen darunter tot
Wie Ameis' unterm Schollenkot,
So ist doch immer unser Mut
Wahrhaftig wahr und bieder gut.
Und allen Perrückeurs und Fratzen
Und allen literar'schen Katzen
Und Räten, Schreibern, Maidels, Kindern
Und wissenschaftlich schönen Sündern
Sei Trotz und Hohn gesprochen hier
Und Haß und Ärger für und für.
Weisen wir so diesen Philistern,
Kritikastern und ihren Geschwistern
Wohl ein jeder aus seinem Haus
Seinen A . . . . zum Fenster hinaus.

Concerto dramatico

Composto dal Sigr. Dottore Flamminio,
detto Panurgo secondo

Aufzuführen in der Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen

Tempo giusto ¢

Die du steigst im Winterwetter
Von Olympus' Heiligtum,
Tatenschwangerste der Götter,
Langeweile! Preis und Ruhm,
Dank dir! Schobest meinen Lieben
Stumpfe Federn in die Hand,
Hast zum Schreiben sie getrieben
Und ein Freudenblatt gesandt.

Allegretto $^3/_8$

Machst Jungfrau zur Frauen,
Gesellen zum Mann,
Und wär's nur im Scherze,
Wer anders nicht kann.
Und sind sie verehlicht,
Bist wieder bald da,
Machst Weibchen zur Mutter,
Monsieur zum Papa.

Arioso

Gekaut Papier! Sollt's Junos Bildung sein!
Gar großen Dank! Mag nicht Ixion sein.

Allegro con furia

Weh! weh! Schrecken und Tod!
Es droht

Herein der Jüngste Tag! Im Brausen
Des Sturmes hör' ich die Not
Verdammter Geister sausen,
Und rot
In Blutflamm' glüht Berg und Flur.
In meinen Gebeinen wühlt ein Grausen
Der Hölle, Nacht und Angst,
Und das Brüllen des ungeheuren Löwen,
Des Seelenverderbers,
Umgibt mich. Ich versinke
In Feuer-Seelenqualen pechentflammten Schlund.

Cantabile

Schlafe, mein Kindlein, und ruhe gesund,
Pfeift draus ein Windlein, und bellt draus ein Hund.

Andantino

Der Frühling brächte Rosen
Nicht gar.
Ihr möchtet sie wohl lieber
Im Januar.
Wart't nur, ihr lieben Mädchen,
Den Juni 'ran,
Und dann wahrt eure Finger,
Sind Dornen dran.

Lamentabile

Meine Augen rot von Tränen,
Müde meine Brust von Stöhnen,
Nirgends, nirgends find' ich Ruh,
Schließe meine Augen zu.
Schlaf, verwiege meine Sorgen.

(Ein wenig geschwinder, con speranza)

Kommst du heut' nicht, so kommst du morgen.

Allegro con spirito

Nirgends eine Welt von Nichts,
Nirgend einen Menschen ohne Lieb'.
Sonne kann nicht ohne Schein,
Mensch nicht ohne Liebe sein.
Nichts nichts ist, und nichts nichts gibt,
Alles ist, und alles liebt.

Choral

Erbarm' dich unsrer, Herre Gott,
In aller Not,
In Langerweil' und Grillen Not,
Entzieh uns lieber ein Stückchen Brot,
Kennst deine Kinder, o Herre Gott!

Capriccio con variazioni

Und will auf der Erde
Dumm stille nichts stehn,
Will alles herumi
Didumi sich drehn.

Var. 1

Seiltänzer und Jungfern,
Studenten, Husaren,
Geschwungen, gesungen,
Geritten, gefahren.
In Lüften, der Erde,
Auf Wasser und Eis,
Bricht eines sein Hälsli,
Das ander Gott weiß.

(Capriccio da capo)

Var. 2

Auf Schlittschuh wie Blitze
Das Flüßli hina,

Und sind wir nun droben,
So sind mir halt da.
Und muß es gleich wieder
Nach Heimä zu geh
Und tut eim das Hüftli
Und Füeßli so weh.

(Capriccio da capo)

Var. 3

Geritten wie Teufel
Berg auf und Berg ab,
Galopp auf Galopp,
Gehn die Hund' nur ein Trab.
Bis Gaul wund am Kreuz is,
Der Ritter am Steiß,
Frau Wirtin, ein Bett! hol'
Der Teufel die Reiß'!

(Capriccio da capo)

Air

Une fille
Gentille
Bien soignée par Mama
Toute échauffée
Dans une allée
Se promena.
Elle en gagna
Un gros rhume, et bonne Mama
S'écria
De toute sa poitrine:
Médecin! Médecine!
Un garçon
Bel et bon
Par aventure se trouva
Et s'y prêta
Et la frotta,

La bien chauffa,
Que rhume bientôt s'envola.
Le Divin! la Divine!
Médecin! Médecine!

Molto andante

Hat alles seine Zeit:
Das Nahe wird weit,
Das Warme wird kalt,
Der Junge wird alt,
Das Kalte wird warm,
Der Reiche wird arm,
Der Narre gescheut,
Alles zu seiner Zeit.

Con espressione

Ein Weiblein der Sibyllenschar
Drohte mir Gefahr, Gefahr
Von schwarzen Augen im Januar
Und Februar
Und März — und ach durchs ganze Jahr.
Wenn, Marianne, du mitleidig bist
Wie schön, vergönne mir
Die arme kurze Frist.

Presto fugato

Und Rosenblüt und Rosenlust
Und Kirschen, Äpfel und Birnen voll!
Gejauchzt, getanzt mit voller Brust!
Herbei! Herbei! Und laut und toll!
Laßt sie kommen!

Alle!

Hier ist genug!
Hier schaumt der Most
Die Fässer heraus.

Rum Rum
Didli di dum
Herbei, herbei!
Didli di dei!

Die Laffen,
Da stehn sie und gaffen
Der Herrlichkeit zu.

Mit! mit!
Gesprungen! gesungen!
Alten und Jungen!
Mit! Duru! Mit!

Sind große Geister
Gestoppelte Meister,
Verschnitten dazu!

Weiber und Kinder,
Zöllner und Sünder,
Kritaster, Poeten,
Huren, Propheten,
Dal dilleri du.

Da stehn sie, die Laffen
Und gaffen :|:
Der Herrlichkeit zu.

Dum du dum du
Dam dim di di du
Dam dim di di du
Huhu! Huhu!

Adler und Taube

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang.
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfnis nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Träne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt mutwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Über goldnen Sand am Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr rötlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich

Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sei guten Mutes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegenheben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Tau,
Pflückst aus dem Überfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug. —
O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst:
O Weisheit! Du redst wie eine Taube!

Mahomets Gesang

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick!
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf,
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,

Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen:
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand, die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher: ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Pindars fünfte Olympische Ode

Strophe

Hoher Tugenden und
Olympischer Kränze
Süße Blüten empfange,
Tochter des Ozeans,
Mit freudewarmem Herzen,
Sie, unermüdeter Mäuler
Und des Psaumis Belohnung,
Der, deiner Stadt Preis erwerbend,
Bevölkertes Kamarina,
Auf sechs Zwillingsaltären
Verherrlichte die Feste der Götter
Mit stattlichen Rindopfern
Und Wettstreits fünftägigem Kampf
Auf Pferden, Mäulern und Springrossen,
Dir aber siegend
Lieblichen Ruhm bereitete,
Da seines Vaters Akrons
Name verkündet ward
Und deiner, neubewohnte Stätte.

Antistrophe

Und nun herwandelnd
Von des Oenomaus
Und des Pelops lieblichen Gründen,
Völkerschützerin Pallas,
Besingt er deinen heiligen Hain,
Des Danos Fluten,
Des Vaterlandes See
Und die ansehnlichen Gänge,
In welchen die Völker

Hipparis tränket;
Schnell dann befestigt er
Wohlgegründeter Häuser
Hocherhabne Gipfel,
Führt aus der Niedrigkeit
Zum Licht 'rauf sein Bürgervolk.
Immer ringet an der Tugend Seite
Müh und Aufwand
Nach gefahrumhülltem Zwecke,
Und die Glücklichen
Scheinen weise den Menschen.

Epode

Erhalter, wolkenthronender Zeus,
Der du bewohnest Kronions Hügel,
Ehrest des Alpheus breitschwellende Fluten
Und die idäische heilige Höhle,
Bittend tret' ich vor dich
In lydischem Flötengesang,
Flehe, daß du der Stadt
Mannswerten Ruhm befestigest.
Du dann, Olympussieger,
Neptunischer Pferde
Freudmütiger Reuter,
Lebe heiter dein Alter aus,
Rings von Söhnen, o Psaumis, umgeben.
Wem gesunder Reichtum zufloß
Und Besitztumsfülle häufte
Und Ruhmnamen drein erwarb,
Wünsche nicht, ein Gott zu sein.

An Friedrich Wilhelm Gotter

Schicke dir hier den alten Götzen,
Magst ihn zu deinen Heiligen setzen
Oder magst ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten stellen zumal.
Hab's geschrieben in guter Zeit,
Tags, Abends und Nachts Herrlichkeit,
Und find' nicht halb die Freud' so mehr,
Da nun gedruckt ist ein großes Heer.
Find', daß es wie mit den Kindern ist,
Da doch wohl immer die schönste Frist
Bleibt, wenn man in der schönen Nacht
Sie hat der lieben Frau gemacht;
Das andre geht dann seinen Gang
Mit Rechnen, Wehn und Tauf' und Sang.
Mögt euch nun auch ergötzen dran,
So habt ihr doppelt wohlgetan.
Magst, wie ich höre, auch allda
Agieren, tragieren Komödia
Vor Stadt und Land und Hof und Herrn:
Die sähn das Schattenspiel wohl gern.
So such' dir denn in deinem Haus
Einen recht tüchtigen Bengel aus,
Und gib ihm die Roll' von meinem Götz,
In Panzer, Blechhaub' und Geschwätz.
Dann nimm den Weisling vor dich hin,
In Pumphos', Kragen und stolzem Kinn,
Mit Spada wohl nach Spanier Art,
Mit Weitnaslöchern, Stützleinbart,
Und sei ein Falscher an den Frauen,
Läßt sich zuletzt vergiftet schauen.

Und bring', da hast du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn' Gestank!
Mußt alle garst'gen Worte lindern,
Aus Scheißkerl Schurk, aus Arsch mach' Hintern —
Und gleich' das alles so fortan,
Wie du's wohl ehmals schon getan.

Sprache

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Fass' an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!

An Johann Christian Kestner

Wenn einst nach überstandnen Lebens Müh und Schmerzen
Das Glück dir Ruh und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen —
Dich und mit dir geliebt!

Das garstige Gesicht

Wenn einen würdigen Biedermann,
Pastorn oder Ratsherrn lobesan,
Die Wittib läßt in Kupfer stechen
Und drunter ein Verslein radebrechen,

Da heißt's: Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn, Ehrwürdig, Wohlgeboren!
Seht seine Augen und seine Stirn;
Aber sein verständig Gehirn,
So manch Verdienst ums gemeine Wesen,
Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen.

So, liebe Lotte! heißt's auch hier:
Ich schicke da mein Bildnis dir.
Magst wohl die ernste Stirne sehen,
Der Augen Glut, der Locken Wehen;
's ist ungefähr das garst'ge Gesicht —
Aber meine Liebe siehst du nicht.

Katechisation

Lehrer

Bedenk', o Kind! woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer

Und der, woher hat's der?

Kind

Vom Großpapa.

Lehrer

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind

Der hat's genommen.

Dilettant und Kritiker

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar schön von Farben und bunt,
Gar herzlich lieb nach Knabenart,
Geätzet aus seinem Mund,
Und hatte so Freud' am Täubchen sein,
Daß er nicht konnte sich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Altfuchs herum,
Erfahren und lehrreich und schwätzig darum;
Der hatte den Knaben manch Stündlein ergetzt,
Mit Wundern und Lügen verprahlt und verschwätzt.

„Muß meinem Fuchs doch mein Täubelein zeigen!"
Er lief und fand ihn strecken in Sträuchen.
„Sieh, Fuchs, mein lieb Täublein, mein Täubchen so schön!
Hast du dein Tag so ein Täubchen gesehn?"

Zeig' her! — Der Knabe reicht's. — Geht wohl an;
Aber es fehlt noch manches dran.
Die Federn, zum Exempel, sind zu kurz geraten. —
Da fing er an, rupft' sich den Braten.

Der Knabe schrie. — Du mußt stärkre einsetzen,
Sonst ziert's nicht, schwinget nicht. —
Da war's nackt — Mißgeburt! — und in Fetzen.
Dem Knaben das Herze bricht.

Wer sich erkennt im Knaben gut,
Der sei vor Füchsen auf seiner Hut.

Der Welt Lohn

Was du dem Publikum gesagt,
Hat ihnen drum nicht alles behagt.
Sie sollten nicht vergessen:
Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul;
Und wer einen Korb voll Äpfel verschenkt,
Nicht just dran denkt,
Ob einen der Wurm hat angefressen.

Aus „Erwin und Elmire"

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen!
Muß ums bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar schlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Ist nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinauszutreiben.

Erdennot ist keine Not
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit schafft dir täglich Brot,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne scheint,
Findst ein Mädchen, findst einen Freund,
Laß uns immer bleiben!

Das Veilchen

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und muntrem Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Mädchens Held

Flieh, Täubchen, flieh!
Er ist nicht hie,
Der dich an dem schönsten Frühlingsmorgen
Fand im Wäldchen, da du dich verborgen.

Flieh, Täubchen, flieh!
Er ist nicht hie.
Böser Laurer Füße rasten nie.

Horch, Flötenklang,
Liebesgesang,
Wallt auf Lüftchen hin zu Chloens Ohre,
Findt im zarten Herzen offne Tore.
Horch, Flötenklang!
Liebesgesang!
Horch, es wird der süßen Lieb' zu lang!

Hoch ist sein Schritt,
Fest ist sein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne bebet,
Auf den Wangen ewiger Frühling lebet.
Hoch ist sein Schritt,
Fest ist sein Tritt!
Edler Deutscher Füße gleiten nit!

Warm ist die Brust,
Keusch seine Lust!
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten schön umzogen.
Warm ist die Brust,
Keusch seine Lust!
Auch beim Anblick du ihn lieben mußt.

Rot ist sein Mund,
Der mich verwundt!
Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,
Auf den Lippen säuseln süße Lüfte!

Rot ist sein Mund,
Der mich verwundt!
Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.

Treu ist sein Blut!
Stark ist sein Mut!
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz wohnt edles Erbarmen!
Treu ist sein Blut!
Stark ist sein Mut!
Selig, wer an seinem Busen ruht!

So ist der Held,
Der mir gefällt!
Soll mein deutsches Herz mit weichen Flöten
Rasches Blut in meinen Adern töten.
So ist der Held,
Der mir gefällt!
Ihn vertausch' ich nicht um eine Welt!

Singt, Schäfer, singt,
Wie's euch gelingt!
Wieland soll nicht mehr mit seinesgleichen
Edlen Mut von unsrer Brust verscheuchen.
Singt, Schäfer, singt,
Wie's euch gelingt!
Bis ihr deutschen Glanz zu Grabe bringt.

Autoren

Über die Wiese den Bach herab,
Durch seinen Garten,
Bricht er die jüngsten Blumen ab;

Ihm schlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Gewinst! o Glück!
Jüngling, tauschest deine Blüten um einen Blick!

Der Nachbar Gärtner sieht herein
Über die Hecke: „So ein Tor möcht' ich sein!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren!
Aber, sind sie reif: Geld! guter Freund!
Soll ich meine Mühe verlieren?"

Das sind Autoren, wie es scheint.
Der eine streut seine Freuden herum
Seinen Freunden, dem Publikum;
Der andre läßt sich pränumerieren

Rezensent

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen.
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Tut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Über mein Essen zu räsonnieren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein."
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent.

Künstlers Morgenlied

Der Tempel ist euch aufgebaut,
Ihr hohen Musen all,
Und hier in meinem Herzen ist
Das Allerheiligste.

Wenn morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau' umher,
Steht rings ihr Ewiglebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgesang
Ist lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenspiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin
Und lese, wie sich's ziemt,
Andacht liturg'scher Lektion
Im heiligen Homer.

Und wenn der ins Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Göttersöhn' auf Wagen hoch
Rachglühend stürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen stürzt,
Und drunter und drüber sich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er sengte sie dahin

Mit Flammenschwert, der Heldensohn,
Zehntausend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Rogus niederstürzt,
Den er sich selbst gehäuft,
Und Feinde nun den schönen Leib
Verschändend tasten an:

Da greif' ich mutig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeldwogen braust.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswut,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und um den Toten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan!
Da kämpfen sie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Tränenwut.

Ach, rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
Ins Lager tragt ihn fort
Und Balsam gießt dem Toten auf
Und Tränen Totenehr'!

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängst du Liebe mich,
Mein Mädchen! ach, im Bilde nur,
Und so im Bilde warm!

Ach, wie du ruhtest neben mir
Und schmachtetest mich an,
Und mir's vom Aug' durchs Herz hindurch
Zum Griffel schmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Busen jung und frisch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen fest,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm!

Und sollst mir, meine Liebe, sein
Alldeutend Ideal,
Madonna sein, ein Erstlingskind,
Ein heilig's, an der Brust;

Und haschen will ich, Nymphe, dich
Im tiefen Waldgebüsch —
O fliehe nicht die rauhe Brust,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttin stark,
Und ziehn ein Netz um uns herum
Und rufen dem Olymp,

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unser Glück,
Und soll's die Fratze Eifersucht,
An Bettfuß angebannt.

Kenner und Enthusiast

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben,
Was alles es hätt': gar Freud' genung,
Frisch junges warmes Leben.

Wir fanden sie sitzen an ihrem Bett,
Tät sich auf ihr Händlein stützen.
Der Herr, der macht' ihr ein Kompliment,
Tät gegen ihr übersitzen.
Er spitzt die Nase, er sturt sie an,
Betracht sie herüber, hinüber;
Und um mich war's gar bald getan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken
Und sagt, sie wär' doch allzuschlank
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und scheidend sah ich in die Höh':
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm' dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Galerie
Voll Menschenglut und Geistes;
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O Maler! Maler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Malen!
Und nur die allerschönste Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und sieh, da ging mein Herr herum
Und stochert sich die Zähne,
Registriert in Katalogum
Mir meine Göttersöhne.
Mein Busen war so voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn versammelten Männer sich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Kenner und Künstler

Kenner

Gut! brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten!
Hier scheint es mir zu lang,
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur —
So tot noch alles!

Künstler

O ratet, helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerspitzen hervor?

Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib
Ich animaliſch kann und muß!

Kenner

Da ſehen Sie zu.

Künſtler

So!

Monolog des Liebhabers

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunſt rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerſpitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Chriſtel

Hab' oft einen dumpfen düſtern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.
Ich ſeh' ſie dort, ich ſeh' ſie hier
Und weiß nicht auf der Welt,
Und wie und wo und wann ſie mir,
Warum ſie mir gefällt.

Das schwarze Schelmenaug' dadrein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzig Mal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Ist eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt!

Und wenn ich sie denn fassen darf
Im luft'gen deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenn's ihr taumlig wird und warm,
Da wieg' ich sie sogleich
An meiner Brust, in meinem Arm:
's ist mir ein Königreich!

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang —
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte sie einmal
Und büße meine Lust;
Und endigt sich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust!

An eine auswärtige Freundin

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt;
Sieh dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Auf Mademoiselle N. N.

Ihr Herz ist gleich
Dem Himmelreich:
Weil die geladenen Gäste
Nicht kamen,
Ruft sie zum Feste
Krüppel und Lahmen.

Und fand, als ich mich aufgerafft,
Verschüttet, ach! in meinem Bette
Des Lebensbalsams Füllekraft —
Womit ein Fürstenkind sich wohl begnüget hätte.

Diner zu Koblenz

im Sommer 1774

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt' sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Rätseln wohl versiegeln tät;
Eröffnet' die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen tut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Kubusstadt und das Perlentor
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indes nicht weit gereist,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeist.

Vater Basedow, unter dieser Zeit,
Packt' einen Tanzmeister an seiner Seit'
Und zeigt' ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war;
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt
Drob ärgert' sich der andre sehr
Und wollte gar nichts hören mehr,
Und sagt': es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.

Und ich behaglich unterdessen
Hätt einen Hahnen aufgefressen.

*

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

II. Sura

Es ist so viel Heimweh in der Welt, daß eins dem andern die Wage hält;
Da streckt er sich in seinem Bett — denkt, o daß ich mein Weibchen hätt'.
Ich kröne mich in meinem Sinn; fort ist die gute Meyerin!
Doch hoffen wir wieder Maienfreud',
Er lehret und bekehrt die Leut',
Ich fahr zum schönen Liesel heut'.

Wenn du darnach was fragst,
Wir waren hier.
Du, der du nach uns kommen magst,
Hab' wenigstens so frisches Blut
Und sei so leidlich fromm und gut
Und leidlich glücklich, als wie wir!

Wir werden nun recht gut geführt,
Weil Basedow das Ruder rührt.

Geistesgruß

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt;

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu!"

In das Stammbuch Georg Friedrich Schmolls

Auf der Lahn. Montags, den 18. Julius 1774

Gelacht! Geschrieben!
Die Zeit vertrieben!
Die Zeit gehalten
Heißt wohl verwalten.

In den Kalender der Frau Kämpf

Auf dem Rhein, den 18. Juli 1774

Sara kocht' unserm Herre Gott,
Elisabeth Götzen in der Not,
Nahmen sich ihres Hauses an,
Waren Gott lieb, waren lieb dem Mann.
Du sorgtest für die Freunde hier;
Drum, liebes Weibchen, dank' ich dir.

Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare

die Geschwister des Bräutigams

zum 25. Juli 1774

Er fliegt hinweg, dich zu umfangen,
Und unsre Seele jauchzt ihm laut!
Mit innig heißerem Verlangen
Flog nie der Bräutigam zur Braut.
O Schwester, willst du länger weilen?
Auf, bring' uns doppelt ihn zurück!
Wir wollen alles mit dir teilen
Und unser Herz und unser Glück.

Die besten Eltern zu verlassen,
Die Freunde, denen du verschwindst,
Ist traurig; doch, um dich zu fassen,
Bedenke, was du wiederfindst.

Dein Glück, o Freundin, wird nicht minder,
Und unsers wird durch dich vermehrt:
Sieh, dich erwarten muntre Kinder,
Die werten Eltern Gott beschert.

Komm zu dem täglich neuen Feste,
Wo warme Liebe sich ergießt,
Ringsum die brüderlichen Gäste,
Da eins des andern Glück genießt.
Im langgehofften Sommerregen
Reicht Gott dem früchtevollen Land
Erquickung, tausendfält'gen Segen —
Reich' du dem Bruder deine Hand!

Und mit der Hand ein künftig Glücke
Für ihn und dich und uns zugleich;
Dann werden jede Augenblicke
An neuen Lebensfreuden reich.
Ja, es sind wonnevolle Schmerzen,
Was aus der Eltern Auge weint:
Sie sehen dich mit warmem Herzen
Mit deiner Schwester neu vereint.

Wie Freud' und Tanz ihn dir ergeben
Und Jugendwonne euch verknüpft,
So seht einst euer ganzes Leben
Am schönen Abend hingeschlüpft!
Und war das Band, das euch verbunden,
Gefühlvoll, warm und heilig rein,
So laßt die letzte eurer Stunden
Wie eure erste heiter sein!

Der untreue Knabe

Es war ein Knabe frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen
Und liebgekost und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht' und weint' und bet't und schwur:
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, graust sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Er ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten,
Reit't sieben Tag und sieben Nacht;
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluten reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bindt 's Pferd hauß' an und kriecht hinein
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und krabbelt nach,
Die Lichtlein ferne weichen,
Irrführen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel untenan
Mit weißen Tüchern angetan,
Die wend't sich —

Der König in Thule

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken,
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen täten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

An Schwager Kronos

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eh es Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Haudern.
Friſch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Raſch ins Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit hoch, herrlich der Blick,
Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an
Und ein Frischung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da. —
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlotternde Gebein —

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten, taumelnden
In der Hölle nächtliches Tor!

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen!
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfange.

In das Stammbuch Johann Peter de Reyniers

von Frankfurt a. M. 1680

Ein teures Büchlein siehst du hier,
Voll Pergament und weiß Papier,
Das wohl schon an die hundert Jahr
Zum Stammbuch eingeweihet war.
Prädestination ist ein Wunderding —
Wie es dem lieben Büchlein ging,
So ging es auch, wie's jeder schaut,
Dem König von Garbo seiner Braut.
Davon ich die Historiam
Hier nicht erzähl' aus Sitt' und Scham,
Wie solches auf dem vor'gen Blatt
Herr Reynier sich ausgebeten hat;
Möcht' er wohl vorgesehen haben,
Was drüber kämen für feine Knaben —
Gnug, er das Buch für gutes Geld
Für seine Freunde weiß bestellt.
Drei, vier Blätter, die sind beschrieben,
Die andern sind auch weiß geblieben:
Hat sie das Geschick mir zugedacht.
Nach Erbschaftsmoder und langer Nacht
Zog es endlich der Jungfrauen Flor
Aus Schutt und Staub und Graus hervor
Und gab es mir und schenkt' es mir,
Als wohlbekannt wegen viel Geschmier,
Daß ich Papier und Pergament
Erfüllt' mit Werken meiner Händ';
Dazu bei Schnee und Winternacht
Der Anfang alsobald gemacht,

Da wir wohl hinterm Ofen saßen,
Borsdorfer Äpfel weidlich fraßen.
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Post und Kirch' zwei große Dieb',
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing,
Da es nach Christ eintausend Jahr
Siebenhundertundvierundsiebzig war,
Zwei Tage nach Martini Tag,
Abends mit'm achten Glockenschlag.
Frankfurt am Main, des Witzes Flor,
Nicht weit vom Eschenheimer Tor,
Findest das Haus nach dem ABC:
Hundertsiebenundfunfzig Litera D.
Und hiermit mach' ich den Beschluß.
Hab' freilich alles nicht beschrieben —
Genug, was wir zusammen trieben,
War nicht Actus continuus.

*

Den Abend drauf, nach Schrittschuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staatskirschentort', gemeinem Bier
Den Abend zugebracht allhier.
Und Äugelein schön und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und sein Schwanz.

An Hieronymus Peter Schlosser

Du, dem die Musen von den Aktenstöcken
Die Rosenhände willig strecken,
Der zweener Herren Diener ist,
Die ärgre Feinde sind als Mammonas und Christ,

Den Weg zum Römer selbst mit Blumen dir bestreust,
Dem Winter Lieblichkeit und Dichterfreuden leihst:
Kein Wunder, daß auch deine Gunst
Zu meinem Vorteil diesmal schwärmet,
Das flache Denkmal unsrer Kunst
Mit freundlicher Empfindung wärmet.
Laß es an deiner Seite stehn!
Schenk' ihm, auch unverdient, die Ehre!
Und möchtest du an dem Versuche sehn,
Was ich gern dir und gern den Musen wäre.

Der neue Amadis

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein,
Und so saß ich manches Jahr
Über mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein armer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch kristallen Schloß
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrot,
Glühend wie der Wein,
Ach! ich liebte fast mich tot!
Rings mit Sonnenschein
War sie emailliert.

Ach! wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Rettung

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhasser;
Da lief ich an ein fließend Wasser,
Das Wasser lief vor mir vorbei.

Da stand ich nun, verzweifelnd stumm,
Im Kopfe war mir's wie betrunken,
Fast wär' ich in den Strom gesunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte just dahin den Rücken —

Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in acht! der Fluß ist tief."

Da lief mir was durchs ganze Blut,
Ich seh', so ist's ein liebes Mädchen;
Ich frage sie: wie heißt du? „Käthchen!"
O schönes Käthchen! Du bist gut.

Du hältst vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun sei auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Not,
Sie schlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte sie und sie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr vom Tod.

Sendschreiben

Mein altes Evangelium
Bring' ich dir hier schon wieder;
Doch ist mir's wohl um mich herum,
Darum schreib' ich dir's nieder.

Ich holte Gold, ich holte Wein,
Stellt' alles da zusammen:
Da, dacht' ich, da wird Wärme sein,
Geht mein Gemäld' in Flammen!
Auch tät ich bei der Schätze Flor
Viel Glut und Reichtum schwärmen;
Doch Menschenfleisch geht allem vor,
Um sich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, sondern fleißig ist,
Wie ich bin und wie du bist,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Überdruß.
Denn er blecket nicht mit stumpfem Zahn
Lang' Gesottnes und Gebratnes an,
Das er, wenn er noch so sittlich kaut,
Endlich doch nicht sonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt, und wischt das Maul wohl nicht einmal.

Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich;
Denn dein Herz hat viel und groß Begehr:
Was wohl in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Meergestad' und alle Träume
In dein Herz zu sammeln miteinander,
Wie die Welt durchwühlend Banks, Solander.

Und wie muß dir's werden, wenn du fühlest,
Daß du alles in dir selbst erzielest,
Freude hast an deiner Frau und Hunden,
Als noch keiner in Elysium gefunden,
Als er da mit Schatten lieblich schweifte
Und an goldne Gottgestalten streifte.
Nicht in Rom, in Magna Grăcia —
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Findt im Stengelglas wohl eine Welt.

Künstlers Abendlied

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell genießet —

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Wirst alle deine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

An Johann Heinrich Merck

Hier schick' ich dir ein teures Pfand,
Das ich mit eigner hoher Hand,
Mit Zirkel rein und Lineal,
Gefertigt dir zur Zeichenschal'

Und auch zu festem Kraft und Grund
In einer guten Zeichenstund'.
Nimm's, lieber Alter, auf dein Knie
Und denke mein, wenn's um dich schwebt,
Wie es in Sympathien hie
Um mein verschwirbelt Hirnchen lebt.
Geb' Gott dir Lieb' zu deinem Pantoffel,
Ehr' jede krüpplige Kartoffel,
Erkenne jedes Dings Gestalt,
Sein Leid und Freud', Ruh und Gewalt,
Und fühle, wie die ganze Welt
Der große Himmel zusammenhält:
Dann du ein Zeichner, Kolorist,
Haltungs und Ausdrucks Meister bist.

Guter Rat

Geschieht wohl, daß man einen Tag
Weder sich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunst wohl anders sein?
Drum hetze dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit:
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Der Musensohn

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!

Und nach dem Takte reget
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten,
Die erste Blum' im Garten,
Die erste Blüt' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüte schwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt durch Tal und Hügel
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Aus „Erwin und Elmire"

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüten, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

In ein Exemplar von Werthers Leiden

In jammervolle Seelenfreuden
Sei bei des Armen Not entzückt;
Ihm schuf sein Herz die bittre Leiden,
Deins mache, Doron, dich beglückt.

Zu den Leiden des jungen Werthers

Jeder Jüngling sehnt sich, so zu lieben,
Jedes Mädchen, so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.

Stoßgebet

Vor Werthers Leiden,
Mehr noch vor seinen Freuden
Bewahr' uns, lieber Herre Gott!

„Freuden des jungen Werthers"

Ein junger Mensch — ich weiß nicht, wie —
Starb einst an der Hypochondrie
Und ward denn auch begraben.
Da kam ein schöner Geist herbei,
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie's denn so Leute haben.
Der setzt' notdürftig sich aufs Grab
Und legte da sein Häuflein ab,
Beschaute freundlich seinen Dreck,
Ging wohl eratmet wieder weg,

Und sprach zu sich bedächtiglich:
„Der gute Mensch, wie hat er sich verdorben!
Hätt' er gesch..... so wie ich,
Er wäre nicht gestorben!"

Auf Nicolai

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen:
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann?
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Prometheus

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn —
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn' als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich

Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei:
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich —
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Neue Liebe, neues Leben

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest:
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verändrung, ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur:
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

An Lili Schönemann

Frankfurt 1775

Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde:
Der kleine Strauß, er ist von mir.

Aus „Claudine von Villa Bella"

Liebliches Kind!
Kannst du mir sagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen
Einsam und stumm
Immer sich quälen?
Selbst sich betrügen
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da, wo sie nicht sind?
Kannst du mir's sagen,
Liebliches Kind?

Mit einem goldenen Halskettchen

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegsamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu schmiegen sehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht kühn:
Am Tag ist's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfst du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Lisette,
Wenn du ein klein Bedenken hast.

Lilis Park

Ist doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarsten Tiere
Und kriegt sie 'rein, weiß selbst nicht wie.
O wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie gelöschter Liebesqual!

„Wie hieß die Fee? Lili?" — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr sie nicht, so danket Gott dafür.

Welch ein Geräusch, welch ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Türe stellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büsche
Scheinen lebendig zu werden:
So stürzen sich ganze Herden
Zu ihren Füßen, sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus;

Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geschweige die Bestien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie stürzen einander über die Nacken,
Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsten sich, beißen sich,
Und das um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den schönen Händen schmeckt,
Als hätt' es in Ambrosia gesteckt.

Aber der Blick auch, der Ton,
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre, sie kämen,
Wenn sie den Ton von weiten nur vernähmen.

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß hereinbetrogen,
Unter die zahme Kompagnie gebracht
Und mit den andern zahm gemacht —
Bis auf einen gewissen Punkt, versteht sich!
Wie schön und ach! wie gut
Schien sie zu sein! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr sagtet: ich! Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, grad aus: Ich bin der Bär!
In einem Filetschurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,

Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wütig heut.

Denn ha! steh' ich so an der Ecke
Und hör' von weitem das Geschnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke
Und seh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf einmal an zu rasen,
Ein mächt'ger Geist schnaubt aus der Nasen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Tor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken!
Ich sträube meinen borst'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgestutzte Bäumchen höhnt
Mich an! ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Grase;
Der Buchsbaum zieht mir eine Nase!
Ich flieh' ins dunkelste Gebüsche hin,
Durchs Gehege zu dringen,
Über die Planken zu springen.
Mir versagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleit mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich wieder.
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünstelten Kaskaden
Und kau' und wein' und wälze halb mich tot,

Und ach! es hören meine Not
Nur porzellanene Dreaden.

Auf einmal! ach, es dringt
Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder:
Sie ist's, die dort in ihrer Laube singt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft ist warm, ist blütevoll.
Ach! singt sie wohl, daß ich sie hören soll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträucher nieder,
Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und so — zu ihren Füßen liegt das Tier.

Sie sieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild;
So zottig, täpsig, knollig!"
Sie streicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken;
Er denkt im Paradiese zu sein.
Wie ihn alle sieben Sinnen jücken!
Und sie — sieht ganz gelassen drein.
Ich küss' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So sittig, als ein Bär nur mag;
Ganz sachte heb' ich mich und schmiege mich verstohlen
Leis an ihr Knie — am günst'gen Tag
Läßt sie's geschehn und kraut mir um die Ohren
Und patscht mich mit mutwillig derbem Schlag —
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert sie mit süßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.
So treibt sie's fort mit Spiel und Lachen!
Es hofft der oft betrogne Tor;

Doch will er sich ein bißchen unnütz machen,
Hält sie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsamfeuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon sie wohl einmal, von Lieb' und Treu erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, fest
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie suche, schaudre, wieder fliehe —
So läßt sie den zerstörten Armen gehn,
Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
Ha! manchmal läßt sie mir die Tür halb offen stehn,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden:
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft!
Doch sendet ihr mir keine Hilfe nieder —
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder:
Ich fühl's! ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.

Den Männern zu zeigen

1. Sam., Kap. 16, V. 11

Und Samuel sprach zu Isai: Sind das die Knaben alle?

Ach! ich war auch in diesem Falle:
Als ich die Weisen hört' und las,
Daß jeder diese Welten alle

Mit seiner Menschenspanne maß,
Da fragt' ich: aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

An Lottchen

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnot,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie beim stillen Abendrot
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da du uns auf reichbebauter Flur,
In dem Schoße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.

Wohl ist mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres, gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmal in die Welt;
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl:
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?

Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht' das Aug' oft so vergebens
Ringsumher und findet alles zu:
So vertaumelt sich der schönste Teil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh,
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke
Blieb in eigenwill'ger, starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O sie ist wert, zu sein geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin gibt.

In das Stammbuch von Jakob Michael Reinhold Lenz

Emmendingen, den 5. Juni 1775

Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichterherzen —
Noch im letzten Augenblick
Lass' ich Lenzchen dies zurück.

Aus dem Tagebuch der Schweizerreise

Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert werden,
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol' der Teufel unsre Leiber.

Auf dem See

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt:
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist:
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

An Johann Kaspar Lavater

Oberried, Juni 1775

Bist du hier,
Bin ich dir
Immer gegenwärtig;
Machst du hier,
Machst mit mir
Deine Werke fertig.

An Johann Georg und Rahel d'Orville

Lieber Herr d'Orville, liebe Frau,
Ich bitt' euch, nehmt's nicht so genau;
Ihr kennt nun doch einmal den Affen,
Wißt, ist nichts Gescheuts mit ihm zu schaffen.
Lauft da, was kann wohl Tollers sein,
Wie Kain in die Welt hinein.
Dafür sitzt er auch auf dem Sand,
Die Stadt ist ihm ein ödes Land,
Und ist ihm halt die Welt so leer,
Als wenn er erst 'nein gekommen wär'

Ihm ist so weh, so weh, er schauet nicht
Des liebsten Buben Angesicht,
Hängt nicht dem Mann um Hals und Leib,
Küßt nicht das liebe, treue Weib,
Spaziert nicht mehr im Frauenschlepp,
Und hört, ach! nicht mehr das Beb Bepp!
Was hilft mir nun das Glockengebrumm,
Das Kutschengerassel und Leut' Gesumm!
Was tät ich in der Kirche gar,
Da ich schon einmal im Himmel war,
Ich Hand in Hand mit Engeln saß,
Mich in dem Himmelsblau vergaß,
Das aus dem süßen Auge winkt,
Drin Lieb' und Treu' wie Sternlein blinkt.
Was hört' ich an des Pfarrers Lehr',
Die doch nicht halb so kräftig wär',
Als wenn ihr Mündlein lieb und mild
Mich über Fluch und Unart schilt.

Was lachst du, Sonne, da herein?
Ich bitte dich, laß mich allein.
Du lächelst ihren Laden an,
Der heut' mir nicht wird aufgetan.
Aha! Du bist so freundlich hier,
Blickst durch die Ritzen schlau nach ihr
Und meinst, du hätt'st wohl nie so schön
Da droben einen Engel ruhen sehn.

Der Tag rückt weiter nun heran,
Besuch! — Ach, was geht der mich an!
Ich bilde mir so freundlich ein,
Ich säß' noch drauß' mit euch allein.
Der Mann raucht seine Pfeif' Tobak,
Man fuschelt in dem Arbeitssack,

Man wickelt Seide: es läßt sich an,
Als würden Wunderstreich' getan.
Ein medizinisch Dejeuner,
Mit Selzer Wasser und Kaffee;
Nach Fastenbrezeln, wohl geschmiert,
Kommt Haf' und Wein hereinspaziert:
Lili muß jeden Lusten stillen —
Das all um ihres Magens willen.

Die Kinder kommen angehuppt,
Man wird zur Türe 'nausgeschwuppt.
Ist allen so wohl ohn' Unterlaß;
Ach lieber Gott, mir auch so was!

Frau d'Orville, wo mag Lili sein?
Ist sie in ihrer Stub' allein? —
Sie hat die Stirn in ihrer Hand!
Was ist ihr in dem Freudenland?
Soll das ein böses Kopfweh sein?
Oder ach! ist's etwan andre Pein?

Geh, liebes Mufti, ich bitte dich,
Klettr' ihr auf den Schoß, küss' sie für mich;
Scheich Daher, Hanne Buzzi, du,
Küss' ihr die Hand, laß ihr nicht Ruh.
Mach', Ali Bey, dich auch an sie,
Schmieg' dich ihr liebend an das Knie;
Und Abu Dahab, komm getrollt,
Sei freundlich, bis sie sagt: du Gold!
Dich herzlich auf dem Arme küßt,
Und hoffend allen Schmerz vergißt.

Der alte Friedrich kommt und fragt,
Was heut' den Damen wohl behagt?

Er soll Kapaun und Wildbret tragen!
Lili, hast du ihm nichts zu sagen?
Schon wart' ich auf das alte Gesicht,
Ich bin untröstlich, kömmt er nicht.

War der Herr Doktor noch nicht da?
Sang André noch kein Trallallra?
Oho, da drauß' geht's bunt ja her,
Als ob der Teufel ledig wär'.
Eins, zwei, drei! Kling! Klang! Krack! en garde,
Kling! Rompes! Klang! pares ma quarte.

So mag es wohl dem Teufel sein,
Wenn er in seiner Höll' allein
Nach Himmelsfreuden seufzt und klagt,
Daß ihn der Unmut 'rausgejagt.
Doch hab' ich weit ein besser Los,
Die Kluft ist lange nicht so groß;
Bin euch mit Leib und Seele nah —
Plitz! Platz! So bin ich wieder da!

Bundeslied

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht.
Erneuert unsre Flammen!
Er hat sie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des echten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an und küsset treu,
Bei jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin?
Genießt die freie Weise
Und treuen Brudersinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig so gesellt.

Herbstgefühl

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle,
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Tränen.

Sehnsucht

Mel.: O Vater der Barmherzigkeit

Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
Die glühend herzauf quillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger werden!
Ach, diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

O Vater alles wahren Sinns
Und des gesunden Lebens,
Du Geber köstlichen Gewinns,
Du Fördrer treuen Strebens,
Sprich in mein Herz dein leises Wort,
Bewahre mich so fort und fort
Für Heuchlern und für Huren!

Klaggesang

von der edlen Frauen des Asan Aga

Aus dem Morlackischen

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Nieder liegt er drin an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester;
Schamhaft säumt sein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen."

Als die Frau dies harte Wort vernommen,
Stand die treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Türe,
Und es deucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Turme, sich herabzustürzen.
Ängstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Tränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asan Rosse,
Ist dein Bruder Pintorowich kommen!"

Und es kehret die Gemahlin Asans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
Mich verstoßen! Mutter dieser fünfe!"

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrote Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei, sich einem andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauerscheidbrief sahe,
Küßte sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage;
Kurze Zeit gnug: von viel großen Herren

Unsre Frau in ihrer Witwentrauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoskis Kadi;
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre dich bei deinem Leben,
Gib mich keinem andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiedersehen meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche!"

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoskis Kadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
„Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Kadi:
Dich begrüßt die junge Wittib freundlich
Und läßt durch dies Blatt dich höchlich bitten,
Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
Du mir einen langen Schleier bringest,
Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
Meine lieben Waisen nicht erblicke."

Kaum ersah der Kadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstin Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder.
Aber als sie Asans Wohnung nahten,
Sahn die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
Iß das Abendbrot mit deinen Kindern!"
Traurig hört' es die Gemahlin Asans,

Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
Halten wenig vor der Lieben Türe,
Daß ich meine Kleinen noch beschenke."

Und sie hielten vor der Lieben Türe,
Und den armen Kindern gab sie Gaben:
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hilflos in der Wiege,
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiseit' sah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
Eurer Mutter Brust ist Eisen worden,
Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen."

Wie das hörte die Gemahlin Asans,
Stürzt' sie bleich, den Boden schütternd, nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah.

Aus dem „Urfaust"

I

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Lebt' nur von Fett und Butter,
Hätt' sich ein Ränzlein angemäst
Als wie der Doktor Luther.
Die Köchin hätt' ihr Gift gestellt,
Da ward's so eng ihr in der Welt,
Als hätt' sie Lieb' im Leibe!

Sie fuhr herum, sie fuhr heraus,
Und soff aus allen Pfützen,
Zernagt, zerkratzt das ganze Haus,
Wollt' nichts ihr Wüten nützen.
Sie tät so manchen Angstesprung,
Bald hätt' das arme Tier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe!

Sie kam vor Angst am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt und lag
Und tät erbärmlich schnaufen.
Da lachte die Vergift'rin noch:
Ha! sie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätt' sie Lieb' im Leibe!

2

Es war einmal ein König,
Der hätt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nit wenig,
Als wie sein eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran
Da meß dem Junker Kleider
Und meß ihm Hosen an!

In Sammet und in Seide
War er nun angetan,
Hätte Bänder auf dem Kleide,
Hätt' auch ein Kreuz daran.
Und war sogleich Minister
Und hätt' einen großen Stern;
Da wurden seine Geschwister
Bei Hof auch große Herrn

Und Herrn und Fraun am Hofe
Die waren sehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Gestochen und genagt,
Und durften sie nicht knicken
Und weg sie jagen nicht —
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Aus „Egmont"

1

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämslein
Und Hosen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Tor 'naus
Mit mutigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen hinterdrein!
Welch Glück sondergleichen,
Ein Mannsbild zu sein!

2

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen
Und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt —
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Menschengefühl

Ach, ihr Götter! große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Mut —
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben!

Eis-Lebens-Lied

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Königlich Gebet

Ha, ich bin Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Lieb' nicht überhebe.

Legende

In der Wüsten ein heiliger Mann
Zu seinem Erstaunen tät treffen an
Einen ziegenfüßigen Faun, der sprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelassen werd',
Zur seligen Freud'; uns dürstet darnach."
Der heilige Mann dagegen sprach:
„Es sieht mit deiner Bitte gar gefährlich,
Und gewährt wird sie dir schwerlich.
Du kommst nicht zum englischen Gruß,
Denn du hast einen Ziegenfuß."
Da sprach hierauf der wilde Mann:
„Was hat Euch mein Ziegenfuß getan?
Sah ich doch manche, strack und schön,
Mit Eselsköpfen gen Himmel gehn."

Ein lutherischer Geistlicher spricht

Heiliger, lieber Luther,
Du schabtest die Butter
Deinen Gesellen vom Brot.
Das verzeihe dir Gott!

Ein Reicher,
dem gemeinen Wesen zur Nachricht

Wollt ihr wissen, woher ich's hab',
Mein Haus und Hab'?
Hab' allerlei Pfiff' ersonnen,
Es mit Müh', Schweiß und Angst gewonnen.
Genug, ich bin reich,
Und drum sch.... ich auf euch!

Hypochonder

Der Teufel hol' das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehm' ich mir so eifrig vor:
Will niemand weiter sehen,
Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Weimar

1775–1786

Jägers Abendlied

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmut und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Nur Luft und Licht und Freundeslieb' —
Ermüde nicht, wem dies noch blieb!

An Lili Schönemann

Waldeck bei Jena, den 23. Dezember 1775

Holde Lili, warst so lang'
All meine Lust und all mein Sang!
Bist, ach, nun all mein Schmerz — und doch
All mein Sang bist du noch.

An den Herzog Karl August

Waldeck bei Jena, den 23. Dezember 1775

Gehab' dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen!
Findst doch nur wahre Freud' und Ruh
Bei Seelen grad und treu wie du.

An ein goldenes Herz, das er am Halse trug

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lilis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach:
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

An Lili Schönemann

Weimar 1776

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah:
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht —
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

An den Herzog Karl August

Kochberg 1776

Durchlauchtigster! Es nahet sich
Ein Bäuerlein demütiglich,
Da Ihr mit Eurem Roß und Heer
Zum Schlosse tut stolzieren sehr.
Gebt auch mir einen gnäd'gen Blick!
Das ist schon Untertanenglück;
Denn Haus und Hof und Freud' und Leid
Hab' ich schon seit geraumer Zeit.
Haben Euch sofern auch lieb und gern,
Wie man eben lieb hat seinen Herrn,

Den man wie unsern Herrgott nennt
Und auch meistens nicht besser kennt.
Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch uns sein angelegen;
Denn wir bäu'risch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreun
Als am Park und an Stutereien.
Dies reich' ich Euch im fremden Land,
Bliebe Euch übrigens gern unbekannt.
Zieht ein und nehmet Speis' und Kraft
Im Zauberschloß in der Nachbarschaft,
Wo eine gute Fee regiert,
Die einen goldnen Szepter führt
Und um sich eine kleine Welt
Mit holdem Blick beisammenhält.

Seb. Simpel

An Johann Gottfried Herder

Weimar, Februar 1776

Hochwürdiger! 's ist eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel gestift.
Seid also vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad 'rab gestiftet worden.
Es uns auch allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitsche kommt —
Und wie dann unser Herr und Christ
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundertundfunfzig Esel reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diözes
Erlauern sich die Rippenstöß'.

Wollten Euch nun bewillkommen baß,
Bereiten Euer Haushalt trocken und naß,
Welches fürwahr wird beſſer ſein,
Als täten wir Euch die Kleider ſtreun.
Derhalb zuvörderſt, woran die Welt
Ihre Achſe gebunden hält,
Wornach Sonn', Mond und Stern' ſich drehn,
All Sinnbäu 'rüber hinüber gehn,
Wie nämlich jedes Ding ſich putzt,
Vor's andern Augen pfauiſch ſtutzt,
Dran da ſich zeigt eines jeden Gab',
Ein Pfau ein Pfau, ein Rab' ein Rab'.
Ihr, der Ihr ſeid in unſerm Gart
Eben wie der Meſſias erwart,
Wo eben keiner weiß, was der ſollt',
Aber doch immer, was er wollt',
Möcht' ſich aber immer mit leiſen Schritten
Vom Meſſias ein Vizdum erbitten.
Alſo ohneracht all der Ehr' auf Erd',
Daß der Herr nicht ſelbſt gekreuzigt werd',
Wollen erſcheinen ſchön und züchtig,
Sind hernach zu allem andern tüchtig.
Denn, wie im Buche geſchrieben ſteht,
Daß der Wolf in Schafskleidern geht,
So würd' es Euch gar übel ſtehn,
Als Schaf in Wolfskleidern zu gehn.
Ihr habt darum ein ſchwarzes Kleid,
Einen langen Mantel von ſchwarzer Seid',
Ein Kräglein wohl in Saum gelegt,
Das nun keiner läng-breiter trägt.
Schick' Euch ein Muſter zur nächſten Friſt,
Weil's immer doch die Hauptſach' iſt.
Dürft auch den Mantel, wie vor Zeiten,
In Sack 'nein ſtecken vor allen Leuten.

Wenn Euch nun erst der Rat der Stadt
Zum Oberpfarr berufen hat,
Werd't Ihr vom Fürsten dann ernennt
Hofpred'ger, Generalsuperndent.
Mögt auch immer Rückantwort schreiben,
Wie Ihr an den Lyncker tätet treiben,
Weil wir doch in der Faßnacht Spiel
Haben Ratzen und Fratzen gar viel,
Und im Grund weder Luther noch Christ
Im mindesten hier gemeinet ist,
Sondern was in dem Schöpsengeist
Eben lutherisch und christlich heißt.

Wandrers Nachtlied

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

An Charlotte v. Stein

Weimar, den 14. April 1776

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutraun?

Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,
Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältnis auszuspähn?

Ach, so viele tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnem Schmerz;
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwart'te Morgenröte tagt.
Nur uns armen liebevollen beiden
Ist das wechselseit'ge Glück versagt,
Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem andern sehn, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt!
Glücklich, dem die Ahnung eitel wär'!
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt
Traum und Ahnung leider uns noch mehr.
Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte

Die zerstörte Brust sich wieder auf;
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!

Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.
Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag.
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag!

Bleibe, bleibe bei mir,
Holder Fremdling, süße Liebe,
Holde süße Liebe,
Und verlasse die Seele nicht!
Ach, wie anders, wie schön
Lebt der Himmel, lebt die Erde,
Ach, wie fühl' ich, wie fühl' ich
Dieses Leben zum erstenmal!

Hans Sachsens poetische Sendung

Erklärung eines alten Holzschnittes

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser teurer Meister hie:
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein saubern Feierwams er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl' steckt an den Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er die kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.
Er hätt' ein Auge treu und klug
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein
Und wieder alles zu machen sein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß.
Des täten die Musen sich erfreuen,
Wollten ihn zum Meistersänger weihen.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib;
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,

Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen,
Oder mit den Augen herum zu scharlenzen.
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden Band,
Hätt' auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz:
Man nennt sie Tätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmut, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruß herein.
Er drob nicht mag verwundert sein:
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt' sie lang' gesehn.

Die spricht: „Ich habe dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durcheinander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht;
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt!
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn:
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihr innre Kraft und Ständigkeit!
Der Natur-Genius an der Hand,
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,

Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben;
Wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
Der Ameishauf durcheinander kollert!
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als tätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden."
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie ihr's mögt in seinen Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut wunniglich,
Da seht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten:
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
Sie ist rumpfet, schrumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.
Sie schleppt mit keichend wankenden Schritten
Eine große Tafel, in Holz geschnitten:
Darauf seht ihr mit weiten Ärmeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang',
Sodom und Gomorras Untergang,
Könnt auch die Zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in einem Ehrenspiegel schauen;
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
Der Zwölf Tyrannen Schanden-Port,
Auch allerlei Lehr' und gute Weis',
Könnt sehen Sankt Peter mit der Geiß,

Über der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit Weltlich Tugend- und Laster-Geschicht.

Unser Meister das all ersicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es dient wohl in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr',
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär' er selbst gesyn dabei.
Sein Geist was ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spucken.
Da tät' er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affensprüngen hofieren
Und ihm mit Schwank und Narreteiden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten.
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzuwitzig und allzudumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
Regiert er sie wie ein'n Affentanz:
Bespöttet eines jeden Fürm,
Treibt sie ins Bad, schneidt ihnen die Würm
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum:

Wie er wollt' Worte zu allem finden?
Wie er möcht' so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht' immer mutig bleiben,
So fort zu singen und zu schreiben? —
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfensters Raum
Die Muse, heilig anzuschauen,
Wie ein Bild unsrer lieben Frauen.
Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit,
Sie spricht: „Ich komm', um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag' aus in hohe lichte Glut!
Doch daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab' ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß deine Seel' sei wonnereich,
Einer Knospe im Taue gleich."

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hintertür hinaus
In dem eng umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein, beim Holunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt und Aug'
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schoß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,

In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt;
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum ist deine Stirn so trüb?
Das, was dich dränget, süße Lieb',
Ist volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in einem ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
An deinem Auge sich lindern soll,
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß.
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Rast,
Wie er ins liebe Ärmlein sinkt,
Neue Lebenstag' und Kräfte trinkt;
Und dir kehrt süßes Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wirst ihn bald nagen, bald erfreuen:
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Weil er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

Hoffnung

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nur leere Träume:
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Rastlose Liebe

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immerzu! Immerzu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie, soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

An Charlotte v. Stein

Weimar, den 29. Juni 1776

Hier bildend nach der reinen stillen
Natur, ist ach mein Herz der alten Schmerzen voll:
Leb' ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll.

An dieselbe

Weimar, Juli 1776

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang.
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh.
Leb' in Liebesklarheit und -kraft,
Tut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebesdumpfheit und -kraft hinlebt
Und sich durch seltnes Wesen webt.

An dieselbe

Ilmenau, den 21. Juli 1776

Zwischen Felsen wuchsen hier
Diese Blumen, die wir treu dir reichen,
Verwelkliche Zeichen
Der ewigen Liebe zu dir.

An dieselbe

Ilmenau, den 22./23. Juli 1776

Ach, so drückt mein Schicksal mich,
Daß ich nach dem Unmöglichen strebe.
Lieber Engel, für den ich nicht lebe,
Zwischen den Gebirgen leb' ich für dich.

Einschränkung

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.
Vergess' ich doch, vergess' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach, ich fühle, nah und fern
Ist mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

An Charlotte v. Stein

Elgersburg, den 7. August 1776

Ach, wie bist du mir,
Wie bin ich dir geblieben!
Nein, an der Wahrheit
Verzweifl' ich nicht mehr.

Ach, wenn du da bist,
Fühl' ich, ich soll dich nicht lieben;
Ach, wenn du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' dich so sehr.

An dieselbe

Kranichfeld, den 2. September 1776

Hierhergetrabt, die Brust voll tiefem Wühlen,
Planvoller Aussicht, sehnt sich nun
Mein Herz, ein Weilchen auszuruhn
Und wieder rein an der Natur zu fühlen
Und wieder was für dich zu tun.

Seefahrt

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet,
Günst'ger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder;
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach warum ist er nicht hier geblieben!
Ach der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zugrunde gehen?
Ach er sollte, ach er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

An Charlotte v. Stein

Dornburg, den 16. Oktober 1776

Ich bin eben nirgend geborgen:
Fern an die holde Saale hier
Verfolgen mich manche Sorgen
Und meine Liebe zu dir.

Liebebedürfnis

Wer vernimmt mich? ach, wem soll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach! die Lippe, die so manche Freude
Sonst genossen hat und sonst gegeben,
Ist gespalten, und sie schmerzt erbärmlich.
Und sie ist nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebste mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebissen, daß sie fester
Sich des Freunds versichernd ihn genösse:
Nein, das zarte Lippchen ist gesprungen,
Weil nun über Reif und Frost die Winde
Spitz und scharf und lieblos mir begegnen.

Und nun soll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lindrung schaffen.
Ach, was will das helfen, mischt die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balsams drunter?

Sorge

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach' mich klug!

Vor Gericht

Von wem ich's habe, das sag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib.
Pfui! speit ihr aus: die Hure da!
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das sag' ich euch nicht.
Mein Schatz ist lieb und gut,
Trägt er eine goldne Kett' am Hals,
Trägt er einen strohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen sein,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitt', laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind und bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Aus „Lila"

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

An die Herzogin Luise

Weimar, den 30. Januar 1777

Was wir vermögen,
Bringen wir
An dem geliebten Tage dir
Entgegen.
Du fühlst, daß bei dem Unvermögen
Und unter der Zaubermummerei
Doch guter Wille und Wahrheit sei.

An Charlotte v. Stein

Weimar, den 28. April 1777

Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen lieben Jahren,
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.

Aus einem Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg

Weimar, den 17. Juli 1777

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Tief aus dem Herzen hingesungen
Nehmt diese Lieder herzenein,
So ist mir jeder Wunsch gelungen,
So sind auch eure Freuden mein.

Was ist der Himmel, was ist die Welt
Als das, wofür eben einer sie hält?
Was hilft euch alle Herrlichkeit
Ohne Seelen-Behaglichkeit

Und ohne des Leibes Liebesleben?
Was hilft euch alles Streiten und Streben?
Von dieser großen Lehr' durchdrungen
Habt ihr ein Liedlein hier vorgesungen
Vom Prinz, er heißt — ich weiß nicht wie,
Mit dem Zunamen Radegiki.

Gellerts Monument von Oeser

Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im stillen weinte,
Auch manches matte, schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne
Mit vielzufriedner Miene gab —
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werten Mann;
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

Harzreise im Winter

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend

Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst.

In Dickichts-Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ungnügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Der du der Freuden viel schafft,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Übermut
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbills,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor.
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

An den Mond

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Der Fischer

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Grabschrift

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt
Und liege nieder ungetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

An Charlotte v. Stein

Mit einer Hyazinthe

Weimar, den 25. April 1778

Aus dem Zaubertal dortnieden,
Das der Regen still umtrübt,
Aus dem Taumel der Gewässer
Sendet Blume, Gruß und Frieden,
Der dich immer treu und besser,
Als du glauben magst, geliebt.

Diese Blume, die ich pflücke,
Neben mir vom Tau genährt,
Läßt die Mutter still zurücke,
Die sich in sich selbst vermehrt.
Lang' entblättert und verborgen,
Mit den Kindern an der Brust,
Wird an neuen Frühlingsmorgen
Vielfach sie des Gärtners Lust.

In ein Album

Weimar, den 28. Juli 1778

Du bist mein und bist so zierlich,
Du bist mein und so manierlich,
Aber etwas fehlt dir noch:
Küssest mit so spitzen Lippen,
Wie die Tauben Wasser nippen —
Allzu zierlich bist du doch!

Warnung

So wie Titania im Feen- und Zauberland
Klaus Zetteln in dem Arme fand,
So wirst du bald zur Strafe deiner Sünden
Titanien in deinen Armen finden.

An den Herzog Karl August

Weimar, Ende 1778

Zwar bin ich nicht seit gestern
Im Zauberhandwerk eingeweiht,
Doch haben meine Schwestern
Dir schon das Beste prophezeit.

Drum laß mich bittend raten:
Wend' uns ein gnädig Auge zu,
Laß uns in deinen Staaten
Genießen die erwünschte Ruh.

Doch stört den schönen Frieden
Des Krieges wilder rascher Tritt,
Nimm uns, die Nimmermüden,
Als Marketenderinnen mit!

An Charlotte v. Stein

Zum 1. Januar 1779

Du machst die Alten jung, die Jungen alt,
Die Kalten warm, die Warmen kalt,
Bist ernst im Scherz, der Ernst macht dich zu lachen;
Dir gab aufs menschliche Geschlecht
Ein süßer Gott sein längst bewährtes Recht,
Aus Weh ihr Wohl, aus Wohl ihr Weh zu machen.

An Luise v. Göchhausen

Zum 1. Januar 1779

Der Kauz, der auf Minervens Schilde sitzt,
Kann Göttern wohl und Menschen nützen;
Die Musen haben dich beschützt,
Nun magst du sie beschützen.

Physiognomische Reisen

Die Physiognomisten

Sollt' es wahr sein, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Daß die Menschengestalt von allen sichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und albern,
Was beschränkt und groß, im Angesichte zu suchen,
Eitele Toren sind, betrogne, betrügende Toren?
Ach! wir sind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgescheucht, der Schimmer zu Nächten verfinstert.

Der Dichter

Hebet eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten,
Und verdient nicht den Irrtum, hört nicht bald diesen, bald jenen!
Habet ihr eurer Meister vergessen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächste Verwandte!
Ihnen allein ist gegeben, der edlen stillen Betrachtung
Vorzustehn. Ergebet euch gern der heiligen Lehre,
Merket bescheiden leise Worte! Ich darf euch versprechen:
Anders sagen die Musen, und anders sagt es Musäus.

An Charlotte v. Stein

Weimar, den 19. April 1779

Deine Grüße hab' ich wohl erhalten.
Liebe lebt jetzt in tausend Gestalten,
Gibt der Blume Farb' und Duft,
Jeden Morgen durchzieht sie die Luft,
Tag und Nacht spielt sie auf Wiesen, in Hainen,
Mir will sie oft zu herrlich erscheinen;
Neues bringt sie täglich hervor,
Leben summt uns die Biene ins Ohr.
Bleib, ruf' ich oft, Frühling! man küsset dich kaum,
Engel, so fliehst du wie ein schwankender Traum;
Immer wollen wir dich ehren und schätzen,
So uns an dir wie am Himmel ergetzen.

An dieselbe

Man will's den Damen übel deuten,
Daß sie wohl zu gewissen Zeiten
Ihr Herz mit mehrern teilen können!
Doch dich kann man gar glücklich nennen,
O du, des Hofes Zierd' und Ehre!
Du schonst gar weislich deins
Und hast gelegentlich für jeden eins,
Und wenn's auch nur von Mehl und Farben wäre.

Der vierte Teil meiner Schriften Berlin 1779 bei Himburg

Langverdorrte, halbverweste Blätter vor'ger Jahre,
Ausgekämmte, auch geweiht- und abgeschnittne Haare,
Alte Wämser, ausgetretne Schuh' und schwarzes Linnen
Was sie nicht ums leid'ge Geld beginnen!
Haben sie für bar und gut
Neuerdings dem Publikum gegeben.
Was man andern nach dem Tode tut,
Tut man mir bei meinem Leben.
Doch ich schreibe nicht um Porzellan noch Brot,
Für die Himburgs bin ich tot.

Gesang der Geister über den Wassern

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,

Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Schweizerlied

Uf'm Bergli
Bin i gesässe,
Ha de Vögle
Zugeschaut;

Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt 's Nestli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i gestande,
Ha de Imbli
Zugeschaut;
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wiese
Bin i gange,
Lugt' i Summer-
Vögle a;
Hänt gesoge,
Hänt gesloge,
Gar z' schön hänt s'
Getan.

Und da kummt nu
Der Hansel,
Und da zeig' i
Em froh,
Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au so.

Christoph Kaufmann

von Winterthur
im Gefolge Lavaters,
der seine frömmelnd physiognomisierende
Spionerei zu adeln sich
Gottes Spürhund
zu nennen beliebte
1779

Als Gottes Spürhund hat er frei
Manch Schelmenstück getrieben,
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Der Hund ist ihm geblieben.

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump,
Zu Wagen, Pferd und Fuße;
Drum glaube nie an keinen Lump,
Und keines Lumpen Buße.

Aus „Jery und Bätely"

1

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Kurieren alle Not;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der ist so gut wie tot.

2

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.

Ein Mädchen konnt' ihn fassen:
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav.

Nun, da sie ihn genommen,
Ist alles wiederkommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Wandrers Nachtlied

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Gnomische Verse

Aus dem Griechischen

— — — — — — — — — Und wenn du's vollbracht hast,
Wirst du erkennen der Götter und Menschen unänderlich Wesen,
Drinne sich alles bewegt und davon alles umgrenzt ist,
Stille schaun die Natur, sich gleich in allem und allem,
Nichts Unmögliches hoffen und doch dem Leben genug sein

An Charlotte v. Stein

Ilmenau, September 1780

Ein jeder hat sein Ungemach:
Stein zieht den alten Ochsen nach,
Der Herzog jungen Hasen,
Der Prinz ist gutgesinnt fürs Bett,
Und ach, wenn ich ein Misel hätt',
So schwätzt' ich nicht mit Basen.

*

Es fähret die poet'sche Wut
In unsrer Freunde junges Blut,
Es siedet über und über.
Apollo, laß es ja dabei
Und mache sie dagegen frei
Von jedem andern Fieber!

Meine Göttin

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Törin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumentäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leichtnährenden Tau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen —
Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände
Und tausendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Ehre
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!
Doch kenn' ich ihre Schwester,

Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin —
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin: Hoffnung!

Elfenlied

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Dann scheinet uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern:
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern.

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Auf Wiesen an den Erlen
Wir suchen unsern Raum,
Und wandeln und singen
Und tanzen einen Traum.

Canzonetta Romana

Diese Federn, weiß- und schwarze,
Die ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzenskönginnen,
  Eure Schönheit mehren sie:
Ihr erscheinet unsern Augen
So viel aufgeputzte Lerchen,
So viel Pfauen, die stolzierend
  Auf der Wies' in Freiheit gehn.

Prächtig war's, am Karnevale
In der Oper euch zu sehen,
Wie erhabne Sultaninnen,
Wie des Moguls Herrscherin.
Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauspiel sehen konnte,
Zog die unbescheidnen Federn
Sotto voce weidlich durch.

Diese schöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Persien, noch Catay —
Unter unsre Römerinnen
Schnell sich vom Olympus stürzend,
Brachte sie der Götterbote,
Der geflügelte Merkur.

Er erzählte, daß da droben
Jede Göttin ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn sie schön sich machen will;
Daß Minerva, die bescheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Diese Mode mitzumachen,
Ihren armen Kauz gerupft;

Daß der Liebe schöne Mutter
Selbst ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihres Kriegesgotts entwandt;
Und daß sich die hohe stolze
Juno, Jupiters Gemahlin,
Von den Schweifen ihrer Pfauen
Einen Federbusch gemacht.

Billig reizt euch das Verlangen,
Holde Töchter unsrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Götterfrauen gleich zu sein.
Aber hinter jener Ulme
Seh' ich einen Satyr lauschen,
Der, euch ins Gesichte lachend,
Unterm Ziegenbarte knurrt

Und euch zuruft: „Liebe Damen!
Diese Federn, die ihr traget,
Fliegen freilich; doch ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um:
Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weißer Tauben,
Sind die Federn der Verehrer,
Dir ihr jeden Tag berupft."

Unverschämter Satyr, schließe
Deine tückisch bittre Lippe!
Unsre schönen Römerinnen
Sind so tugendreich als schön.
Itzt noch kocht in ihrem Busen
Der Lucretia alt Geblüte,
Und ihr Herz und ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu.

An Charlotte v. Stein

Weimar, den 9. Dezember 1780

Zum Tanze schick' ich dir den Strauß
Mit himmelfarbnem Band,
Und siehst du andern freundlich aus,

Reichst andren deine Hand,
So denk' auch an ein einsam Haus
Und an ein schöner Band!

An Frau v. Stein und ihre Gesellschaft nach Kötschau

11. Dezember 1780

Aus Kötschaus Toren reichet euch
Ein alter Hexenmeister
Konfekt und süßen roten Wein
Durch einen seiner Geister.

Der sollt', wenn er nicht heiser wär',
Euch auch dies Liedchen singen;
Doch wird er einen holden Gruß
Von mir euch überbringen.

Kein Wetter kann der arme Tropf
Am hohen Himmel machen;
Sonst sollt' euch Sonne, Mond und Stern
Zu eurer Reise lachen.

Genießet, weil ihr süße seid,
Auch etwas Süßes gerne
Und denkt bei Scherz und Fröhlichkeit
An einen in der Ferne,

Der gerne möcht', mit mancher Lust
Euch Schönen zu vergnügen,
An jedem Weg, in jedem Busch
Im Hinterhalte liegen.

Den ihr drum als Oresten saht,
Als Scapin sich gebärden
Und der nun möcht' zu eurem Spaß
Auch Wirt von Kötschau werden.

An Charlotte v. Stein

Weimar, den 16. Dezember 1780

Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt?
Ach ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein;
Denn ich grub viel Freud und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag:
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag!

An . . . . .

Der Reiter kommt auf weichem Grund geritten
Und gibt sein steif Persönchen uns zum besten.
Willkommen sei er bei den Winterfesten,
Der schönsten Dame reit' er vor dem Schlitten.

Wechsellied zum Tanze

Die Gleichgültigen

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze!
Tanzen gehöret zum festlichen Tag.
Bist du mein Schatz nicht, so kannst du es werden,
Wirst du es nimmer, so tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze!
Tanzen verherrlicht den festlichen Tag.

Die Zärtlichen

Ohne dich, Liebste, was wären die Feste?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärst du mein Schatz nicht, so möcht' ich nicht tanzen,
Bleibst du es immer, ist Leben ein Fest.
Ohne dich, Liebste, was wären die Feste?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen

Laß sie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß sie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen

Laß sie sich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe ist himmlischer Tanz.
Amor, der nahe, der höret sie spotten,
Rächet sich einmal, und rächet sich bald.
Laß sie sich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe ist himmlischer Tanz.

Epiphanias

Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern;
Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen, trinken und bezahlen nicht gern.

Die heil'gen drei König' sind kommen allhier,
Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär',
So wär' ein heil'ger drei König mehr.

Ich erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach, mit allen Spezerein
Werd' ich sein Tag kein Mädchen mir erfrein.

Ich aber bin der braun' und bin der lang',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Gesang.
Ich bringe Gold statt Spezerein,
Da werd' ich überall willkommen sein.

Ich endlich bin der schwarz' und bin der klein'
Und mag auch wohl einmal recht lustig sein.
Ich esse gern, ich trinke gern,
Ich esse, trinke und bedanke mich gern.

Die heil'gen drei König' sind wohlgesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind;
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch sind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei so gut als ihrer sechs.

Da wir nun hier schöne Herrn und Fraun,
Aber keine Ochsen und Esel schaun,
So sind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unsers Weges weiter fort.

An den Herzog Karl August

Weimar, den 18. Februar 1781

So groß als die Begierde war in mir,
Die altgeliebten Bilder zu erlangen,
Mit gleicher Lust geb' ich sie dir
Und scheine sie dadurch erst zu empfangen.

Versuchung

Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom törichten Biß kränkelt das ganze Geschlecht.
Nun vom heiligen Leibe, der Seelen speiset und heilet,
Kostest du, Lydia, fromm, liebliches büßendes Kind!
Darum schick' ich dir eilig die Frucht voll irdischer Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh'.

Die Nektartropfen

Als Minerva, jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken

Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen,
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Tierchen!
Denn sie teilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Grenzen der Menschheit

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer,
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgendein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Er und sein Name

Bei allen Musen und Grazien sagt an mir, ihr Deutschen!
Euren ersten Dichter, den alle Götter geehret,
Der mit Geistesschritten von Sonne zu Sonne gewandelt,
Der in die Tiefen der Liebe sich wie ein Engel gesenket,
Diesen göttlichen Mann — ihr nennt ihn Klopstock? den Namen
Gebt ihr einem Dichter, dem keiner zu sanft und zu hoch wär'?
Ja, dies ist der Name, den wir verehren und lieben.
Haltet hier, und widmet euch der Feier stiller Betrachtung!
Ach, der Gute hat leider endlich altshändyscher Ahnung
Böse Schuld bezahlt! aus seinen Höhen und Tiefen
Sich in das Stein- und Gebeinreich der Lettern und Silben begeben.
Mit dem eignen Sinne, der großen Dingen geziemte,
Heftet er sich ans kleinste, und so klopstockt er die Sprache.

Nachtgedanken

Euch bedaur' ich, unglückselige Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!

Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reise habt ihr schon vollendet,
Seit ich, weilend in dem Arm der Liebsten,
Euer und der Mitternacht vergessen!

An die Cikade

Nach dem Anakreon

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben:
Gaben dir die Silberstimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Der Becher

Einen wohlgeschnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig süßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich sitzen,
Und er lächelte bescheiden-weise,
Als den Unverständigen bedauernd:

„Freund, ich kenn' ein schöneres Gefäße,
Wert, die ganze Seele drein zu senken;
Was gelobst du, wenn ich dir es gönne,
Es mit anderm Nektar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten,
Da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet!

Wenn ich deinen lieben Leib umfasse
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:

Nein, ein solch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch besessen!
Solche Formen treibet nicht Vulkanus
Mit den sinnbegabten, feinen Hämmern;
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältsten, klügsten seiner Faunen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnisvoller Gärung vorstehn —
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt!

An Charlotte v. Stein

Laß dir gefallen,
Aus diesem Glas zu trinken,
Und mög' dir dünken,
Wir säßen neben dir.
Denn, obgleich fern, sind wir
Dir doch die Nächsten fast von allen.

An Lida

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein.
Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Versus memoriales

Invocavit wir rufen laut,
Reminiscere o wär' ich Braut!
Die Oculi gehn hin und her;
Laetare drüber nicht so sehr.
O Judica uns nicht so streng!
Palmarum streuen wir die Meng'.
Auf Ostereier freun sich hie
Viel Quasi modo geniti.
Misericordias brauchen wir all',
Jubilate ist ein seltner Fall.
Cantate freut der Menschen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn.
Exaudi uns zu dieser Frist,
Spiritus, der du der letzte bist.

An Luise v. Göchhausen

Weimar, den 26. Februar 1782

Das Gänslein rot im Domino
Sieht in die Welt so leicht und froh
Und zeigt sich als ein Meisterstück
Aus der hochgräflichen Fabrik.
Doch zierlich wie das Schätzchen steht,
Geht's ihm, wie's vielen Leuten geht;
Denn es ist, ich gesteh' es gern,
Die Schale besser als der Kern.
Und viel zu loben find' ich da,
Den Schneider mehr als den Papa.
Doch ach, warum kommt so geputzt,
So überzierlich aufgestutzt,
Das liebe schöne Kind so weit,
So ferne her zur stillen Zeit?
Ach, wären wir noch allzumal
Im hellen hohen Palmensaal!
Sie führte dann auf jenem Plan
Auch einen großen Aufzug an,
Wenn alle, die ihr ähnlich sein,
Pathetisch stiegen hinterdrein.
Doch diese Freuden sind nun aus;
Drum mach' nur die Honneurs vom Haus
Und lad' uns Freunde, wie wir sind,
Mit diesem allerliebsten Kind
In eine kleine Assemblee
Zu einem wohlfrisierten Tee.
Dann laß uns schwätzen, laß uns sitzen,
Erzählen und die Ohren spitzen,
Und wohl soll's ihr mit groß und klein
Au sein de sa famille sein!

An die Teegesellschaft bei Luise v. Göchhausen

Weimar, den 4. März 1782

O Kinder, still! reicht meinen Lehren
Ein unbefangen willig Ohr!
Das werte Gänslein zu verehren,
Setzt ihr ihm Tee und Waffeln vor.

Allein ich kann's euch nicht verstecken,
Wenn auch die Wahrheit nicht gefällt:
Das, was euch schmeckt, wird ihr nicht schmecken;
Sie kommt aus einer andern Welt.

Denn Fremde gehn auf ihrer Reise
Von Orten nur vergnügt davon,
Traktiert man sie nach ihrer Weise,
Und loben dann den guten Ton.

Seht, wie sie ekel ihren Schnabel
Vor euren Leckerbissen schließt
Und, wie der Kranich in der Fabel,
Von flachen Schüsseln nichts genießt.

Drum send' ich euch, sie zu beglücken,
Des Hafers goldne Körner hier —
Und richtet ja, sie zu entzücken,
Mit dem Diskurs euch auch nach ihr!

Auf Miedings Tod

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geschäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Brettern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann,
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild gedankenvoll:
Ist's Türk', ist's Heide, den er kleiden soll?
Und Schumann froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der lust'ger wird, je mehr er euch verschnitt.
Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest,
Und diese Gärung deutet auf ein Fest.

Allein, wie viele hab' ich hererzählt,
Und nenn' ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der sinnreich schnell, mit schmerzbeladner Brust,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Brettgerüst, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett an toten Drähten schwebt.

Wo ist er? sagt! — Ihm war die Kunst so lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Husten ihn vertrieb.
„Er liegt so krank, so schlimm es nie noch war!"
Ach Freunde! Weh! Ich fühle die Gefahr:
Hält Krankheit ihn zurück, so ist es Not —
Er ist nicht krank, nein, Kinder, er ist tot!

Wie? Mieding tot? erschallt bis unters Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!

Die Arbeit stockt, die Hand wird jedem schwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein jeder steht betäubt an seinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding tot! O scharret sein Gebein
Nicht undankbar wie manchen andern ein!
Laßt seinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand des Grabes, wo wir stehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! dir fiel ein besonder Los:
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!
Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der stille Weise schaut und sieht geschwind,
Wie zwei Extreme nah verschwistert sind.
Eröffne du, die du besondre Lust
Am Guten hast, der Rührung deine Brust!

Und du, o Muse, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut' uns still erbaut!
Wie manchen, wert und unwert, hielt mit Glück
Die sanfte Hand von ew'ger Nacht zurück:
O laß auch Miedings Namen nicht vergehn,
Laß ihn stets neu am Horizonte stehn!
Nenn' ihn der Welt, die kriegrisch oder fein
Dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu sein,
Dem Rad der Zeit vergebens widersteht,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht;
Wo jeder, mit sich selbst genug geplagt,
So selten nach dem nächsten Nachbar fragt,

Doch gern im Geist nach fernen Zonen eilt
Und Glück und Übel mit dem Fremden teilt.
Verkünde laut und sag' es überall:
Wo einer fiel, seh' jeder seinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der, so wie du, ein schwer Geschäft begann;
Mit Lust zum Werke mehr als zum Gewinn
Schob er ein leicht Gerüst mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau, der äußerlich entzückt,
Indes der Zaubrer sich im Winkel drückt.
Er war's, der säumend manchen Tag verlor,
So sehr ihn Autor und Akteur beschwor;
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an schwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel schlug.
Oft glückt's ihm, kühn betrog er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preist genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elast'sche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen schlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug,
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben saß?
So, treu dem unermüdlichen Beruf,
War er's, der Held und Schäfer leicht erschuf.
Was alles zarte schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend, ausgeführt:

Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja selbst ein Ungeheu'r erschreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und streitend Körper schafft,
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß:
Des Dichters Welt entstand auf sein Geheiß.
Und, so verdient, gewährt die Muse nur
Den Namen ihm — Direktor der Natur.

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verstand,
Die vielen Zügel mit der einen Hand?
Hier, wo sich jeder seines Weges treibt,
Wo ein Faktotum unentbehrlich bleibt,
Wo selbst der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Not die Lichter putzen muß.

O sorget nicht! Gar viele regt sein Tod!
Sein Witz ist nicht zu erben, doch sein Brot;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur essen kann.

Was stutzt ihr, seht den schlecht verzierten Sarg?
Auch das Gefolg' scheint euch gering und karg.
Wie! ruft ihr, wer so künstlich und so fein,
So wirksam war, muß reich gestorben sein!
Warum versagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anstand letzter Ehre ganz?

Nicht so geschwind! Das Glück macht alles gleich,
Den Faulen und den Tät'gen, arm und reich.
Zum Gütersammeln war er nicht der Mann:
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.

Bedauert ihn, der, schaffend bis ans Grab
Was künstlich war, und nicht was Vorteil gab,
In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröstet lebte und vertröstet starb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beigesetzt!
Wer ist's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh' noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schwestern, die ihr bald auf Thespis' Karrn,
Geschleppt von Eseln und umschrien von Narrn,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feilzubieten, fahrt;
Bald wieder, durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt:
Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg!
Vereinet hier teilnehmend euer Leid,
Zahlt, was ihr ihm, was ihr uns schuldig seid!
Als euren Tempel grause Glut verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt?
Wieviel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wieviel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erschient ihr, die ihr vielgestaltet seid,
Im Reitrock bald und bald im Galakleid.

Auch das Gefolg', das um euch sich ergießt,
Dem der Geschmack die Türen ekel schließt,

Das leichte, tolle, scheckige Geschlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberstab
Ein Schattenvolk aus mythologʼschem Grab.
Im Possenspiel regt sich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Brite sich erdacht,
Ward, wohlverdeutscht, hier Deutschen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben und Glanz
Dem armen Dialog — Gesang und Tanz.
Des Karnevals zerstreuter Flitterwelt
Ward sinnreich Spiel und Handlung zugesellt.
Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drei Könige aus fernem Morgenland;
Und sittsam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Priesterin ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieser Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr seid nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst — die Gute fehlt uns nie —
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl! sie ist's, die stets gefällt:
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt,
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.

Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Anständig führt die leis erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes, volles Angesicht,
Das treue Veilchen, der Narzisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geschickt hervorgebracht,
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen, leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspitze still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz
Wirft sie ins Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich ums Herz ergießt.

Sie spricht: Den Dank für das, was du getan,
Geduldet, nimm, du Abgeschiedner, an!
Der Gute, wie der Böse, müht sich viel,
Und beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, steter Kraft
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.
Sie war's, die dich zur bösen Zeit erhielt,
Mit der du krank, als wie ein Kind, gespielt,
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entschlief!
Ein jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Besuche pilgernd dein bescheiden Grab!
Fest steh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh!
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu,
Und sanfter als des Lebens liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Ferne

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus fassende Kraft.
Doch auch mir, dem Geringen, verlieh sie das fürstliche Vorrecht:
Denn ich fasse von fern, halte dich, Lida, mir fest.

Frage nicht nach mir und was ich im Herzen verwahre!
Ewige Stille geziemt ohne Gelübde dem Mann.
Was ich zu sagen vermöchte, ist jetzo schon kein Geheimnis:
Nur diesen Namen verdient, was sich mir selber verbirgt.

Arm an Geiste kommt heut' spät dein Geliebter vor dich;
Arm an Liebe kommt er weder frühe noch spät.

Als der Undankbare floh, o Göttin ewiger Treue,
Fleht' ich ihn nicht zurück, fleht' ich „Verzeih du ihm!" nur.
Du ergriffst ihn gewaltig und hast ihn übel gebändigt:
Graue Locke hält nun ihn, den Beweglichen, fest.

Erwählter Fels

Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück

Seid, o Geister des Hains, o seid, ihr Nymphen des Flusses,
Eurer Entfernten gedenk, eueren Nahen zur Lust!
Weihend feierten sie im stillen die ländlichen Feste;
Wir, dem gebahnten Pfad folgend, beschleichen das Glück.
Amor wohne mit uns! es macht der himmlische Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah.

Einsamkeit

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten:
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hülfreich zu sein.

Philomele

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen:
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos atmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz

Wenn zu den Reihen der Nymphen, versammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen:

Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnisvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich bescheiden Geheimnisse sprechen.

Der Park

Welch einhimmlischer Garten entspringt aus Öd' und aus Wüste,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir?
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde,
Fels und See und Gebüsch, Vögel und Fisch und Gewild!
Nur, daß euere Stätte sich ganz zum Eden vollende,
Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

Steile Höhen besucht die ernste forschende Weisheit,
Sanft gebahnteren Pfad wandelt die Liebe im Tal.

Man läuft, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt
Erblick' ich schon von weiten.
Ein Dichter, der so manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn vieles leiden:

Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegase! o nimm ihn mit
In der Begeistrung Weiten!
Er gibt gewiß für einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Auf Knebels Schreibtisch

Mich erbaute zuerst ein Denker, weihte der Liebe,
Weihte der Freundschaft mich ein, stillem Genusse der Welt.
Doch es ward die Stadt ihm zu eng, er eilte von dannen,
Ließ dem Freunde mich stehn, der mich nun emsig besitzt,
Der, dem schönen Gefilde, den holden Stunden entsagend,
Sich der Mühe zu weihn, wählte die engere Stadt.

Erkanntes Glück

Was bedächtlich Natur sonst unter viele verteilet,
Gab sie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die so herrlich Begabte, von vielen so innig Verehrte
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir

Erlkönig

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

An Karoline Herder

Weimar, den 17. Juli 1782

Dies kleine Stück gehört, so klein es ist,
Zur Hälfte dein, wie du beim ersten Blick
Erkennen wirst, gehört euch beiden zu,
Die ihr schon lang für eines geltet; drum
Verzeih, wenn ich so kühn und ohngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe. Denn wir andern, die
Wir jeden Tag berupft zu Bette gehn
Und dennoch kleine, ausgestopfte, bunte,
Erlogen-wahre Vögel auf den Markt
Zu bringen, von den Kunden solcher Lust
Gefordert werden, können's wahrlich nicht
Aus eignen Mitteln immer, müssen still,
Was da ein Pfau, ein Rabe dort, und was
Ein andrer hier verloren, sammelnd schleichen.

Und wenn du nun, wie man durch einen Blick
Zum Händedruck, durch den zu einem Kuß
Gelockt wird, es durch diese Blätter wirst,
Zu sehn, was man gedruckt nicht lesen kann,
Weil es gespielt und nicht gesprochen wird,
Auch wohl gesprochen wird, doch schlecht geschrieben
Sich ausnimmt — o so komm, ich lade dich
In deren Namen ein, die unserm Spiele
Den Raum gibt und die Nacht um uns erhellt.

Doch darfst du, Mütterchen, dem feuchten Reich
Des Erlenkönigs dich bei kühler Nacht
Nicht anvertrauen, so entschäd'ge dich

Ein Zauberschatten, zeige dir im Bild
Den schönen Blick, wie Wald und Fluß im Tal
Auf einmal rege wird und wie die Nacht
Von Feuern leuchtet um ein loses Kind.

Mignon

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

An Charlotte v. Stein

Weimar, Mitte September 1782

Von mehr als einer Seite verwaist,
Klag' ich um deinen Abschied hier:
Nicht allein meine Liebe verreist,
Meine Tugend verreist mit dir.

Denn ach, bald wird in dumpfes Unbehagen
Die schönste Stimmung umgewandt,
Die Leidenschaft heißt mich an frischen Tagen
Nach dem und jenem Gute jagen,
Und denk' ich es recht sicher heimzutragen,
Spielt mir's der Leichtsinn aus der Hand.
Bald reizt mich die Gefahr, ein Abenteur zu wagen:
Ich stürze mich hinein und halte mutig stand;
Doch seitwärts fährt die Luft auf ihrem Taubenwagen,
Die Luft wird balsamreich, mein Herz gerät in Brand.

Mein Schutzgeist, eil', es ihr zu sagen,
Durchstreiche schnell das ferne Land!
Sie soll nicht schelten, soll den Freund beklagen.
Und bitte sie zu Lindrung meiner Plagen
Um das geheimnisvolle Band.

Sie trägt's, und oft hat mir's ihr Blick versprochen p. p

Bin so in Lieb' zu ihr versunken,
Als hätt' ich von ihrem Blut getrunken.

Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen Karl Friedrich

den 15. Februar 1783, gegen Morgen

Vor vierzehn Tagen harrten wir
In dieser nächtlichen Stunde,
Noch zweifelhaft auf unser Glück
Mit zugeschloss'nem Munde.

Nach vierzehn Tagen kommen wir,
Die Stimme zu erheben,
Zu rufen: Endlich ist er da!
Er lebt, und er wird leben!

Nach vierzehn Jahren wollen wir
Dies Ständchen wieder bringen,
Zu seiner ersten Jünglingszeit
Ein Segenslied zu singen.

Nach vierzehnhundert Jahren wird
Zwar mancher von uns fehlen,
Doch soll man dann Karl Friedrichs Glück
Und Güte noch erzählen.

Todeslied eines Gefangenen

Brasilianisch

Kommt nur kühnlich, kommt nur alle
Und versammelt euch zum Schmause!
Denn ihr werdet mich mit Dräuen,
Mich mit Hoffnung nimmer beugen.
Seht, hier bin ich, bin gefangen,
Aber noch nicht überwunden.
Kommt, verzehret meine Glieder
Und verzehrt zugleich mit ihnen
Eure Ahnherrn, eure Väter,
Die zur Speise mir geworden.
Dieses Fleisch, das ich euch reiche,
Ist, ihr Toren, euer eignes,
Und in meinen innern Knochen
Stickt das Mark von euren Ahnherrn.
Kommt nur, kommt, mit jedem Bissen
Kann sie euer Gaumen schmecken.

Liebeslied eines amerikanischen Wilden

Schlange, warte, warte, Schlange,
Daß nach deinen schönen Farben,
Nach der Zeichnung deiner Ringe
Meine Schwester Band und Gürtel
Mir für meine Liebste flechte.
Deine Schönheit, deine Bildung
Wird von allen andern Schlangen
Herrlich dann gepriesen werden.

Herzlich bat ich die Muse, mich liebliche Worte zu lehren
Heute zur Feier des Tags; doch sie erhörte mich nicht.
Besser lehrt mich das Kochbuch, ein eßbares Opfer zu bringen:
Wenn es dein Völklein genießt, mehr' es die Feier des Tags.

Ilmenau

am 3. September 1783

Anmutig Tal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste.
Entfaltet mir die schwer behangnen Äste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg, an deinen Fuß zurücke!
O laß mich heut' an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich sorge still, indes ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,
Der Knappe karges Brot in Klüften sucht,
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft getan,
Als fing' ich heut' ein neues Leben an.

Ihr seid mir hold, ihr gönnt mir diese Träume,
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!
Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder.
Die Wolke singt, der Nebel drückt ins Tal,
Und es ist Nacht und Dämmrung auf einmal.

Im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
Wo ist mein Pfad, den sorglos ich verlor?
Welch seltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie schallen wechselnd an dem Fels empor.
Ich eile sacht, zu sehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirsches Ruf der Jäger still geleitet.

Wo bin ich? ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?

Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh ans Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal,
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, bald geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr —
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Ägyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flücht'ger Fürst wie im Ardenner-Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakespeares gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Roheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er saugt begierig am geliebten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmütig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Zirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.

Wer ist der andre, der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt
Und seine langen, feingestalten Glieder
Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt?

Doch scheinet allen etwas zu gebrechen:
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Tal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz, nach jener Kluft zu wandern:
Ich schleiche still und scheide von den andern

Sei mir gegrüßt, der hier in später Nacht
Gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was sitzest du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß du in Sinnen dich verlierest,
Und nicht einmal dein kleines Feuer schürest?

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen:
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht imstande selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Mutige Verwegnes unternommen?
Und was du tust, sagt erst der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
Auf frischen Ton vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar —
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme,
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr.
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Mut und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst;
Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.

Doch rede sacht! denn unter diesem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen,
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die im Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft:
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitren Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indessen ich hier, still und atmend kaum,
Die Augen zu den freien Sternen kehre
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre."

Verschwinde, Traum! —
Wie dank' ich, Musen, euch,
Daß ihr mich heut' auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet!
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,

Die Schatten sind hinweg — ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine schöne Welt:
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang' begonnen.

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wiederkennt,
Ein ruhig Volk in stillem Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raschem Stuhle zu,
Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte stocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes ird'sches Glück.

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang' die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel.
Nein! streue klug wie reich, mit männlich steter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.

In Braks Stammbuch

12. Oktober 1783

Will der Knabe nicht hören, was der erfahrene Mann spricht?
Muß der Jüngling stets irren, und schwerbetrogen die Männer
Wieder zu Knaben sich wünschen, nur um sich selber zu folgen?

Entschuldigung

Du verklagest das Weib, sie schwanke von einem zum andern!
Tadle sie nicht: sie sucht einen beständigen Mann.

Mignon

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht —
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan? —
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut —
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg; o Vater, laß uns ziehn!

Der Sänger

Was hör' ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch: hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Harfenspieler

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Derselbe

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.
Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam sein,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein?
So überschleicht bei Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,
Mich Einsamen die Qual.
Ach werd' ich erst einmal
Einsam im Grabe sein,
Da läßt sie mich allein!

Das Göttliche

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!

Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:

Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Novemberlied

Dem Schützen, doch dem alten nicht,
Zu dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angesicht
Mit Wolken überzieht,

Dem Knaben sei dies Lied geweiht,
Der zwischen Rosen spielt,
Uns höret und zur rechten Zeit
Nach schönen Herzen zielt.

Durch ihn hat uns des Winters Nacht,
So häßlich sonst und rauh,
Gar manchen werten Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

Von nun an soll sein schönes Bild
Am Sternenhimmel stehn,
Und er soll ewig, hold und mild,
Uns auf- und untergehn.

Wenn ich den Dieben gebellt, Liebhabern hab' ich geschwiegen;
Und so begünstigten mich beide, der Herr und die Frau.

Liebhaber in allen Gestalten

Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch;
Und kämst du zu angeln,
Ich würde nicht mangeln.
Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir wert.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen.
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir wert.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und tät'st du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.
Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen stets neu;
Ich wollt' mich verheißen,
Wollt' nimmer verreisen.
Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen stets neu.

Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt;
Tät'st du mir's versagen,
Da könnt' mich's nicht plagen.
Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt.

Wär' ich Affe sogleich
Voll neckender Streich';
Hätt' was dich verdrossen,
So macht' ich dir Possen.
Wär' ich Affe sogleich
Voll neckender Streich'.

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe so brav;
Hätt' Augen wie's Füchschen
Und Listen wie's Füchschen.
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe so brav.

Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir sehr;
Mit fürstlichen Gaben,
Du solltest mich haben.
Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir sehr.

Doch bin ich, wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willst du bess're besitzen,
So laß dir sie schnitzen.
Ich bin nun, wie ich bin,
So nimm mich nur hin!

Stoßseufzer

Ach, man sparte viel,
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weibertränen!

Genialisch Treiben

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß;
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß;
Bald ist es dies, bald ist es das;
Es ist ein Nichts und ist ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.

Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau' es dem Felsen, damit der Einsame rate,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt.

Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben,
Drum stieg Amor herab, sieh, und es lebte die Welt.
Auch belebt er mir die Höhle mit himmlischem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt.

Zueignung

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing:
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen,
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor,
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor.
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor:
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er, leise sich hinabzuschwingen,
Hier teilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin:
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde,
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt:
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein:
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nötig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wieviel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut!
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Wert von deinen Gaben.
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht getan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Tale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumenwürzgeruch und -duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

An Charlotte v. Stein

Braunschweig, den 24. August 1784

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

Für ewig

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt:
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt —
Das hatt' ich all, in meinen besten Stunden,
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht:
Mit Vorsatz scheint der Reichtum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.
Soll er sich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er sich wundern, daß es so erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erst, mit himmlischem Entzücken,
Zu leben an in diesen Augenblicken.

Warnung

Wecke den Amor nicht auf! Noch schläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet sich klug die sorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entschläft, denn es erwacht nur zu bald.

Du verachtest den Armen, er lehne sich überall nieder.
Schöne Königin, wohl lieg' ich bald hier und bald dort;
Aber fändest du ihn erwachend einst in dem Arme,
Du beriefst ihn mit Recht: Lehnt er doch überall an!

Dem Ackermann

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesät! Hier keimet lebendige Nahrung
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Anakreons Grab

Wo die Rose hier blüht, wo Reben um Lorbeer sich schlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo sich das Grillchen ergötzt,
Welch ein Grab ist hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es ist Anakreons Ruh.
Frühling, Sommer und Herbst genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geschützt.

Die Geschwister

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienste der Götter berufen,
Bat sich Prometheus herab, seinem Geschlechte zum Trost;
Aber, den Göttern so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaß

Eros, wie seh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtsinniger Gott, missest du doppelt die Zeit?
„Langsam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab."

Die Lehrer

Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
Und Calanus mit Lust stieg in das flammende Grab:
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippus —
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Ungleiche Heirat

Selbst ein so himmlisches Paar fand nach der Verbindung sich ungleich:
Psyche ward älter und klug, Amor ist immer noch Kind.

Heilige Familie

O des süßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie sie sich einzig in ihm, wie es in ihr sich ergötzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dies herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht so heilig, wie Joseph, dabei!

Wonne der Wehmut

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie tot die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen unglücklicher Liebe!

Aus „Scherz, List und Rache"

Gern in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeien
Den Schäfer nur blasen,
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und rasen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Nase,
Möcht' ich sie zupfen;
Seh' ich Perücken,
Möcht' ich sie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patschen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich sie klatschen.

Hör' ich Schalmeien,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

Nur in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Stammbuchblatt

Weimar, den 1. Januar 1785

Alle gleichen wir uns, denn wir sind eines Geschlechtes;
Alle gleichen wir nicht, sagt einem jeden das Herz.

In das Stammbuch Fritz v. Steins

Weimar, den 17. März 1785

Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn, sich selber zu kennen;
Leiden gibt dem Gemüt doppeltes Streben und Kraft.

Uns lehrt eigener Schmerz der andern Schmerzen zu teilen,
Eigener Fehler erhält Demut und billigen Sinn.
Mögest du, glücklicher Knabe, nicht dieser Schule bedürfen
Und nur die Fröhlichkeit dich führen die Wege des Rechts!

Herzog Leopold von Braunschweig

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und teilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beim stilleren Rauschen der Urne,
Bis dich stürmende Flut wieder zu Taten erweckt.
Hilfreich werde dem Volke! so wie du ein Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang.

Mignon

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

In das Stammbuch der Gräfin Christine v. Brühl

Karlsbad, den 24. Juli 1785

Warum siehst du Tina verdammt, den Sprudel zu trinken?
Wohl hat sie es verdient an allen, die sie beschädigt
Und zu heilen vergessen, die an der Quelle des Lethe
Becher auf Becher nun schlurpfen, die gichtischen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu spülen und, will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundschaft sich zu kurieren.

Bänkelsängerlied

zum 26. Juli 1785, dem Geburtstage des Grafen Moritz v. Brühl

Ein munter Lied! Dort kommt ein Chor
Von Freunden her, sich zu ergetzen;
Was säng' ich ihnen Bessers vor
Als von dem Mann, den alle schätzen?
Von seinem Leben ward uns heut'
Der erste frohe Tag gegeben,
Und, die ihr seine Freunde seid:
Heut' fing er an, für euch zu leben.

Hier seht ihr seiner Tage Lauf,
Und was man sieht, ist leicht zu hören.
Hier geht der Sonnenstrahl ihm auf;
Wer darf des Kindes Ruhe stören?
Es ruht und wächst der teure Sohn,
Seht nur die roten, vollen Backen;

Doch glaubet mir, er hatte schon
Den Schelmen faustendick im Nacken.

Hier galoppiert er früh und spat,
Hier steht er wirklich auf dem Kopfe,
Und hier als männlicher Soldat
Mit Degen, Hut und langem Zopfe.
Ihr seht, der Feinde Macht ist groß,
Sie drohn mit Schwertern und Kanonen;
Er kommandiert, er eilt drauf los,
Er siegt und weiß nun zu verschonen.

Hier ruht er von Strapazen aus
Und denkt einmal in Ruh zu leben;
Allein Herr Amor lacht ihn aus
Und will ihm was zu wachen geben.
Er zeiget ihm das schönste Bild,
Das einem Zaubrer er gestohlen;
Es eilt der Held, entzündet wild,
Und will sich seine Schöne holen.

Wie bald sie einig worden sind,
Das kann ich nicht gewiß erzählen;
Genug, er hascht das schöne Kind
Und läßt es nicht an Küssen fehlen.
O große Lust! Doch übergroß
Läßt ihn das Glück die Lust empfinden,
Einmal auf der Geliebten Schoß
Ein artig Murmelchen zu finden.

Nun fühlt er seinen neuen Stand
Und fügt sich in den Vaterorden,
Er gräbt und hacket frisch das Land,
Wie's Adam einst befehligt worden.

Und so versorgt er erst das Haus,
Dann bricht er allerschönste Rosen,
Er schmückt dem Weibchen Lauben aus
Und setzt sich drein, sie liebzukosen.

Bald kommt die Wißbegier ihn an:
Hier seht ihr ihn botanisch jagen,
Hier, wie Enceladus getan,
Ein echtes Kabinettstück tragen.
Doch nichts geht über seine Lust,
Wenn er den Freunden Feste feiert,
Mit freier Seele, treuer Brust
Der edlen Seelen Bund erneuert.

Hier hätt' ich fast den Schluß gemacht,
Ich habe schon zu lang' gesungen.
Was seh' ich? Hier ist Mitternacht;
Er sitzt, vom Dichtergeist durchdrungen,
Er zählt und sinnt und reimt und flicht —
Für wen es sei, muß ich erfahren:
Es ist ein zärtliches Gedicht
Für seine Frau nach vierzehn Jahren!

Drum singen wir den braven Mann,
Den braven Vater, braven Gatten
Und braven Freund, wer singen kann,
Den Felsen, Wäldern, Fluß und Matten!
Und wer nicht singen kann, der schreit,
Und wer nicht tanzen kann, muß springen.
Hoch lebe Moritz! Lebe weit! —
Nun gebet mir den Lohn fürs Singen.

An die Gräfin Christine v. Brühl

Karlsbad, den 12. August 1785

Auf den Auen wandeln wir
Und bleiben glücklich ohne Gedanken,
Am Hügel schwebt des Abschieds Laut,
Es bringt der West den Fluß herab
Ein leises Lebewohl.
Und der Schmerz ergreift die Brust,
Und der Geist schwankt hin und her,
Und sinkt und steigt und sinkt.
Von weiten winkt die Wiederkehr
Und sagt der Seele Freude zu.
Ist es so? Ja! Zweifle nicht.

Erster Verlust

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Antworten
bei einem gesellschaftlichen Frageſpiel

Die Dame

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüte ſtets gefällt.
Doch viel werter iſt die Treue,
Die, auch in der Früchte Zeit,
Noch mit Blüten uns erfreut.

Der junge Herr

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmliſchen geſandt.
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne

Geh' den Weibern zart entgegen:
Du gewinnſt ſie, auf mein Wort!
Und wer raſch iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort.
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedne

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß.
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

Der lustige Rat

Wer der Menschen töricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt
Und, wenn andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgendein beladen Tier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

Verschiedene Empfindungen an einem Platze

Das Mädchen

Ich hab' ihn gesehen!
Wie ist mir geschehen?
O himmlischer Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich schwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felsen, ihr Bäume,

Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling

Hier muß ich sie finden!
Ich sah sie verschwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat sie verlegen
Und schamrot zurück.
Ist's Hoffnung? sind's Träume?
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebste,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende

Hier klag' ich verborgen
Dem tauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich ins Enge
Mich stille zurück!
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Beladen zurück.

Hier sind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück!

Gespräch zwischen Schildwache und Freund Hein

Schildwache

Wer da?

Freund Hein

Ich bin Freund Hein.
Laß' Er mich herein!

Schildwache

Er sieht so hager und so bleich,
Eher einem Toten als einem Lebenden gleich;
Er kommt von keinem gesunden Ort.
Zeig' Er mir erst seinen Passeport.

Freund Hein

Mein Paß ist diese Sense hier:
Tür, Tor und Schlagbaum öffnet sie mir.
Mich hält in meinem raschen Lauf
Selbst eine Armee en front nicht auf.
Will Er mich noch weiter schikanieren,
Werd' ich über Ihn wegmarschieren,
Kein lautes Wörtchen mit Ihm sprechen,
Den Kieler Wandrer an Ihm rächen.

Nemesis

Jugendlich kommt sie vom Himmel, tritt vor den Priester und Weisen
Unbekleidet, die Göttin; still blickt sein Auge zur Erde.
Dann ergreift er das Rauchfaß und hüllt demütig verehrend
Sie in durchsichtigen Schleier, daß wir sie zu schauen ertragen.

Neue Heilige

Alle schöne Sünderinnen,
Die zu Heiligen sich geweint,
Sind, um Herzen zu gewinnen,
All' in eine nun vereint.
Seht die Mutterlieb', die Tränen,
Ihre Reu und ihre Pein!
Statt Marien Magdalenen
Soll nun Sankt' Oliva sein.

An Charlotte v. Stein

Weimar, Juni 1786

Woher sind wir geboren?
Aus Lieb'.
Wie wären wir verloren?
Ohn' Lieb'.
Was hilft uns überwinden?
Die Lieb'.

Kann man auch Liebe finden?
Durch Lieb'.
Was läßt nicht lange weinen?
Die Lieb'.
Was soll uns stets vereinen?
Die Lieb'.

Auf Lavaters Lied eines Christen an Christus

Juli 1786

Du bist, du bist! sagt Lavater. Du bist!!
Du bist!!! du bist!!!! du bist Herr Jesus Christ!!!!!
Er wiederholte nicht so heftig Wort und Lehre,
Wenn es ganz just mit dieser Sache wäre.

An Karoline v. Staupitz

Karlsbad, den 7. August 1786

O Schöne mit dem weißen Stabe,
Du kleiner guter, holder Schatz,
Verlasse mit der schönsten Gabe
Gesunder Freude diesen Platz.

Und denkest du an alle Stäbe,
Die schwarz und braun, so bunt als schön,
Gemodelt aus dem Holz der Rebe
Am Sprudel auf und nieder gehn —

Und denkest du an alle Schätze,
Die neben dir, geliebtes Kind,
Mit dem holdseligsten Geschwätze
Des Saales beste Zierde sind —

Dann denk' auch, daß in letzten Wochen
Du einem späten Gast gelacht,
Der, wenn er im Plural gesprochen,
Sich doch den Singular gedacht.

An den Herzog Karl August

Abschied im Namen der Engelhäuser Bäuerinnen

Karlsbad, Ende August 1786

Ist es denn wahr, was man gesagt?
Dem lieben Himmel sei's geklagt!
Verlässest du die Königsstadt,
Die dir so viel zu danken hat?
Denn bis zu uns nach Engelhaus
Erschallet lang' dein Ruhm heraus,
Daß deine Freundlichkeit und Gnad'
Allein dreifach gesegnet das Bad;
Denn nicht der Pole freut sich dein,
Es freut sich nicht der Jud' allein,
Es freut sich dein auch jeder Christ,
Daß du so mild gewesen bist.
Und wer das nicht erkennen wollt',
Für einen Heiden gelten sollt'.
Doch die nach dir am meisten schaun,

Sind gewiß alle schöne Fraun,
Die du, o edler Brunnengast,
Löblich und fein gewartet hast;
Die beißen alle mit Verdruß
Aufs Muß als eine harte Nuß.
Es scheinet ihnen alles alt,
Das Tal zu weit, der Sprudel kalt;
Ein Strom aus ihren Augen quillt,
Der ärger als die Tepel schwillt;
Und flöss' der Strom den Berg hinauf,
Er hielte dich im Reisen auf.
In deren Namen stehen wir,
Von Engelhaus die Nymphen, hier
Und wünschen dir zur frühen Zeit
Von allen Heiligen das Geleit.
So viel Kanonenschüsse geschwind
Vorm Elefanten gefallen sind,
So manchen Fall Gurofsky erzählt
Und keuscher Frauen Ohren quält,
So manche Kollatschen man früh und spat
Bei dem Kurfürsten gebacken hat:
So vielen Segen nimm mit fort
Von dem heilsamen schönen Ort;
Und wie vom heißen Sprudeltrieb
Dir niemals was im Leibe blieb,
So laß in deines Herzens Schrein
Die Freunde desto fester sein!

An die Entfernte

So hab' ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick —
Dich rufen alle meine Lieder:
O komm, Geliebte, mir zurück!

Erinnerung

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Beherzigung

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Italien

1786–1788

Sizilianisches Lied

Ihr schwarzen Äugelein!
Wenn ihr nur winket,
Es fallen Häuser ein,
Es fallen Städte:
Und diese Leimenwand
Vor meinem Herzen —
Bedenk' doch nur einmal —
Die sollt' nicht fallen!

An den Herzog Karl August

Rom, den 28. August 1787

Du sorgest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreun.
Still tätig danke dir mein Leben
Für alles Gute, was du mir erzeigst.
Fügst du dazu die Sorge für dich selbst,
So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin;
Denn nur gemeinsam Wohl beglückt Verbundene.

Amor als Landschaftsmaler

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundiertes Tuch gespannet,
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind, und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden;
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so rötlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen.

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;

Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasiert' er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner —
Daß ich, ganz entzückt und neu geboren,
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
Grad ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden widerglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel,

Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und, was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an, den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier
Und der zarte Fuß der Allerschönsten —
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen still und fest geblieben?

Aus „Claudine von Villa Bella"

(Zweite Fassung)

Cupido, loser, eigensinniger Knabe;
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Mutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben.
Ich such', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Abendsegen

Der Segen wird gesprochen!
Die Riesin liegt in den Wochen,
Drei Wölfe sind ausgekrochen;
Sie liegt zwischen Eis und Nebel und Schnee,
Tränke gern Eicheln- und Rübenkaffee,
Wenn sie ihn nur hätte! —
Da läuft die Maus! —
Kind, geh zu Bette
Und lösche die Lichter aus!

An seine Spröde

Siehst du die Pomeranze?
Noch hängt sie an dem Baume,
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüten kommen.
Ich trete zu dem Baume
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle —
O fall' in meinen Schoß!

Anliegen

O schönes Mädchen du,
Du mit dem schwarzen Haar,
Die du ans Fenster trittst,
Auf dem Balkone stehst!
Und stehst du wohl umsonst?
O stündest du für mich
Und zögst die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie schnell spräng' ich hinauf!

Nähe

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, so fremde bist,
Wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind,
Das schlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles still und finster um uns ist,
Erkenn' ich dich an deinen Küssen wieder.

Nach dem Italienischen

Weinet nicht, geliebte Kinder,
Daß ihr nicht geboren seid:
Eure Schmerzen, eure Tränen
Tun dem guten Vater leid.

Noch müßt ihr ein kleines Weilchen
Ohngezeugt im stillen ruhn;
Kann es nicht der liebe Vater,
Wird es eure Mutter tun.

Ich habe die Tage
Der Freiheit gekannt —
Ich hab' sie die Tage
Der Leiden genannt.

Weimar

1788–1796

Römische Elegien

Wie wir einst so glücklich waren!
Müssen's jetzt durch euch erfahren

1

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir schweiget noch alles so still.
O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei: dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

2

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten,
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr übrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.

Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wut über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen „Malbrough" den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort, Malbrough! im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rat.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittich; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wütende Gallier nicht:
Sie erkundigt sich nie nach neuer Märe, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergetzt sich an ihm, dem freien, rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Teilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib.

3

Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.

Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Flut.
Rhea Silvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

4

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und so gleichen wir euch, o römische Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Ägypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art einer der Göttlichen streun.
Ja, wir bekennen euch gern: es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst einer besonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernst begehen wir heimliche Feste,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferse lockten wir selbst durch gräßliche Taten
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüt zu entziehn.
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit, lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie sein, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden:
Schlummernde necket sie stets, Wachende fliegt sie vorbei;

Gern ergibt sie sich nur dem raschen, tätigen Manne,
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende: lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, römische Flechten, von euch.

5

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rat, durchblättre die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht: ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Gibt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
Überfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indes und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn getan.

6

„Kannst du, o Grausamer! mich in solchen Worten betrüben?
Reden so bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht schuldig? Doch ach! schuldig nur bin ich mit dir!
Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarin Zeugen,
Daß die Witwe nicht mehr einsam den Gatten beweint.
Bist du ohne Bedacht nicht oft bei Mondschein gekommen,
Grau, im dunkeln Surtout, hinten gerundet das Haar?
Hast du dir scherzend nicht selbst die geistliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn sein — gut, der Prälate bist du!
In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch
schwör' ich:
Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich, leider! und jung, und wohl bekannt den Verführern:
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albanis mich mit gewichtigen Zetteln
Bald nach Ostia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rotstrumpf immer gehaßt und Violettstrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen"
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürnest
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkst.
Geh! Ihr seid der Frauen nicht wert! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küssend ans Herz, Tränen entquollen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Wasser die Glut stürzend und jählings verhüllt;

Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

7

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich und strecke nach deinen Knien die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen: es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen heraufzuführen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrtums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna, sie auch! die herrlichsten Gaben
Teilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirtliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest du dich?" — Vergib mir: der hohe
Kapitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.

8

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verschmäht,

Bis du größer geworden und still dich entwickelt — ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüte des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

9

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Herde,
Knistert und glänzet, wie rasch! sausend vom Reisig empor.
Diesen Abend erfreut sie mich mehr: denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reisig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Fest.
Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche behend Flammen aufs neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum still wie zu Asche versank.

10

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf eine Nacht dies Lager jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt.
Freue dich also, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

11

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu,
Und er tut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.

Aber nach Bacchus, dem weichen, dem träumenden, hebet Cythere
Blicke der süßen Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket sie gern und scheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

12

Höreſt du, Liebchen, das muntre Geschrei den Flaminischen Weg her?
Schnitter sind es; sie ziehn wieder nach Hause zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz selber zu flechten verschmäht.
Keine Feste sind mehr der großen Göttin gewidmet,
Die, statt Eicheln, zur Kost goldenen Weizen verlieh.
Laß uns beide das Fest im stillen freudig begehen!
Sind zwei Liebende doch sich ein versammeltes Volk.
Hast du wohl je gehört von jener mystischen Feier,
Die von Eleusis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen stifteten sie, und immer riefen nur Griechen,
Selbst in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!"
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltner Gestalten; im Traum schien er zu wallen: denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden umher, verschlossene Kästchen,
Reich mit Ähren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei,
Vielbedeutend gebärdeten sich die Priester und summten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimnis? als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie Jasion einst, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt.

Da war Kreta beglückt! das Hochzeitbette der Göttin
Schwoll von Ähren, und reich drückte den Acker die Saat
Aber die übrige Welt verschmachtete; denn es versäumte
Über der Liebe Genuß Ceres den schönen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Märchen,
Winkte der Liebsten — Verstehst du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges Plätzchen!
Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

13

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir: du hast dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget! ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges tun.
Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewirtung;
Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirtet ist er.
Du betrachtest mit Staunen die Trümmern alter Gebäude
Und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum.
Du verehrest noch mehr die werten Reste des Bildens
Einziger Künstler, die stets ich in der Werkstatt besucht.
Diese Gestalten, ich formte sie selbst! Verzeih' mir, ich prahle
Diesmal nicht; du gestehst, was ich dir sage, sei wahr.
Nun du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Tor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!

Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Stil lehret die Liebe dich nur."
Also sprach der Sophist. Wer widerspräch' ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verräterisch hält er sein Wort, gibt Stoff zu Gesängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich;
Blick und Händedruck und Küsse, gemütliche Worte,
Silben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundin, und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet und drücket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf die Breite des Lagers,
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so schön: Theseus, du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
Blick' ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest.

14

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch ist es hell. Ihr verzehret
Öl und Docht nur umsonst. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht." —
Unglückseliger! geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich.
Tröste mich, Lämpchen, indes, lieblicher Bote der Nacht!

15

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner von heut' an seid mir gegrüßet, ihr Schenken,
Osterien, wie euch schicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste, begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig im Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerin pfleget, kredenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie behende das Zeichen der römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen;
Aber die köstliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.
Stumm war ich sitzen geblieben und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde, mir wund.

Erst noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weilst, und du beschauest dein Rom!
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres sehen,
Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung versprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zuliebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Maler genießt;
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Fassaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten, mit Rohr so lange bewachs'nen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen:
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch wert.
Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs neu' fast eine größere Welt!
Daß ich diese noch lange von dir beleuchtet erblicke,
Spinne die Parze mir klug langsam den Faden herab.
Aber sie eile herbei, die schön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! hör' ich sie schon? Nein, doch ich höre schon Drei.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich und fürcht' euch nicht zu beleid'gen:
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

16

„Warum, bist du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einsam, wie ich versprach, wartet' ich oben auf dich." —

Beste, schon war ich hinein; da sah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht, hin sich und her sich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O welch ein Irrtum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Gestalt
Flickten wir emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren,
Emsig half ich daran, selbst mir zu schaden bemüht." —
Nun, des Alten Wunsch ist erfüllt: den losesten Vogel
Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte bestiehlt.

17

Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibet am meisten
Hundegebell mir verhaßt: kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich sehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen, den Hund, den sich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einst mein Mädchen an, da sie sich heimlich
Zu mir stahl, und verriet unser Geheimnis beinah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, so denk' ich mir immer: sie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

18

Eines ist mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser in mir,
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, gestehen:
Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück: sie teilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hindernis will die rasche Jugend; ich liebe,
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit ist's! wir wechseln sichere Küsse,
Atem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.

So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei; schmücken uns festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott!

19

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, in Streit.
Wißt auch ihr, woher es entsprang, daß beide sich hassen?
Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttin, doch war sie für die Gesellschaft
Unerträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort;
Und so war sie von je, bei allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermütig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sklaven gemacht.
„Meinen Herkules führ' ich dereinst, o Vater der Götter,"
Rief triumphierend sie aus, „wiedergeboren dir zu.
Herkules ist es nicht mehr, den dir Alkmene geboren:
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du, er schaue nach deinen
Mächtigen Knien — vergib! nur in den Äther nach mir
Blickt der würdigste Mann, nur mich zu verdienen, durchschreitet
Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen, und preise
Seinen Namen voraus, eh' er die Tat noch beginnt.
Mich vermählst du ihm einst: der Amazonen Besieger
Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles schwieg; sie mochten nicht gern die Prahlerin reizen:
Denn sie denkt sich, erzürnt, leicht was Gehässiges aus.
Amorn bemerkte sie nicht: er schlich beiseite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunst unter der Schönsten Gewalt.

Nun vermummt er sein Paar: ihr hängt er die Bürde des Löwen
Über die Schultern und lehnt mühsam die Keule dazu,
Drauf bespickt er mit Blumen des Helden sträubende Haare,
Reichet den Rocken der Faust, die sich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckische Gruppe; dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Taten geschehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte: sie glaubten dem losen Knaben, denn ernstlich
Hatt' er gesprochen; und auch Fama, sie blieb nicht zurück.
Wer sich freute, den Mann so tief erniedrigt zu sehen,
Denkt ihr? Juno. Es galt Amorn ein freundlich Gesicht.
Fama daneben, wie stand sie beschämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte sie nur: „Masken, ihr Götter, sind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
Uns zum besten!" Doch bald sah sie mit Schmerzen: er war's! —
Nicht den tausendsten Teil verdroß es Vulkanen, sein Weibchen
Mit dem rüstigen Freund unter den Maschen zu sehn,
Als das verständige Netz im rechten Moment sie umfaßte,
Rasch die Verschlungnen umschlang, fest die Genießenden hielt.
Wie sich die Jünglinge freuten, Merkur und Bacchus! sie beide
Mußten gestehn: es sei, über dem Busen zu ruhn
Dieses herrlichen Weibes, ein schöner Gedanke. Sie baten:
Löse, Vulkan, sie noch nicht! Laß sie noch einmal besehn!
Und der Alte war so Hahnrei, und hielt sie nur fester. —
Aber Fama, sie floh rasch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit ist zwischen den Zweien der Fehde nicht Stillstand:
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe darnach.
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.
Will ihm einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste.
Mädchen bietet er an: wer sie ihm töricht verschmäht,

Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann; treibt die Begierden aufs Tier.
Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Not.
Aber auch sie, die Göttin, verfolgt ihn mit Augen und Ohren:
Sieht sie ihn einmal bei dir, gleich ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt dich mit ernstem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht.
Und so geht es auch mir: schon leid' ich ein wenig; die Göttin,
Eifersüchtig, sie forscht meinem Geheimnisse nach.
Doch es ist ein altes Gesetz: ich schweig' und verehre;
Denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich.

20

Zieret Stärke den Mann und freies mutiges Wesen,
Oh! so ziemet ihm fast tiefes Geheimnis noch mehr.
Städtebezwingerin du, Verschwiegenheit! Fürstin der Völker!
Teure Göttin, die mich sicher durchs Leben geführt,
Welches Schicksal erfahr' ich! Es löset scherzend die Muse,
Amor löset, der Schalk, mir den verschlossenen Mund.
Ach, schon wird es so schwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygischer Bund
Midas' verlängertes Ohr: der nächste Diener entdeckt es,
Und ihm ängstet und drückt gleich das Geheimnis die Brust.
In die Erde vergrüb' er es gern, um sich zu erleichtern;
Doch die Erde verwahrt solche Geheimnisse nicht,
Rohre sprießen hervor und rauschen und lispeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürst, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein schönes Geheimnis zu wahren,
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht!
Keiner Freundin darf ich's vertraun: sie möchte mich schelten:
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug.

Dir, Hexameter, dir, Pentameter, sei es vertrauet,
Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt:
Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und kennet die Wege,
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, sie kommt! damit sie der Nachbar nicht sehe;
Rausche, Lüftchen, im Laub! niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachset und blühet, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimnis zuletzt.

Anhang

1

Mehr als ich ahndete schön, das Glück, es ist mir geworden:
Amor führte mich klug allen Palästen vorbei.
Ihm ist es lange bekannt, auch hab' ich es selbst wohl erfahren,
Was ein goldnes Gemach hinter Tapeten verbirgt.
Nennet blind ihn und Knaben und ungezogen, ich kenne
Klugen Amor dich wohl, nimmer bestechlicher Gott! —
Uns verführten sie nicht, die majestät'schen Fassaden,
Nicht der galante Balkon, weder das ernste Cortil;
Eilig ging es vorbei, und niedre zierliche Pforte
Nahm den Führer zugleich, nahm den Verlangenden auf.
Alles verschafft er mir da, hilft alles und alles erhalten,
Streuet jeglichen Tag frischere Rosen mir auf.
Hab' ich den Himmel nicht hier? — Was gibst du, schöne Borghese,
Pipotina, was gibst deinem Geliebten du mehr?
Tafel, Gesellschaft und Kors' und Spiel und Oper und Bälle:
Amorn rauben sie nur oft die gelegenste Zeit.
Ekel bleibt mir Gezier und Putz, und hebet am Ende
Sich ein brokatener Rock nicht wie ein wollener auf?

Oder will sie bequem den Freund im Busen verbergen,
Wünscht er von alle dem Schmuck nicht schon behend sie befreit?
. . . . . .
. . . . . .

2

Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter gescholten,
Grausend kennt sie die Welt Jahre die Tausende schon,
Python dich und dich, lernäischer Drache! Doch seid ihr
Durch die rüstige Hand tätiger Götter gefällt:
Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wiesen und Wald, goldne Saaten nicht mehr.
Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes gesandt?
Überall schleicht er sich ein, und in den lieblichsten Gärtchen
Lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an.
Sei mir, hesperischer Drache, gegrüßt, du zeigtest dich mutig,
Du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz!
Aber dieser verteidiget nichts — und wo er sich findet,
Sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.
Oh! wie glücklich warst du, Lukrez! Du konntest der Liebe
Ganz entsagen und dich jeglichem Körper vertraun.
Selig warst du, Properz! Dir holte der Sklave die Dirnen
Vom Aventinus herab, aus dem Tarpeischen Hain;
Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen schreckte,
Untreu fand sie dich zwar; aber sie fand dich gesund.
Jetzt wer hütet sich nicht, langweilige Treue zu brechen!
Wen die Liebe nicht hält, hält die Besorglichkeit auf.
Und auch da, wer weiß! gewagt ist jegliche Freude,
Nirgend legt man das Haupt ruhig dem Weib in den Schoß.
. . . . . .
. . . . . .

Oh! der goldenen Zeit! da Jupiter noch vom Olympus
Sich zu Semele bald, bald zu Calliſto begab.
Ihm lag ſelber daran, die Schwelle des heiligen Tempels
Rein zu finden, den er liebend und mächtig betrat.
O wie hätte Juno getobt, wenn im Streite der Liebe
Gegen ſie der Gemahl giftige Waffen gekehrt.
Doch wir ſind nicht ſo ganz, wir alte Heiden, verlaſſen,
Immer ſchwebet ein Gott über der Erde noch hin,
Eilig und geſchäftig: ihr kennt ihn alle, verehrt ihn,
Ihn, den Boten des Zeus, Hermes, den heilenden Gott!
Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
Paarweiſ' kaum noch den Platz alter verehrender Pracht,
Wird des Sohnes Tempel doch ſtehn, und ewige Zeiten
Wechſelt der Bittende ſtets dort mit dem Dankenden ab.
Eins nur fleh' ich im ſtillen, an euch, ihr Grazien, wend' ich
Dieſes heiße Gebet tief aus dem Buſen herauf:
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
Jegliches Übel von mir; reichet mir Amor die Hand,
O ſo gebet mir ſtets, ſobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß!

3

Hier iſt mein Garten beſtellt, hier wart' ich die Blumen der Liebe,
Wie ſie die Muſe gewählt, weislich in Beete verteilt.
Früchtebringenden Zweig, die goldenen Früchte des Lebens,
Glücklich pflanzt' ich ſie an, warte mit Freuden ſie nun.
Stehe du hier an der Seite, Priap! ich habe von Dieben
Nichts zu befürchten, und frei pflück' und genieße, wer mag.
Nur bemerke die Heuchler, entnervte, verſchämte Verbrecher;
Nahet ſich einer und blinzt über den zierlichen Raum,
Ekelt an Früchten der reinen Natur, ſo ſtraf ihn . . .
. . . . . .

4

Hinten im Winkel des Gartens da stand ich, der letzte der Götter,
Rohgebildet, und schlimm hatte die Zeit mich verletzt.
Kürbisranken schmiegten sich auf am veralteten Stamme,
. . . . . .
Dürres Gereisig neben mir an, dem Winter gewidmet,
Den ich hasse: denn er schickt mir die Raben aufs Haupt,
Schändlich mich zu besudeln; der Sommer sendet die Knechte,
Die sich entladen und frech zeigen das rohe Gesäß.
Unflat oben und unten! ich mußte fürchten, ein Unflat
Selber zu werden, ein Schwamm, faules verlorenes Holz.
Nun, durch deine Bemühung, o redlicher Künstler, gewinn' ich
Unter Göttern den Platz, der mir und andern gebührt.
Wer hat Jupiters Thron, den schlechterworbnen, befestigt?
Farb' und Elfenbein, Marmor und Erz und Gedicht.
Gern erblicken mich nun verständige Männer, und denken
Mag sich jeder so gern, wie es der Künstler gedacht.
Nicht das Mädchen entsetzt sich vor mir, und nicht die Matrone,
Häßlich bin ich nicht mehr, bin ungeheuer nur stark.
. . . . . .

Edelknabe und Wahrsagerin

Kennt ihr die Dirne mit lauerndem Blick und raschen Gebärden?
Die Schalkin, sie heißt Gelegenheit; lernt sie nur kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Gern betrügt sie den Unerfahrenen, den Blöden,
Schlummernde neckt sie stets, Wachende flieht sie eilends,
Und die Unschuld betört sie, der kömmt sie am leichtsten.
Einst erschien sie dem Knaben, ein bräunliches Mädchen, die Arme,
Nacken und Busen und Leib nicht allzu sittig verhüllt.
Zukünftges deutend zeigte ihr Finger nach oben,
Bog ihren Hals sie nach vorn;

Ungeflochtnes Haar krauste vom Scheitel sich auf;
Lockend war ihre Miene, doch schaute der Bube nicht auf,
Wie sehr sie sich mühte, des Harmlosen Auge zu fangen,
Er hört' sie nur halb,
Dacht' an sein Lied. Doch stille! — Die Dirne ist weg —
Degen und Schärpe verschwunden, die ihm die Liebste gab.

Morgenklagen.

O du loses, leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an: womit hab' ich's verschuldet,
Daß du mich auf diese Folter spannest,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktest doch so freundlich gestern abend
Mir die Hände, lispeltest so lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Türe:
Hatte wohl die Angeln erst geprüfet
Und mich recht gefreut, daß sie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens ist vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel;
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beständig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leisen Schlummer.

Ja, da segnet' ich die Finsternisse,
Die so ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauschend immer in die Stille,
Ob sich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte sie Gedanken, wie ich denke,
Hätte sie Gefühl, wie ich empfinde,
Würde sie den Morgen nicht erwarten,
Würde schon in dieser Stunde kommen."

Hüpft' ein Kätzchen oben übern Boden,
Knisterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte sich, ich weiß nicht was, im Hause —
Immer hofft' ich, deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und so lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag schon an zu grauen
Und es rauschte hier und rauschte dorten.

„Ist es ihre Türe? Wär's die meine!"
Saß ich aufgestemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Türe,
Ob sie nicht sich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leisen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich schon des Nachbars Türe gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen rasseln,
War das Tor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte sich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durcheinander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Türen, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom schönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, sehnsuchtsvollen Atem
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen —
Und nun bist du weder in der Laube
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Besuch

Meine Liebste wollt' ich heut' beschleichen,
Aber ihre Türe war verschlossen.
Hab' ich doch den Schlüssel in der Tasche!
Öffn' ich leise die geliebte Türe!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube.
Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich sie, gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet, auf dem Sofa liegen.

Bei der Arbeit war sie eingeschlafen:
Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rat, ob ich sie weckte.

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruhte;
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause.

Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wider.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.

Freudig saß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräter jedes falschen Zuges,
Kann er dir nicht schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung störte?

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse;
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrtum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Lange saß ich so und freute herzlich
Ihres Wertes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daß ich mich nicht traute, sie zu wecken.

Leise leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Rosen auf das Tischchen nieder;
Sachte, sachte schleich' ich meiner Wege

Öffnet sie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt sie diese bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verschloss'nen Türen
Dieses freundliche Geschenk sich finde.

Seh' ich diese Nacht den Engel wieder —
O wie freut sie sich, vergilt mir doppelt
Dieses Opfer meiner zarten Liebe!

Süße Sorgen

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
Lässet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verlässt.
Soll es einmal denn sein, so kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

In das Stammbuch Johann Friedrich v. Anthings

Weimar, den 7. September 1789

Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
In Proserpinens Park spazierengehn,
Doch besser scheint es mir, im Schattenreiche
Herrn Anthings sich hier oben wiedersehn.

Cophtisches Lied

Lasset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch sein!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Töricht, auf Bess'rung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Töricht, auf Bess'rung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Und auf den Höhen der indischen Lüfte
Und in den Tiefen ägyptischer Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Töricht, auf Bess'rung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Ein anderes

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein!
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein:

Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Epigramme

Venedig 1790

Wie man Zeit und Geld vertan
Zeigt das Büchlein lustig an.

1

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegenfüßige Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn,
Zimbeln, Trommeln erklingen: wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel, wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felsen herab, Efeu zu Kränzen geschmückt,

Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Über die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerissnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knien, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
„Weichling!" schölte mich einer, „und so verbringst du die Tage?"
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens,
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämmrer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
Postillione sind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt."
Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoß.

4

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens:
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land! doch ach, Faustinen find' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Kanal, viele befrachtete, stehn.
Mancherlei Ware findest du da für manches Bedürfnis,
Weizen, Wein und Gemüs', Scheite wie leichtes Gesträuch.
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzest du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!

6

Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Tränen enthalten.
O wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

7

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig' und ertrag' den Verlust!

8

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken
und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.

9

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuntius gehen:
Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein:
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.

Merke dir, Reisender, das und tue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

11

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut'!
Scheltet mir nicht die Pfaffen! sie kennen des Menschen Bedürfnis:
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut'!

12

Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand; die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund!

13

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüten zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln!
Und dies vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14

Diesem Amboß vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.

Wundertätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vorteil verstehet!
Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17

Not lehrt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Not findet der Fremde gewiß.

18

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Ware dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knaben so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Welschland:
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20

Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen,
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Turm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig: der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21

Emsig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder getan?

Nein, es führte die Zeit ihn hinweg, du findest nur Reste,
Seinen Schädel, ein paar seiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime sind wir alle, die wir Italien suchen:
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22

Jupiter Pluvius, heut' erscheinst du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geschenk gibst du in einem Moment:
Gibst Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachstum,
Manches kleine Gedicht gibst du dem Büchelchen hier.

23

Gieße nur, tränke nur fort die rotbemäntelten Frösche,
Wäss're das durstende Land, daß es uns Broccoli schickt.
Nur durchwäss're mir nicht dies Büchlein! es sei mir ein Fläschchen
Reinen Araks, und Punsch mache sich jeder nach Lust.

24

Sankt Johannes im Kot heißt jene Kirche: Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sankt Markus im Kot.

25

Hast du Bajä gesehn, so kennst du das Meer und die Fische,
Hier ist Venedig: du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.

26

„Schläfst du noch immer?" Nur still, und laß mich ruhen! erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft,
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27

Alle Neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.

Nun verließ ich mein Liebchen — mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp: du kamst, mich zu retten,
Langeweile! du bist, Mutter der Musen, gegrüßt.

28

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? ihr fragt mich? Ich hab' sie,
Wie ich sie wünsche: das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen: es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemalt, in Ton hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

30

Schöne Kinder tragt ihr, und steht mit verdeckten Gesichtern,
Bettelt: das heißt mit Macht reden ans männliche Herz.
Jeder wünscht sich ein Knäbchen, wie ihr das dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier sich denkt.

31

Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich.
O wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!

32

Warum leckst du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegnest?
Wohl, dein Züngelchen sagt mir, wie gesprächig es sei.

33

Sämtliche Künste lernt und treibet der Deutsche, zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Darum pfuscht er auch so: Freunde, wir haben's erlebt.

34 a

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken
Gut; der Deutsche versteht sich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu
schwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geschichten vernehme,
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten getan.
Ansehn gebt mir im Volke, verschafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint.
Gut — schon dank' ich euch, Götter! ihr habt den glücklichsten
Menschen
Eh'stens fertig: denn ihr gönntet das meiste mir schon.

34 b

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder: da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was prieseſt du Ihn, den Taten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien' deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.

Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

35

Eines Menschen Leben, was ist's? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie er's getan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

36

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen,
Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt.
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick.
Gauklerin! da ersah ich in dir zu den Bübchen das Urbild,
Wie sie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
Wie sie Paul Veronese mit Bechern dem Bräutigam sendet,
Dessen Gäste, getäuscht, Wasser genießen für Wein.

37

Wie von der künstlichsten Hand geschnitzt das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur schwimmt!
Alles ist Glied, und alles Gelenk, und alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, alles nach Willkür bewegt.

Menschen hab' ich gekannt und Tiere, so Vögel als Fische,
Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur:
Und doch staun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du alles zugleich bist, und ein Engel dazu.

38

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel!
Jupiter sieht dich, der Schalk, und Ganymed ist besorgt.

39

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken
Arme betend empor; aber nicht schuldlos wie du.

40

Seitwärts neigt sich dein Hälschen. Ist das ein Wunder? Es träget
Oft dich Ganze; du bist leicht, nur dem Hälschen zu schwer.
Mir ist sie gar nicht zuwider, die schiefe Stellung des Köpfchens:
Unter schönerer Last beugte kein Nacken sich je.

41

So verwirret mit dumpf-willkürlich verwebten Gestalten,
Höllisch und trübe gesinnt, Breughel den schwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern,
Menschen und Grillen zugleich, unser gesundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend, mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, alles veränderlich schwebt:
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechselnd,
Doch erfreut sie uns gleich, wenn sie die Sohlen betritt.

42

Gern überschreit' ich die Grenze, mit breiter Kreide gezogen,
Macht sie Bottegha, das Kind, drängt sie mich artig zurück.

43

„Ach! mit diesen Seelen, was macht er? Jesus Maria!
Bündelchen Wäsche sind das, wie man zum Brunnen sie trägt.
Wahrlich, sie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm, gehn wir!
Wie zierlich!
Sieh nur, wie steht sie, wie leicht! Alles mit Lächeln und Lust!"
Altes Weib, du bewunderst mit Recht Bettinen! du scheinst mir
Jünger zu werden und schön, da dich mein Liebling erfreut.

44

Alles seh' ich so gerne von dir; doch seh' ich am liebsten,
Wenn der Vater behend über dich selber dich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und, nach dem tödlichen
Sprunge,
Wieder stehest und läufst, eben ob nichts wär' geschehn.

45

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht: die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armut fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.
Dir erweicht sich der Schiffer und klopft dir die Wange; der Säckel
Tut sich dir kärglich zwar, aber er tut sich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel und reicht dir,
Eben als flehtest du laut bei den Mirakeln Antons,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt sich und freut sich bei dir, daß er ein Kind ist, wie du.

46

Dichten ist ein lustig Metier! nur find' ich es teuer:
Wie dies Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

47

„Welch ein Wahnsinn ergriff dich Müßigen? Hältst du nicht inne?
Wird dies Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!"
Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indes: denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

48

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad gegenübergestellt!

49

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebsten hinweg!

50

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider:
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrein, so wag' es, vielen zu dienen,
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!

51

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man; doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissen's;
Doch wer verstehet, für uns alle zu wollen, er zeig's!

52

Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

53

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken!
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zugrunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

54

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch töricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot.

55

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!"
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

56

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geists auf Lügen und Unsinn:
Wem der Probierstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

57

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstummt.

58

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht.

59

„Seid doch nicht so frech, Epigramme!" Warum nicht? Wir sind nur
Überschriften: die Welt hat die Kapitel des Buchs.

60

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Tiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir.

61

Ein Epigramm, ob wohl es gut sei? Kannst du's entscheiden?
Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

62

Um so gemeiner es ist und näher dem Neide, der Mißgunst,
Um so eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.

63

Chloe schwöret, sie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber sie liebt dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut: glaubt' ich's, da wär' es vorbei.

64

Niemand liebst du, und mich, Philarchos, liebst du so heftig.
Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

65

Ist's denn so groß, das Geheimnis, was Gott und der Mensch und die Welt sei?
Nein! Doch niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

66

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut

Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †.

67

Längst schon hätt' ich euch gern von jenen Tierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßet: sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Tierchen Lazerten;
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

68

Wer Lazerten gesehn, der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie, und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! und hier! Verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens: so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein!

69

Was Spelunke nun sei, verlangt ihr zu wissen? Da wird ja
Fast zum Lexikon dies epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht du.

70

Zwei der feinsten Lazerten, sie hielten sich immer zusammen,
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die schönste zu sein.

71

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch so.

72

„Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann."
So sang, unter andern, gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

73

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben:
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

74

Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

75

„Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist."
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn: man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

76

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen: denn meist will es mit vielen nicht viel.

Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

77

„Mit Botanik gibst du dich ab? mit Optik? Was tust du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?"
Ach, die zärtlichen Herzen! ein Pfuscher vermag sie zu rühren.
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

78

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Säkulum glaubt.

79

„Alles erklärt sich wohl", so sagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meister gelehrt."
Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

80

Wenn auf beschwerlichen Reisen ein Jüngling zur Liebsten sich windet,
Hab' er dies Büchlein; es ist reizend und tröstlich zugleich.
Und erwartet dereinst ein Mädchen den Liebsten, sie halte
Dieses Büchlein, und nur, kommt er, so werfe sie's weg.

81

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verstohlen
Im Vorbeigehn nur freundlich mir streifet den Arm,
So vergönnt, ihr Musen, dem Reisenden kleine Gedichte:
O behaltet dem Freund größere Gunst noch bevor!

82

Wenn, in Wolken und Dünste verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden sendet, wie still wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer, wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie sanft ruht sich's in stürmischer Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück! Schnell scheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! gleiche der Mutter Natur!

83

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir sein.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu fesseln;
Beiden das Gegenteil lächelt der schelmische Gott.

84

Göttlicher Morpheus, umsonst bewegst du die lieblichen Mohne:
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht schließt.

85

Liebe flößest du ein, und Begier; ich fühl' es, und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

86

Ha! ich kenne dich, Amor, so gut als einer! Da bringst du
Deine Fackel, und sie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führest uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach! und die falsche erlischt.

87

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Gibt sich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Busen an Busen belauscht, Phöbus, der frühe, sie weckt.

88

Ist es dir Ernst, so zaudre nun länger nicht: mache mich glücklich!
Wolltest du scherzen? es sei, Liebchen, des Scherzes genug!

89

Daß ich schweige, verdrießt dich? Was soll ich reden? Du merkest
Auf der Seufzer, des Blicks leise Beredsamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu lösen:
Nur Aurora, sie weckt einst dir am Busen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnonische Bild lieblich Geheimnisse sang.

90

Welch ein lustiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entfloh, eilig sich wieder herauf!
Seht, so schein' ich mein Herz bald dieser Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

91

O wie achtet' ich sonst auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, sehnte dem Herbste mich nach!
Aber nun ist nicht Sommer noch Winter, seit mich Beglückten
Amors Fittich bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

92

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen wie heut'.

93

Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht; nur in der Regel fast nichts.

94

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

95

Du erstaunest und zeigst mir das Meer: es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Flut flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht: das Meer gebar Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

96

Glänzen sah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle,
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

97

Ach! mein Mädchen verreist! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König,
Äolus! mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Törichter, ruft mir der Gott! befürchte nicht wütende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt!

98

Arm und kleiderlos war, als ich sie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

99

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie, nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad'.

100

Traurig, Midas, war dein Geschick: in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, schwere verwandelte Kost.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's lust'ger: denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Musen, ich sträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es fest an die Brust, nicht mir zum Märchen verkehrt.

101

Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Ängstlich. — Stille, mein Kind! still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen,
Alles schwillt nun, es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sei nur ruhig! es deutet die fallende Blüte dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

102

Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst dir gesteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schoß immer sich nährend bewegt.
Schon versucht es die Sprünge der raschen Jugend; es klopfet
Ungeduldig schon an, sehnt sich nach himmlischem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich streng, wie es das Schicksal gebeut.

Widerfahre dir, was dir auch will, du wachsender Liebling —
Liebe bildete dich: werde dir Liebe zuteil!

103

Und so tändelt' ich mir, von allen Freuden geschieden,
In der Neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinnrung,
Würzt' es mit Hoffnung: sie sind lieblichste Würzen der Welt.

Anhang

1

Immer glaubt' ich gutmütig von anderen etwas zu lernen,
Vierzig Jahr war ich alt, da mich der Irrtum verließ.
Töricht war ich immer, daß andre zu lehren ich glaubte,
Lehre jeden du selbst, Schicksal, wie er es bedarf.

2

Leben hab' ich gelernt, fristet mir, Götter, die Zeit!

3

Helden, herrlich zu sein, beschädigen Tausende. Tadelt
Nicht den Dichter, der auch wie ein Eroberer denkt.

4

Das Gemeine lockt jeden; siehst du in Kürze von vielen
Etwas geschehen, sogleich denke nur: Dies ist gemein.

5

„Achte hatt' ich gesetzt, nun ist die Neune gezogen;
Sieh, wie nah ich schon war, nächstens treff' ich die Zahl."
Und so klagen die Menschen, die sich dem Zufall vertrauen:
Jeder schmiede sein Glück, aber er brauche die Kraft!

6

Wären der Welt die Augen zu öffnen! — Das könnte geschehen! —
Besser du suchest dir selbst und du erfindest dein Teil.

7

Wie der Mensch das Pfuschen so liebt! Fast glaub' ich dem Mythus,
Der mir erzählet, ich sei selbst ein verpfuschtes Geschöpf.

8

In ein Puppenspiel hatt' ich mich Knabe verliebet;
Lange zog es mich an, bis ich es endlich zerschlug.
So griff Lavater jung nach der gekreuzigten Puppe,
Und er wird sie wohl kaum erst vor dem Grabe noch los.

9

Guten schreibt er, das glaub' ich: die Menschen müssen wohl gut sein,
Die das alberne Zeug lesen und glauben an ihn.
Weisen denkt er zu schreiben, die Weisen mag ich nicht kennen:
Ist das Weisheit, bei Gott, bin ich mit Freuden ein Tor.

10

Juden und Heiden hinaus! so duldet der christliche Schwärmer.
Christ und Heide verflucht! murmelt ein jüdischer Bart.
Mit den Christen an Spieß und mit den Juden ins Feuer!
Singet ein türkisches Kind Christen und Juden zum Spott.
Welcher ist der klügste? Entscheide! Aber sind diese
Narren in deinem Palast, Gottheit, so geh' ich vorbei.

11

Was auch Helden getan, was Kluge gelehrt, es verachtet's
Wähnender christlicher Stolz neben den Wundern des Herrn;

Und doch schmückt er sich selbst und seinen nackten Erlöser
Mit dem Besten heraus, was uns der Heide verließ.
So versammelt der Pfaffe die edlen leuchtenden Kerzen
Um das gestempelte Brot, das er zum Gott sich geweiht.

12

„Offen steht das Grab! Welch herrlich Wunder! Der Herr ist
Auferstanden!" Wer's glaubt? Schelmen, ihr trugt ihn ja weg!

13

Törig war es, ein Brot zu vergotten, wir beten ja alle
Um das tägliche Brot: „Geb' es der Himmel uns heut'."

14

Viele folgten dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es dir selber erging.
Folgen mag ich dir nicht: ich möchte dem Ende der Tage
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahn.
Heute gehorch' ich dir doch und wähle den Weg ins Gebirge;
Diesmal schwärmst du wohl nicht. König der Juden, leb' wohl!

15

Höllengespenster seid ihr und keine Christen, ihr Schreier,
Die ihr den lieblichen Schlaf mir von den Augen verscheucht!
Warum macht der Pfaffe so viele tausend Gebärden
Und verscheuchet euch nicht wieder zur Hölle zurück?

16

Wenn du schelten willst, so wolle kein Heiliger scheinen;
Denn ein rechtlicher Mann schweigt und verzeihet uns gern.

17

Zum Erdulden ist's gut, ein Christ zu sein, nicht zu wanken:
Und so machte sich auch diese Lehre zuerst.

18

Was vom Christentum gilt, gilt von den Stoikern: Freien
Menschen geziemet es nicht, Christ oder Stoiker sein.

19

Immer hab' ich dich, heilige Sonne, mit Freude verehret,
Wenn du aus trübem Gewölk oder nach Nebel mir kamst,
Niemals aber so fröhlich als im Venetischen Pfuhle,
Wenn du nach Regen erscheinst, freudig die Gondel dir dampft.

20

Unglückselige Frösche, die ihr Venedig bewohnet:
Springt ihr zum Wasser heraus, springt ihr auf hartes Gestein.

21

„Seid Ihr ein Fremder, mein Herr? bewohnt Ihr Venedig?" so fragten
Zwei Lazerten, die mich in die Spelunke gelockt.
Ratet! — „Ihr seid ein Franzos'! ein Napolitaner." Sie schwatzten
Hin und wider und schnell schlürften sie Kaffee hinein.
„Tun wir etwas!" sagte die schönste, sie setzte die Tasse
Nieder, ich fühlte sogleich ihre geschäftige Hand.
Sacht' ergriff ich und hielte sie fest, da streckte die zweite
Zierliche Fingerchen aus, und ich verwehrt' es auch ihr.
„Ach, es ist ein Fremder," so riefen sie beide; sie scherzten,
Baten Geschenke sich aus, die ich doch sparsam verlieh.
Drauf bezeichneten sie mir die entferntere Wohnung
Und zu dem wärmeren Spiel spätere Stunden der Nacht.

Kannten diese Geschöpfe sogleich den Fremden am Weigern,
O so wißt ihr, warum blaß der Venetier schleicht.

22

„Kaffee wollen wir trinken, mein Fremder!" da meint sie branlieren:
Hab' ich doch, Freunde, mit Recht immer den Kaffee gehaßt.

23

Einen zierlichen Käfig erblickt' ich; hinter dem Gitter
Regten sich emsig und rasch Mädchen des süßen Gesangs.
Mädchen wissen sonst nur uns zu ermüden; Venedig,
Heil dir, daß du sie auch uns zu erquicken ernährst.

24

Vier gefällige Kinder hast du zum Gaukeln erzogen,
Alter Gaukler, und schickst nun sie zum Sammeln umher.
Meine Güter trag' ich bei mir, so sagte der Weise,
Meine Güter, sagst du, hab' ich mir selber gemacht.

25

Amerikanerin nennst du das Töchterchen, alter Phantasie!
Glücklicher, hast du sie nicht hier in Europa gemacht?

26

„Ich empfehle mich Euch, seid wacker," sagst du und reichest
Mir das Tellerchen dar, lächelst und dankest gar schön.
Ach, empfohlen bist du genug, und wärst du nur älter,
Wacker wollten wir sein, wach bis zum Krähen des Hahns.

27

Zürnet nicht, ihr Frauen, daß wir dies Mädchen bewundern:
Ihr genießet des Nachts, was sie am Abend erregt.

28

Lange sucht' ich ein Weib mir; ich suchte: da fand ich nur Dirnen;
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen: da fand ich ein Weib!

29

Köstliche Ringe besitz' ich! Gegrabne fürtreffliche Steine
Hoher Gedanken und Stils fasset ein lauteres Gold.
Teurer bezahlt man die Ringe, geschmückt mit feurigen Steinen,
Blinken hast du sie oft über dem Spieltisch gesehn.
Aber ein Ringelchen kenn' ich, das hat sich anders gewaschen,
Das Hans Carvel einmal traurig im Alter besaß.
Unklug schob er den kleinsten der zehen Finger ins Ringchen;
Nur der größte gehört würdig, der eilfte, hinein.

30

Camper der Jüngere trug in Rom die Lehre des Vaters
Von den Tieren uns vor, wie die Natur sie erschuf,
Bäuche nahm und gab, dann Hälse, Pfoten und Schwänze,
Alles gebrochenes Deutsch, so wie geerbter Begriff.
Endlich sagt' er: „Vierfüßiges Tier, wir haben's vollendet;
Und es bleibet uns nur, Freunde, das . . . zurück!"
Armer Camper! du hast ihn gebüßt, den Irrtum der Sprache,
Denn acht Tage darnach lagst du und schlucktest Merkur.

31

Knaben liebt' ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen,
Hab' ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch.

32

Alles, was ihr wollt, ich bin euch wie immer gewärtig,
Freunde, doch leider, allein schlafen: ich halt' es nicht aus.

33

Weit und schön ist die Welt; doch o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mein eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen versorgt.

34

Ob erfüllt sei, was Moses und was die Propheten gesprochen,
An dem heiligen Christ, Freunde, das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich: erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind süß mir am Busen entschläft.

35

Ach, sie neiget das Haupt, die holde Knospe; wer gießet
Eilig erquickendes Naß neben die Wurzel ihr hin?
Daß sie froh sich entfalte, die schönen Stunden der Blüte
Nicht zu frühe vergehn, endlich auch reife die Frucht.
Aber auch mir — mir sinket das Haupt von Sorgen und Mühe:
Liebes Mädchen, ein Glas schäumenden Weines herbei!

36

Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut' mich beschäftigt:
Morgen mein Liebchen zu sehn, das ich acht Tage nicht sah.

37

Alle sagen mir, Kind, daß du mich betrügest.
O betrüge mich nur immer und immer so fort.

38

Eine Liebe wünscht' ich und konnte sie niemals gewinnen —
Wünschen läßt sich noch wohl, aber verdienen nicht gleich.

39

Fürchte nicht, liebliches Mädchen, die Schlange, die dir begegnet!
Eva kannte sie schon — Frage den Pfarrer, mein Kind!

40

Nackend willst du nicht neben mir liegen, du süße Geliebte;
Schamhaft hältst du dich noch mir im Gewande verhüllt.
Sag' mir: begehr' ich dein Kleid? begehr' ich den lieblichen Körper?
Nun, die Scham ist ein Kleid: zwischen Verliebten hinweg!

41

„Wagst du deutsch zu schreiben unziemliche Sachen!" Mein Guter,
Deutsch dem kleinen Bezirk leider ist griechisch der Welt.

42

Aus zu eklem Geschmack verbrannte Nauger Martialen:
Wirfst du das Silber hinweg, weil es nicht Gold ist? Pedant!

43

Stiften die Christen mit Heil viel Unheil, so stiften die Büchlein
Heidnisch durch Unheil viel Heil. Aber noch eile dich nicht,
Laß mich erst noch hienieden, es kann die Barke passieren —
Nimmt sie mich diesmal schon mit, nun so leb' wohl in die Welt!

44

Wenn ein verständiger Koch ein artig Gastmahl bereitet,
Mischt er unter die Kost vieles und vieles zugleich.
So genießet auch ihr dies Büchlein, und kaum unterscheidet
Alles ihr, was ihr genießt. Nun, es bekomm' euch nur wohl!

An die Herzogin Anna Amalia

Sagt, wem geb' ich dies Büchlein? Der Fürstin, die mir's gegeben,
Die uns Italien noch jetzt in Germanien schafft.

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Schlesiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin! O bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns, Cupido, den Krieg!

An die Knappschaft von Tarnowitz

4. September 1790

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen, es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Von Osten nach Westen —
Zu Hause am besten.

In das Stammbuch des Schauspielers Heinrich Beck

Weimar, den 31. Januar 1791

Blumen reicht die Natur, es windet die Kunst sie zum Kranze.

An den Herzog Karl August

Weimar, den 24. März 1791

Zu dem erbaulichen Entschluß,
Bei diesem Wetter hier zu bleiben,
Send' ich des Wissens Überfluß,
Die Zeit dir edel zu vertreiben.

Gewiß, du wirst zufrieden sein,
Wenn du wirst die Verwandtschaft sehen,
Worinnen Geist und Fleisch und Stein
Und Erz und Öl und Wasser stehen.

Indes macht draußen vor dem Tor,
Wo allerliebste Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor seine Späße vor.

In das Stammbuch des Schauspielers Schröder

Weimar, den 25. April 1791

Viele sahn dich mit Wonne, dich wünschen so viele zu sehen;
Reise glücklich! du bringst überall Freude mit hin.

Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Will ich, was reizt und entzückt, will ich, was sättigt und nährt,
Will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakontala, dich, und so ist alles gesagt.

Trierische Hügel beherrschte Dionysos, aber der Bischof
Dionysius trieb ihn und die Seinen herab;
Christlich lagerten sich Bacchantenscharen im Tale,
Hinter die Mauern versteckt, üben sie alten Gebrauch.

Künstlers Fug und Recht

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geschehn,
Daß er einem bessern nach mußt' stehn;
Hatte seine Tafeln fortgemalt,
Wie man sie lobt, wie man sie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus,
Man baut' ihn'n sogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu malen eine Wand im Saal;
Mit emsigen Zügen er staffiert,
Was öfters in der Welt passiert;
Zog seinen Umriß leicht und klar,
Man konnte sehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er koloriert,
Doch so, daß er das Aug' frappiert.
Er glaubt' es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Daß es versammelte Herrn und Fraun
Möchten einmal mit Lust beschaun;
Zugleich er auch noch wünscht' und wollt',
Daß man dabei was denken sollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundespaar,
Das unsers Künstlers Werke liebt
Und darum destomehr betrübt,
Daß an der losen, leidigen Wand
Nicht auch ein Götterbildnis stand.
Die setzten ihn sogleich zur Red':
Warum er so was malen tät',
Da doch der Saal und seine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er sollte sich nicht lassen verführen
Und nun auch Bänk' und Tische beschmieren;
Er sollte bei seinen Tafeln bleiben
Und hübsch mit *seinem* Pinsel schreiben.
Und sagten ihm von dieser Art
Noch viel Verbindlichs in den Bart.

Er sprach darauf bescheidentlich:
Eure gute Meinung beschämet mich;

Es freut mich mehr nichts auf der Welt,
Als wenn euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Tier' erschuf,
Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren sein,
Und er auch manches nur ebauchiert
Und grade nicht alles ausgeführt
(Wie man den Menschen denn selbst nicht scharf
Und nur en gros betrachten darf) —
So hab' ich als ein armer Knecht
Vom sündlich menschlichen Geschlecht
Von Jugend auf allerlei Lust gespürt
Und mich in allerlei exerziert;
Und so durch Übung und durch Glück
Gelang mir, sagt ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' einer auch einmal verschnaufen,
Ohne daß jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen sollt'.

*

Drum ist mein Wort zu dieser Frist,
Wie's allezeit gewesen ist:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt,
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

Der neue Amor

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.

Ach! die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

In das Album der Fürstin Amalie Gallitzin

Weimar, den 17. April 1793

Unterschieden ist nicht das Schöne vom Guten; das Schöne
Ist nur das Gute, das sich lieblich verschleiert uns zeigt.

Das Wiedersehn

Er

Süße Freundin, noch einen, nur einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum, wir wechselten Küsse
Tausendfältig: dem Schwarm Bienen verglichst du sie ja,
Wie sie den Blüten sich nahn und saugen, schweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh' sich die Blüte zerstreut?

Sie

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von gestern!
Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich ans Herz.

Gestern, sagst du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern:
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's, zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut', die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach, daß mir indessen
Zehnmal, leider! der Baum Blüten und Früchte gebracht!

Episteln

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Erste Epistel

Jetzt, da jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher: wir haben

Leider oft sie gesehn. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Über die wallende Flut süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Kolumne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher, durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder, wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung: was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüt, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du

Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer er sei? und klinget nicht immer im hohen Palaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden. —
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat: sie lieget im Meere
Links von Herkules' Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Not; da fing sich im stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Säckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirt; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirt! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte

Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirt, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also müss' es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirtet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge,
Denn Ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt Ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset Ihr Euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren: man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.

O, so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter: du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rate den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Über dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.—

So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
Solche Wirte zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Zweite Epistel

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn: dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein; die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort. Da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: So möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Öffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich! da gibt es, wahrhaftig,
Arbeit genug, das tägliche Mahl durch Sommer und Winter

Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt sie beizeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrat schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gärt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein
Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildnis,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben,
verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete geteilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn, noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und
Bügeln,
Hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten und Staub erreget im Tanzsaal.

Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit! sie machen sich Arbeit
Selber genug: es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Fragmente

1

Und was deine Söhne betrifft, so weiß ich: mit ihnen
Bist du nimmer verlegen. Denn früh die Blicke der Knaben
Auf die lebendige Welt zu richten verstehst du und jedem
Das ihm eigne Organ zu künftiger Tat zu entwickeln.
Frisch erhältst du die Kraft des jungen Gemüts, behende
Faßt ein jegliches Wort ihr Gedächtnis, die trockenste Sprache
Wird im heiteren Sinn und ihrer Schönheit lebendig.
Ehren lehrest du sie das Vergangne und schätzen vor allem
Jeglichen Tages Wert und in dem Neuen die Vorzeit.
Nur das Gute hat Sinn für sie . . . . . .

*

Denn unschuldig ist, wenn Menschen lesen
Was sich vor Zeiten begeben, was dieser und jener gemeint hat,
Oder was der Charakter beschloß, zur heftigen Tat gleich
Zaubert'. Sieh, das trifft und reget alle Gemüter.

*

. . . . . Eine gefährliche Schrift,
Und kannst du diese verbrennen,
So ist allen auf einmal, den Großen und Kleinen, geholfen;
Denn mit größrer Begierde wird keine gelesen.
Willst aber du die Meinung beherrschen, beherrsche durch Tat sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot; der wackere Mann, der beständ'ge,
Der den Seinen und sich zu nutzen versteht und dem Zufall
Klug sich beugt und groß dem Zufall wieder gebietet,

Der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft
In der stillen . . . . des hohen Denkens erscheint
Der, wo alle wanken, noch steht, ...
Der beherrscht sein Volk und gebietet der Menge der Menschen.
Einen solchen habt ihr gesehen, vor kurzem hinaufwärts
Zu den Göttern getragen: woher er kam, ihm schauten
Alle Völker der Welt mit traurigem Blick nach;
Jeder schien . . . . . .

*

Wechselsweise bewahren Geschmack und Sitte einander.

*

Aber Kaiser und Reich privilegiert sie, der Papst wie der Doge
Muß in jedem Kaffeehaus sie leiden, in jeglichem Gasthof
Pater Mamachius, ach, was hast du nicht alles gestrichen:
Kein bedenkliches Wort der lustigen Oper entging dir,
Kein heroischer Vers des übermütigen Helden.
Ach, vermöchtest du doch die atheistischen Reden
Des verruchten Konvents dem römischen Volke verbergen!

*

Und die Knaben, versteht sich von selber, sie führet ein wackrer
Gradgesinnter Mann ins Heiligtum aller Erkenntnis,
Die uns die griechische Welt und die lateinische darbeut;
Und so wären die Kinder vor allem Unheil gesichert.

*

Einen bedaure ich nur in diesen fließenden Zeiten,
Pater Mamachius, dich, o Dechant aller Zensoren,
Du Magister des heiligen Palastes . . . .
Dich, des heiligen Palastes Magister . . . .

*

Keiner jammert mich mehr in diesen fließenden Zeiten
Als Mamachius, du, o Dechant aller Zensoren,

Du, des heil'gen Palasts Magister, des Ketzergerichtes
Strenger Assessor. Was mußt du, des hohen Dominicus
Zögling,
Alles erleben, nachdem du die vielen Jahre gelesen
Und gestrichen . . . . . .
Kein bedenkliches Wort der lustigen Oper entging dir,
Kein heroischer Vers des übermütigen Helden.

2

Auch die undankbare Natur der menschlichen Seele
Immer zu weiden, mit Gutem zu füllen und immer zu sätt'gen.

*

Was nur wiederkehrend die Kreise des wandelnden Jahres
Auch an Früchten uns bringen und mannigfaltiger Anmut.

*

Denn der Körper verlangt und ist bequem zu ersätt'gen:
Fülle bringt ihm das Jahr an wiederkehrenden Früchten,
Und die Erde ernähret ihm tausendfältige Nahrung.
Auch es ist ihm vergönnt, sich in dem Garten der Liebe
Reichlich zu weiden und, Freuden vertauschend, sich schön zu
erquicken;

*

Aber die Seele begehrt, und sie wird nimmer befriedigt,
Denn sie bildet sich ein, sie sei von höherem Ursprung,
Durch ein unwürdiges Band an ihren Gatten gefesselt.
Da beträgt sie sich übel im Hause; die hohen Verwandten
Liegen ihr immer im Sinn, und Sehnen nach . . . Palästen
Läßt ihr keine Ruh und raubt ihr den zärtlichen Anteil
An dem stilleren Haushalt und an der engeren Wohnung;
Ja sie verachtet sogar die eignen Kinder des Gatten.

Nähe des Geliebten

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt;
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Philine

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht:
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen,
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage,
Und die Nacht hat ihre Lust.

Harfenspieler

An die Türen will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn,
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weitergehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Träne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen schönen Waren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret, was wir singen,
Und seht die schönen Vögel!
Sie stehen zum Verkauf.

Zuerst beseht den großen,
Den lustigen, den losen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O seht den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig scheinen,
Und doch ist er der lose,
So gut als wie der große.
Er zeiget meist im stillen
Den allerbesten Willen.
Der lose kleine Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

O seht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen sind so zierlich,
Verständig und manierlich.
Sie mag sich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

Wir wollen sie nicht loben,
Sie stehn zu allen Proben,
Sie lieben sich das Neue.
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel:
Sie haben alle Flügel.
Wie artig sind die Vögel,
Wie reizend ist der Kauf!

Priesterchor

aus der Zauberflöte II. Teil

Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl?
Kluge schwanken, Weise fehlen,
Doppelt ist dann ihre Qual.

Recht zu handeln,
Grad' zu wandeln,
Sei des edlen Mannes Wahl.
Soll er leiden,
Nicht entscheiden,
Spreche Zufall auch einmal.

Chorlied

Karlsbad, zum 21. Juli 1795

Hand in Hand den Tanz zu schweben
Und, der Freude hingegeben,
Mit bescheidenem Entzücken
Sich im Wechsel anzublicken
Hebt der Tänzer frohe Brust.
Wenn sie wandeln, wenn sie fliegen,
Ist auch unser das Vergnügen
Und gesellig jede Lust.

Wenn die Zeit geschwind verflossen,
Wenn ihr Tag für Tag genossen,
O, so denkt in dieser Stunde,
Welchen Teil an eurem Bunde
Die Verehrungswerte nahm.
Nie wird uns ihr Bild entschwinden;
Möge sie Gesundheit finden,
Wie sie uns zur Freude kam.

Die Spinnerin

Als ich still und ruhig spann,
Ohne nur zu stocken,
Trat ein schöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was schaden?
Mein dem Flachse gleiches Haar
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim alten;
Und der Faden riß entzwei,
Den ich lang' erhalten.

Und des Flachses Steingewicht
Gab noch viele Zahlen:
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich sie zum Weber trug,
Fühlt' ich was sich regen,
Und mein armes Herze schlug
Mit geschwindern Schlägen.

Nun, beim heißen Sonnenstich,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächsten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt — wie kann es anders sein? —
Endlich an die Sonnen.

Meeres Stille

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche ringsumher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh' ich das Land!

Auf die Geburt des Apollo

Nach dem Griechischen

Dein gedenk' ich, Apollo, du Fernetreffer, und werde
Nie vergessen, dein Lob zu verkünden. In Jupiters Hause
Fürchten die Götter dich alle: sie heben, wie du hereintrittst,
Von den Stühlen sich auf, den kommenden Sieger zu ehren.
Leto aber allein bleibt sitzen neben dem Donnrer,
Spannt den Bogen dir ab und schließt den Köcher, sie löset
Von der glänzenden Schulter die Waffen dir los und hänget
An dem Pfeiler des Vaters sie auf am goldenen Nagel,
Leitet zum Sitze den Gott. Es reicht der Vater im goldnen
Becher Nektar dem Sohn und grüßt ihn freundlich; die andern
Götter setzen sich auch, es freut sich Leto, die große,
Ihres herrlichen Sohns. Gegrüßet, selige Leto,
Sei uns, Mutter herrlicher Kinder! Apollo, den König,
Artemis hast du geboren, die Freundin treffender Pfeile,
Auf Ortygia diese, auf Delos jenen, der rauhen
Insel; am großen Gebirge, dem Cynthischen Hügel, gebarst du,
An die Palme gelehnt. Der Inopus rauschte vorüber.

Wie besing' ich, o Phöbus, dich Liederreichen? Es kommen
Alle Lieder von dir, die auf der nährenden Erde,
Auf den Inseln des Meers den Menschen festlich erschallen.
Freie Gipfel gefallen dir wohl der höchsten Gebirge,
Nach dem Meere sich stürzende Flüsse, die offnen, gekrümmten,
Weitgestreckten Ufer des Meers, die Buchten und Häfen.

Sing' ich, wie dich Leto gebar, dich Freude der Menschen,
An den Cynthischen Hügel gelehnt, im rauhen, vom Meere
Ringsumflossenen Delos; es trieben die säuselnden Winde
Die bewegliche Flut von allen Seiten ans Ufer.

Dort entsprangst du, beherrschest nunmehr die Sterblichen alle,
Welche Kreta, welche der Gau Athens ernähret,

Und Aigina, die Insel, Euböa, schiffreich, und Aigai,
Eiresiai, Peparethos am Meere, der thrakische Athos,
Pelions hohes Gebirg, die thrakische Samos, des Idas
Schattige Rücken, und Skyros, Phokaia, dann der erhabne
Berg Autokanes, Imbrus, bewohnt von vielen, und Lemnos'
Unwirtbares Gestade, die göttliche Lesbos, der sel'ge
Sitz Aiolions, Chius, die schönste der Inseln im Meere,
Mimas, steinig, und Korykos, hoch, die herrliche Klaros;
Dann Aisagees hohes Gebirg, das gewässerte Samos,
Mykales steiles Gebirge, Miletus, Koos, die hohe
Knidus, die stürmische Karpathos, Naxus und Paros,
Und Rhenaia, die steinige; schmerzlich verlegen durchwandert
Diese Länder und Inseln, den Sohn zu gebären, die Göttin,
Suchet Wohnung dem Sohn; allein die Länder erbebten,
Keines wagte, das fruchtbarste nicht, Apollen zu tragen.
Endlich stiegst du auf Delos, verehrte Leto, und sagtest:

Delos, willst du der Sitz des Sohnes, den ich gebäre,
Phöb' Apollens, werden und seinem herrlichen Tempel
Platz gewähren? — Fürwahr, dich wird kein andrer verlangen
In Besitz zu nehmen: denn weder Stieren beförderst
Du noch Schafen den Wuchs, und es gedeihet der Weinstock
Weder auf dir, noch gedeihet der Trieb der unendlichen Pflanzen.
Ehret dich aber Apollos, des Herrlichen, Tempel, so bringen
Hekatomben die Menschen dir alle versammelt; es duftet
Immer glänzend der Rauch des dampfenden Opfers; dich schützen,
Bist du die Wohnung des Gotts, die Götter für feindlichen Händen.
Nun bedenke, wie wenig du sonst durch Früchte berühmt bist!

Also sprach sie. Es freute sich Delos und sagte dagegen:
Leto, herrlichste Tochter des großen Kronions, wie gerne
Nähm' ich den treffenden Gott bei seiner Geburt auf! die Menschen

Reden Übels von mir, ich weiß es; aber ich würde
Dann aufs höchste verehrt. Allein die prophetischen Worte
Fürcht' ich, Leto, verberge dir's nicht. Sie sagen, es werde
Grimmig aus dir ein Verderber entstehn und über die Götter,
Über alle Menschen gebieten — das fürcht' ich: erblickt er
Erst das Licht, so verachtet er mich und mein rauhes Gestade,
Tritt mit den Füßen mich weg und in die Tiefe des Meeres,
Daß die Wellen mir über und über den Scheitel bedecken,
Geht und findet alsdann sich eine gefällige Wohnung,
Baut den Tempel daselbst und pflanzt die schattigen Haine.
Mich umkriechen Polypen, die schwarzen Kälber des Meeres,
Machen sich Höhlen in mir, und mich vergessen die Völker.
Darum beteure mit heiligem Schwur, erhabene Göttin,
Daß er hier den Tempel erbaut, den Sterblichen allen,
Die mit vielen Namen ihn nennen, Orakel verkündigt.

Leto hört' es und schwur sogleich die heiligen Schwüre:
Wisse die Erde, der Himmel da droben, es wisse der schwarze
Drunten fließende Styx (die seligen Götter verbindet
Diese Beteurung des heiligen Eids): im Tempel des Phöbus,
Hier an seinem Altar soll's ewig duften, vor allen
Ländern und Inseln des Meers soll er dich immer verehren.

Nach vollendetem Schwur erfreute sich Delos, erwartend
Seines Gottes. Allein von schmerzlichen Wehen gequälet,
Litt neun Tag' und Nächte die Göttin. Es waren die andern
Göttlichen Frauen zu ihr, die herrlichsten, alle gekommen:
Rhea, ferner Dione, dazu die forschende Themis,
Amphitrite mit ihnen, die Göttin seufzender Wogen,
Andre mehr der unsterblichen Frauen. Es weilte mit Vorsatz
Here, sitzend im Hause Kronions, beschäftigte künstlich
Dich, gebärenden Frauen Erwünschteste, Eileithyia;
Dir verbarg sie die Schmerzen der leidenden Göttin, mißgönnte
Jupiters herrlichen Sohn der ringellockichten Leto.

Aber die göttlichen Frauen versendeten Iris von Delos,
Eileithyia zu holen, die Helferin, ließen zusammen
Eine köstliche Schnur um den Hals, von goldenem, feinem
Drahte, künstlich geflochten, ihr, lang neun Ellen, versprechen;
Heimlich solle sie Iris berufen, daß Here nicht etwa
Merkte die Absicht und hinderlich wäre der scheidenden Göttin.
Schnell entfernte sich Iris mit leichten Füßen und legte
Zwischen Himmel und Erde den Raum in kurzem zurücke,
Kam zum Sitze der Götter, dem hohen Olympus, und winkte
Eileithyien heraus vor die Türe des göttlichen Hauses,
Sagte mit eilenden Worten ihr alles, was die erhabnen
Frauen ernstlich befohlen; und sie bewegte das Herz ihr.
Beide gingen wie schüchterne Tauben und kamen nach Delos.

Da Eileithyia, die Helferin, Delos betreten,
Wirkten die Wehen gewaltig, es nahte Letos Entbindung.
Mit den Armen umschloß die Göttin den Palmbaum; die Füße
Stemmte sie gegen das Gras, die Erde lächelte. Mächtig
Sprang ans Licht der göttliche Sohn; es jauchzten die Frauen,
Wuschen heilig und rein im klaren Wasser, o Phöbus,
Deine Glieder und wickelten dich in glänzende zarte
Neue weiße Gewande, die goldne Binde darüber.
Und es tränkete nicht die Mutter den göttlichen Knaben,
Themis reichte mit göttlichen Händen ihm Nektar zu saugen
Und Ambrosia hin, zur Freude Letos, der großen,
Die den herrlichen Sohn nach vielen Sorgen geboren.
Aber kaum genoß er die Kost der unsterblichen Götter,
Als die goldenen Binden nicht mehr den Strebenden hielten,
Bande der sterblichen Jugend; die Knoten lösten sich alle.
Und die göttlichen Frauen vernahmen die Rede des Knaben:
Lieben werd' ich Zither und Bogen, den Ratschluß Kronions
Werd' ich wahrhaft und treu den Menschen allen verkünden.
Also sprach er und schritt die weiten Wege hernieder,
Phöbus, der lockige Gott, der Fernetreffer. Es staunten

Die unsterblichen Frauen, und wie von Golde beladen
Glänzte Delos für Freuden, den Sohn Kronions und Letos
Endlich schauend, den Gott, der sie vor allen erwählet,
Allen Ländern und Inseln, sich einen Tempel zu bauen.
Und es ergriff sie gewaltige Liebe, sie leuchtete freundlich,
Wie im Frühling der Rücken des Berges von blühenden Wäldern.

Aus Homers Odyssee

7. Gesang, Vers 78—132

Als sie die Worte gesprochen, entfernte sich Pallas Athene.
Wandelnd über das Meer verließ sie die liebliche Insel,
Kam nach Marathon, kam nach Athen, die herrlichen Gassen
Leiteten sie zum befestigten Hause des hohen Erechtheus.
Aber Ulysses erreichte des Königs Wohnung, da stand er,
Dachte vieles bei sich, eh' er die Schwelle berührte.
Denn wie Sonn' und Mond uns blenden, so leuchtet' es glänzend
Um die hohe Wohnung Alkinous', ehrene Mauern
Waren hüben und drüben errichtet von vornen bis hinten,
Himmelblau lief das Gesimse herum. Es schließen von innen
Goldene Türen das Haus, es stehen silberne Pfosten
Auf der ehrenen Schwelle, die Oberschwelle von Silber
Deckt die Pforte, daran ein goldner Türring bewegt wird.
Golden und silberne Hunde, zu beiden Seiten, bestellte
Vor Alkinous' Haus, unsterbliche Wächter, Hephaistos.

Drinne waren Bänke befestigt, so hüben als drüben,
Rings von vorn bis hinten umher, und Teppiche glänzten,
Feine, wohlgestickte, darüber gebreitet, der Frauen
Künstliche Werke, es saßen darauf die ersten Phaiaken,
Aßen und tranken, sie hatten genug. Es standen im Saale

Goldene Knaben umher auf schönen Gestellen und hielten
Brennende Fackeln, den Gästen zu leuchten. Es waren im Hause
Funfzig Mägde verteilt; die einen mahlen den Weizen,
Andre sitzen und weben, geschickt die Fäden verwechselnd.
Wie die Blätter der Pappel bewegt sich die Arbeit der Hände,
Und es träufelt das Öl vom festgeschlagnen Gewebe.
Wie vor allen Menschen phaiakische Männer verstehen
Schiffe zu führen durchs Meer, so wissen die Frauen der Insel
Herrlich zu weben, zu sticken, es lehrte sie Pallas Athene
Mit verständigem Geist fürtreffliche Werke vollenden.

An den Seiten des Hofes war ein geräumiger Garten,
Der vier Acker enthielt, von allen Seiten umzäunet.
Wohlgewachsen trugen daselbst die grünenden Bäume
Birnen, Granaten und Äpfel, die Äste glänzten gebogen,
Süße Feigen fanden sich da und Beeren des Ölbaums.
Niemals mangelt es hier an Früchten. Im Sommer und Winter
Bringet Zephyr die einen hervor und reifet die andern.
Apfel eilet nach Apfel dem süßen Alter entgegen,
Birn' nach Birn' und Feige nach Feigen und Traube nach Trauben.
Denn es stehen Reben gepflanzt im sonnigen weiten
Raum, es trocknet daselbst ein Teil der Trauben am Stocke,
Andere liesest man ab und keltert sie, andere nähern
Langsam der Reife sich noch und andre blühen der Zukunft.
Immergrünend wächst das Gemüs' auf zierlichen Beeten
Wohlgeordnet zuletzt und schmücket das Ende des Gartens.
Auch zwei Quellen dringen hervor, es teilet die eine
Durch den Garten sich aus, es eilet die andre dem Haus zu,
Unter der Schwelle des Hofes hindurch, und tränket die Bürger.
Solche Gaben der Götter ersah man im Hause des Königs.

Aus Homers Odyssee

8. Gesang, Vers 267—326

Singe, Muse, mit Lust den Liebeshandel des Ares,
Den er einst sich erkühnt mit Aphroditen zu wagen.
Erst verbanden sie sich im Hause des alten Hephästos
Heimlich, mit vielen Geschenken gewann sich Ares das Lager
Des abwesenden Königs, doch dieser erfuhr das Geheimnis,
Denn die Sonne verriet's, die ihre Spiele gesehen.
Als nun aber der Alte die traurige Märe vernommen,
Schritt er der Werkstatt zu, im Sinne Böses bewegend.
Und er setzt' auf den Block den großen Amboß und schmiedet'
Fesseln, die festesten, aus, die immer und ewiglich hielten.
Als er im Zorne nun so dem Ares Böses bereitet,
Ging er zur Kammer hinan, wo das liebe Bett ihm gestellt war.
Nun umschlang er die Pfeiler mit Banden alle, von oben
Breitet' er viele herab wie luftige Spinnengewebe,
Die auch niemand bemerkte, und wenn es ein Göttlicher wäre:
Denn sie waren zu künstlich. Und da er alles bereitet,
Schien er nach Lemnos zu gehn, der schönen Stadt der Geliebten.
Aber Ares bemerkte sogleich den Wandernden; eilig
Ging er ins Haus des Mannes, der süßen Cythere begehrend.
Diese war eben vom Vater, dem großen Kronion, gekommen,
Hatte sich niedergesetzt; es kam der Freund, sie zu grüßen,
Faßte sie bei der Hand und sprach die reizenden Worte:
Komm, mein Liebchen, gehn wir zum Bette, zusammen zu schlafen;
Dein Gemahl ist hinweg, ich sah nach Lemnos ihn wandern.
Also sprach er; auch sie begehrte der süßen Umarmung.
Beide bestiegen das Lager und freuten sich. Aber die Bande
Schlangen sich über sie her, die künstlichen Werke des Meisters;
Nicht zu bewegen war mehr ein Glied und nicht zu verrücken.

Sie erkannten sogleich, es sei die Flucht nun unmöglich.
Wieder zu ihnen bewegte sogleich der hinkende Gott sich,
Um sich wendend, noch eh' er die Gegend von Lemnos erreichte;
Denn die Sonne hatte gespäht und das Zeichen gegeben.
Und er wankte zum Hause, im Herzen schmerzlich beweget,
Stand an der Pforte; da faßte der Zorn ihn wild und gewaltig,
Und er erhub ein entsetzlich Geschrei, die Götter vernahmen's:
Zeus, mein Vater und ihr andern, ihr seligen Götter zusammen,
Kommt, daß ihr sehet die Werke, die lächerlich sind und unerträglich,
Wie mich hinkenden Mann die Tochter Zeus', Aphrodite,
Ewig entehrt und in Liebe den schädlichen Ares umarmet,
Weil er schön ist und grad; ich aber freilich dagegen
Bin gebrechlich geboren; doch ich und niemand ist schuldig,
Nur die Eltern beide — o hätten sie mich nicht geboren!
Aber sehet nun her, wie sie in Lieb' sich umarmen,
Meine Lager besteigend — ich aber sehe sie traurig.
Aber ich hoffe, sie sollen nicht lange so wünschen zu liegen,
So verliebt sie auch sind, und wieder zusammen zu schlafen.
Diesmal aber soll sie die List und die Fesseln mir halten,
Bis der Vater mir alle die Hochzeitgeschenke zurückgibt,
Die ich ihm wegen der Tochter, der unverschämten, gereichet;
Herrlich schön ist sie wohl, doch unbezwungnen Gemütes.

Also sprach er; es langten die Götter im ehernen Haus an,
Poseidaon, der schreckliche, und der gewandte
Hermes, und so kam auch der treffende König Apollo.
Weiblich aber verschämt, die Göttinnen blieben zu Hause.
In dem Vorhaus standen sie nun, die Götter, versammelt;
Unter ihnen entstand sogleich ein unendlich Gelächter....

Aus Homers Ilias

14. Gesang, Vers 329–351

Doch betrüglich sagte darauf die mächtige Juno:
Hoher Sohn des Saturns, welch eine Rede vernahm ich!
Hier begehrst du der Lust und ehlichen Liebe zu pflegen,
An den Gipfel gelehnt des offenbaren Gebirges?
Blickte nun der Göttlichen eine auf unsre Umarmung,
Ging und sagt' es den Himmlischen an, ich käme nicht wieder,
Von dem Lager erwacht, zu deinem ewigen Hause.
Nein, es kränkte zu sehr. Doch wenn du meiner begehrest,
Wenn dein Herz es gebeut, so laß in deinem Gemache,
Das Vulkan, dein Sohn, mit klugen Sinnen erbaute,
Fest mit Türen verschloß, uns miteinander vergnügen.

Ihr antwortete drauf der Wolkensammler Kronion:
Juno, keiner der Götter und keiner der sterblichen Menschen
Soll uns sehen, fürchte das nicht, mit goldenem Nebel
Deck' ich dein Lager umher, es soll die wandelnde Sonne
Mit dem Blicke, der alles durchdringt, die Hülle nicht durchsehn.

Sprach's und faßte sein Weib in göttlichen Armen bezwingend.
Unter ihnen hub sich der Boden von sprossenden Kräutern,
Feuchten Lotos und Krokus und Hyazinthen erzeugend.
Stark und weich die Göttlichen trug das schwellende Lager,
Golden wallte der Nebel umher und träufelte glänzend.

An die Herzogin Luise

Weimar, den 29. Januar 1796

Sklaven sollten wir haben in deiner Gegenwart? Alle,
Fürstin, machest du frei, alle verbindest du dir.

In das Stammbuch des Grafen Emerich Bethlen

Jena, den 13. März 1796

Baue, Jüngling, den Garten beizeiten, so ernteſt du Früchte
Schon, wenn viele ſich erſt ungewiß ſuchen den Platz.

In das Stammbuch des Schauſpielers Iffland

Weimar, den 24. April 1796

Viel von Künſten und Künſtlern wird immer in Deutſchland
geſprochen;
Angeſchaut haben wir nun Künſtler und Künſte zugleich.

Alexis und Dora

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Flut weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und
Wimpel.
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.

Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Füreinander, doch ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben
Unvermutet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Äther,
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt.
In mich selber kehr' ich zurück: da will ich im stillen
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüt?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Rätsel,
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung ins Ohr:
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt;
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüt auf
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,
Die du ums Aug' mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;
Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Öfter sah ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eilig warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen,
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Maß.

Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen,
Doch er hielt sich stet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Flut! Du lügst nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab:
Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde, so sprach er,
Und gelichtet, mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand;
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater
Würdig die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Türe dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest du nun, und köstliche Waren
Handelst du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen: ich will es
Dankbar zahlen: so oft hab' ich die Zierde gewünscht!
Stehen war ich geblieben und fragte, nach Weise des Kaufmanns,
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis! da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin wert.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei; da sagtest du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.

Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Öfters bat ich: es sei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm, tausendmal küßt' ich den Hals.
Mir sank über die Schulter dein Haupt: nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal. Da floß
Häufig die Träne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?
Ewig! sagtest du leise. Da schienen unsere Tränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe
Durch die Türe herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe, die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!

O, so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Flut!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir, locker gewunden, den Hals!
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten: goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand.
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Saphir
Stelle dem Hyazinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O wie den Bräutigam freut, einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild' in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelass'ne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Türe steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!

Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem einen Gibt, sie kehret sich auch schnell zu dem andern herum.
Lache nicht diesmal, Zeus, der frech gebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher und gib der tobenden Welle
Diese Waren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Musen und Grazien in der Mark

O wie ist die Stadt so wenig!
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was Bessers tun.
Ball und Oper wird uns töten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist:
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen, laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark!

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hinzuführen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen
Mit dem spitzen Turme hier:
Welch ein Wirtshaus sondergleichen!
Trocknes Brot und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Toten
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetieret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns besticheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern keimet
Silb' aus Silbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf Deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an:
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug getan.

Mignon

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung;
Vor Kummer altert' ich zu frühe —
Macht mich auf ewig wieder jung!

Register

Gedichte, Erster Teil

1756—1796

Frankfurt 1756—1765

Bei dem erfreulichen Anbruche des 1757. Jahres . . 149
Bei diesem neuen Jahreswechsel 150
Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi . 151
In das Stammbuch von Friedrich Maximilian Moors 156
In das Güldne Schatzkästlein der Mutter 157

Leipzig 1765—1768

Aus Briefen der Leipziger Studienzeit
An Johann Jakob Riese 161
An denselben 161
An Kornelia Goethe 163
An Johann Jakob Riese 164
A Song over the Unconfidence towards myself . . . 166
Aus einem Briefe an Augustin Trapp 168
Aus einem Briefe an Behrisch 169
Vaudeville à Mr. Pfeil 170
A Monsieur le Général-Major de Hoffmann . . . 171
An Karoline Schulze 173
Aus einem Briefe an Kornelia Goethe 173
An meine Mutter 174
An den Kuchenbäcker Hendel 175
Annette
An Annetten 176

Biblis 176
Lyde 179
Kunst, die Spröden zu fangen 181
Triumph der Tugend 186
Elegie auf den Tod des Bruders meines Freundes 191
Ode an Herrn Professor Zachariae 193
An den Schlaf 194
Pygmalion 195
Die Liebhaber 198
Annette an ihren Geliebten 200
An einen jungen Prahler 201
Madrigal 201
Das Schreien 202
Madrigal 202
Madrigal 202
An meine Lieder 203
Drei Oden an meinen Freund Behrisch 204
Le véritable ami 208
An Corona Schröter 208
An Venus 209
In das Stammbuch von Georg Gröning . . . 210

Frankfurt 1768—1770

An Friederike Oeser 213
Neue Lieder
Neujahrslied 219
Der wahre Genuß 220
Die Nacht 223
Das Schreien 223
Der Schmetterling 224
Das Glück 225
Wunsch eines jungen Mädchens 225
Hochzeitlied 226
Kinderverstand 227

Die Freuden 228
Amors Grab 229
Liebe und Tugend 229
Unbeständigkeit 230
An die Unschuld 230
Der Misanthrop 231
Die Reliquie 231
Die Liebe wider Willen 232
Das Glück der Liebe 233
An den Mond 234
Zueignung 235
Am Flusse 237
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg 237
Blinde Kuh 238
Der Abschied 239

Straßburg 1770—1771

An Friederike Brion
Ich komme bald, ihr goldnen Kinder 243
Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle 243
Willkommen und Abschied 243
Nun sitzt der Ritter an dem Ort 244
Balde seh' ich Rikchen wieder 245
Heidenröslein 246
Mit einem gemalten Band 246
Mailied 247
Erwache, Friederike 248
Dem Himmel wachs' entgegen 250
Ein grauer, trüber Morgen 250

Frankfurt 1771—1775

Ach wie sehn' ich mich nach dir 255
Ob ich dich liebe, weiß ich nicht 255

Aus „Gottfried von Berlichingen“
Berg auf und Berg ab 256
Es fing ein Knab ein Meiselein 256
Zigeunerlied 257
Wanderers Sturmlied 259
Der Wandrer 263
Elegie 270
Felsweihegesang 271
Elysium 273
Pilgers Morgenlied 275
Ganymed 276
Auf eine Zeichnung 277
Aus einem Briefe an Johann Christian Kestner . . . 278
Aus „Götz von Berlichingen“
Mit Pfeilen und Bogen 279
An Johann Heinrich Merck 279
Concerto dramatico 281
Adler und Taube 287
Mahomets Gesang 288
Pindars fünfte Olympische Ode 291
An Friedrich Wilhelm Gotter 293
Sprache 294
An Johann Christian Kestner 294
Das garstige Gesicht 294
Katechisation 295
Dilettant und Kritiker 296
Der Welt Lohn 297
Aus „Erwin und Elmire“
Auf dem Land und in der Stadt 297
Das Veilchen 298
Mädchens Held 298
Autoren 300
Rezensent 301
Künstlers Morgenlied 302

Kenner und Enthusiast 305
Kenner und Künstler 306
Monolog des Liebhabers 307
Christel 307
An eine auswärtige Freundin 309
Auf Mademoiselle N. N. 309
Und fand, als ich mich aufgerafft 309
Diner zu Koblenz 310
II. Sura 311
Wenn du darnach was fragst 311
Wir werden nun recht gut geführt 311
Geistesgruß 312
In das Stammbuch Georg Friedrichs Schmolls . . . 312
In den Kalender der Frau Kämpf 313
Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare . . 313
Der untreue Knabe 315
Der König in Thule 316
An Schwager Kronos 317
In das Stammbuch Johann Peter de Reyniers . . . 319
An Hieronymus Peter Schlosser 320
Der neue Amadis 321
Rettung 322
Sendschreiben 323
Künstlers Abendlied 325
An Johann Heinrich Merck 325
Guter Rat 326
Der Musensohn 326
Aus „Erwin und Elmire"
Ihr verblühet, süße Rosen 328
In ein Exemplar von Werthers Leiden 328
Zu den Leiden des jungen Werthers 329
Stoßgebet 329
„Freuden des jungen Werthers" 329
Auf Nicolai 330

Prometheus 330
Neue Liebe, neues Leben 332
An Belinden 333
An Lili Schönemann 334
Aus „Claudine von Villa Bella“
Liebliches Kind! Kannst du mir sagen 334
Mit einem goldenen Halskettchen 334
Lilis Park 335
Den Männern zu zeigen 339
An Lottchen 340
In das Stammbuch von Jakob Michael Reinhold Lenz . 341
Aus dem Tagebuch der Schweizerreise 342
Auf dem See 342
Vom Berge 343
An Johann Kaspar Lavater 343
An Johann Georg und Rahel d'Orville 343
Bundeslied 346
Herbstgefühl 348
Sehnsucht 348
O Vater alles wahren Sinns 349
Klaggesang 349
Aus dem „Urfaust“
Es war eine Ratt' im Kellernest 352
Es war einmal ein König 353
Aus „Egmont“
Die Trommel gerühret! 354
Freudvoll und leidvoll 355
Menschengefühl 355
Eis-Lebens-Lied 355
Königlich Gebet 356
Legende 356
Ein lutherischer Geistlicher spricht 356
Ein Reicher, dem gemeinen Wesen zur Nachricht . . . 357
Hypochonder 357

Weimar 1775—1786

Jägers Abendlied 361
Nur Luft und Licht und Freundeslieb' 361
An Lili Schönemann 362
An den Herzog Karl August 362
An ein goldenes Herz, das er am Halse trug . . . 362
An Lili Schönemann 363
An den Herzog Karl August 363
An Johann Gottfried Herder 364
Wandrers Nachtlied 366
An Charlotte v. Stein 366
Bleibe, bleibe bei mir 368
Hans Sachsens poetische Sendung 369
Hoffnung 375
Rastlose Liebe 375
An Charlotte v. Stein 376
An dieselbe 376
An dieselbe 376
An dieselbe 377
Einschränkung 377
An Charlotte v. Stein 377
An dieselbe 378
Seefahrt 378
An Charlotte v. Stein 380
Liebebedürfnis 380
Sorge 381
Vor Gericht 381
Aus „Lila"
Feiger Gedanken 382
An die Herzogin Luise 382
An Charlotte v. Stein 383
Aus einem Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg 383
Tief aus dem Herzen hingesungen 383
Was ist der Himmel, was ist die Welt 383

Gellerts Monument von Oeser 384
Harzreise im Winter 384
An den Mond 387
Der Fischer 389
Grabschrift 390
An Charlotte v. Stein 390
In ein Album 391
Warnung. 391
An den Herzog Karl August 392
An Charlotte v. Stein. 392
An Luise v. Göchhausen 393
Physiognomische Reisen 393
An Charlotte v. Stein 394
An dieselbe 394
Der 4. Teil meiner Schriften, Berlin 1779 bei Himburg 395
Gesang der Geister über den Wassern 395
Schweizerlied 396
Christoph Kaufmann 398
Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump . . . 398
Aus „Jery und Bätely"
Ein Mädchen und ein Gläschen Wein 398
Es war ein fauler Schläfer 398
Wandrers Nachtlied 399
Gnomische Verse 399
An Charlotte v. Stein 400
Meine Göttin 400
Elfenlied 403
Canzonetta Romana 403
An Charlotte v. Stein 405
An Frau v. Stein und ihre Gesellschaft nach Kötschau 406
An Charlotte v. Stein 407
An 407
Wechsellied zum Tanze 408
Epiphanias 409

An den Herzog Karl August 410
Versuchung 410
Die Nektartropfen 410
Grenzen der Menschheit 411
Er und sein Name 413
Nachtgedanken 413
An die Cikade 414
Der Becher 414
An Charlotte v. Stein 415
An Lida 416
Versus memoriales 416
An Luise v. Göchhausen 417
An die Teegesellschaft bei Luise v. Göchhausen . . . 418
Auf Miedings Tod 419
Ferne 426
Frage nicht nach mir und was ich im Herzen verwahre 426
Arm an Geiste kommt heut' spät dein Geliebter vor dich 426
Als der Undankbare floh, o Göttin ewiger Treue . . 426
Erwählter Fels 426
Ländliches Glück 427
Einsamkeit 427
Philomele 427
Geweihter Platz 427
Der Park 428
Steile Höhen besucht die ernste forschende Weisheit . 428
Man läuft, man drängt, man reißt mich mit . . . 428
Auf Knebels Schreibtisch 429
Erkanntes Glück 429
Erlkönig 429
An Karoline Herder 431
Mignon 432
An Charlotte v. Stein 432
Bin so in Lieb' zu ihr versunken 433
Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen . . . 433

Todeslied eines Gefangenen 434
Liebeslied eines amerikanischen Wilden 435
Herzlich bat ich die Muse 435
Ilmenau 435
In Braks Stammbuch 442
Entschuldigung 442
Mignon 442
Der Sänger 443
Harfenspieler 444
Derselbe 445
Das Göttliche 445
Novemberlied 447
Wenn ich den Dieben gebellt 448
Liebhaber in allen Gestalten 448
Stoßseufzer 450
Genialisch Treiben 450
Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge 451
Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten 451
Zueignung 451
An Charlotte v. Stein 455
Für ewig 455
Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet . . . 455
Warnung 456
Du verachtest den Armen 456
Dem Ackermann 456
Anakreons Grab 456
Die Geschwister 457
Zeitmaß 457
Die Lehrer 457
Ungleiche Heirat 457
Heilige Familie 458
Wonne der Wehmut 458
Aus „Scherz, List und Rache“
Gern in stillen Melancholien 458

Stammbuchblatt 459
In das Stammbuch Fritz v. Steins 459
Herzog Leopold von Braunschweig 460
Mignon 460
In das Stammbuch der Gräfin Christine v. Brühl . 461
Bänkelsängerlied 461
An die Gräfin Christine v. Brühl 464
Erster Verlust 464
Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel . 465
Verschiedene Empfindungen an einem Platze . . 466
Gespräch zwischen Schildwache und Freund Hein . 468
Nemesis 469
Neue Heilige 469
An Charlotte v. Stein 469
Auf Lavaters Lied eines Christen an Christus . . 470
An Karoline v. Staupitz 470
An den Herzog Karl August 471
An die Entfernte 473
Erinnerung 473
Beherzigung 474

Italien 1786—1788

Sizilianisches Lied 477
An den Herzog Karl August 477
Amor als Landschaftsmaler 478
Aus „Claudine von Villa Bella"
Cupido, loser, eigensinniger Knabe 480
Abendsegen 481
An seine Spröde 481
Anliegen 482
Nähe 482
Nach dem Italienischen 482
Ich habe die Tage 483

Weimar 1788—1796

Römische Elegien 487
Edelknabe und Wahrsagerin 506
Morgenklagen 507
Der Besuch 509
Süße Sorgen 511
In das Stammbuch Johann Friedrich v. Anthings . 511
Cophtisches Lied 512
Ein anderes 512
Epigramme. Venedig 1790 513
An die Herzogin Anna Amalia 542
Grün ist der Boden der Wohnung 542
An die Knappschaft von Tarnowitz 542
Von Osten nach Westen 542
In das Stammbuch des Schauspielers Heinrich Beck 543
An den Herzog Karl August 543
In das Stammbuch des Schauspielers Schröder . . 544
Will ich die Blumen des frühen 544
Trierische Hügel beherrschte Dionysos 544
Künstlers Fug und Recht 544
Der neue Amor 546
In das Album der Fürstin Amalie Gallitzin . . . 547
Das Wiedersehn 547
Episteln 548
Nähe des Geliebten 557
Philine 557
Harfenspieler 559
Wer kauft Liebesgötter? 559
Priesterchor 560
Chorlied 561
Die Spinnerin 562
Meeres Stille 563
Glückliche Fahrt 563
Auf die Geburt des Apollo 564

★ Register ★

Aus Homers Odyssee. 7. Gesang . . . . . .
Aus Homers Odyssee. 8. Gesang . . . . . .
Aus Homers Ilias . . . . . .
An die Herzogin Luise . . . . . .
In das Stammbuch des Grafen Emerich Bethlen
In das Stammbuch des Schauspielers Iffland
Alexis und Dora . . . . . .
Musen und Grazien in der Mark . . . .
Mignon . . . . . .

altsübersicht der gesamten Ausgabe

I
Co
Ein
Epi
An
Grün
An 1756—1796

Erster Band

Zweiter Band
Dritter Band

Gedichte: 1821—1832; Maximen und Reflexionen; Gesamtregister
r Gedichte

Vierter Band

West-östlicher Divan. Epen: Der ewige Jude; Die Geheimnisse;
Reineke Fuchs; Hermann und Dorothea; Achilleis

Fünfter Band

ugenddramen: Belsazer; Die königliche Einsiedlerin; Aus Cor-
eilles „Lügner"; Der Tugendspiegel; Die Laune des Verliebten;
ie Mitschuldigen; Cäsar; Geschichte Gottfriedens von Berlichingen;
ötz von Berlichingen; Prolog zum Neueröffneten moralisch-poli-
chen Puppenspiel; Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; Fast-
achtsspiel vom Pater Brey; Künstlers Erdewallen; Des Künstlers
Apotheose; Satyros; Prometheus; Götter,
elden und Wieland; Prolog zu den neusten Offenbarungen
ottes; Clavigo; Hanswursts Hochzeit; Anekdote zu den Freuden
s jungen Werthers; Frau Aya und die Bäuerin; Der Falke;
ekrutenaushebung; Götz von Berlichingen (Bühnenbearbeitung)